Deutsche Reden in schwerer Zeit

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SAN DIEGO

Deutsche Reden in schwerer Zeit

Zweiter Band

Der Reinertrag dieſes Buches iſt für den Reichsverband zur Unterſtützung deutſcher Veteranen (E. V.) beſtimmt

Deutsche Reden in schwerer Zeit

gehalten von den Professoren

Litzmann, Bonn / Delitzsch, Berlin / Kahl, Berlin
Seeberg, Berlin / Leonhard, Breslau
Hoetzsch, Berlin / Brandl, Berlin
Kohler, Berlin / Herkner, Berlin
Brückner, Berlin
und dem Präsidenten des Reichsversicherungsamts
Kaufmann

Herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern

Zweiter Band

Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8 / 1915

Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker.
Berlin W 8, Mauerstraße 43/44

Verlags-Archiv 5769. (I/V.)

Vorwort

Die „Deutschen Reden in schwerer Zeit“ haben sich ihre Gemeinde geschaffen. Allwöchentlich versammelte sie sich, die Säle, wie groß sie auch immer gewählt werden mochten, bis auf den letzten Platz füllend. Und der Krieg, der uns über alle Gegensätze und Standesunterschiede hinweghilft, bewährt sich auch an ihr. Neben der Exzellenz und dem Professor sitzt der schlichte Arbeitsmann aus dem „Volke“, das nun kein für sich gesondertes Volk mehr ist und niemand fragt, ob sein Nebenmann auch politisch zuverlässig sei, oder ob er selbst den Redner ohne Gefährdung für sein politisches Seelenheil ruhig anhören dürfe. Unberührt durch vorgefaßte Meinungen lauschen sie alle dem, was geistige Führer unseres Volkes in dieser schweren Zeit zu sagen haben, und wie die Reden allein eingestellt sind auf die Größe und die Schicksalsschwere dieser Zeit, so leidet auch die Empfänglichkeit für sie niemals unter den Hemmungen kleinlicher Gesichtspunkte.

Seit durch die Deutschen Reden in schwerer Zeit zuerst zur Tat wurde der Gedanke, durch das gesprochene und gedruckte Wort in weiten Schichten unseres Volkes das Verständnis für diese Zeit, in der sich Deutschlands Sein oder Nichtsein als Weltmacht entscheidet, zu vertiefen, diese Kreise mit Bewußtsein die gewaltigste Epoche deutscher Geschichte erleben zu lassen und zu solchem gemeinsamen Erlebnis alle Schichten des Volkes ohne Unterschied von Stand, Beruf und politischer Gesinnung zusammenzuführen, ist eine ganze Reihe mehr oder minder verwandter Veranstaltungen ins Leben getreten, teils Folgen mündlicher Vorträge, teils solche gedruckter Reden und Aufsätze wissenschaftlichen Charakters.

Diese erwünschte Ergänzung ihrer Aufgabe hat es den Deutschen Reden in schwerer Zeit erlaubt, ihre besondere Eigenart zu entwickeln. Äußerlich kommt diese Eigenart darin zum Ausdruck, daß nur Universitätsprofessoren — mit einer einzigen Ausnahme — zum Worte gekommen sind. Gibt dieser äußere Umstand den Reden schon eine gewisse Geschlossenheit ihres Charakters, so wird diese nach einer anderen Richtung hin bedingt durch die Zusammensetzung

der Zuhörerschaft. Die Reden wollen und können nicht ausschließlich und in erster Linie wissenschaftliche Vorträge oder Abhandlungen sein. Daß die Wissenschaft zu ihrem Rechte kommt, dafür bürgen freilich die Namen der Redner. Daneben aber wollen diese Reden der Stimmung dienen, deutsche Gesinnung wecken, vertiefen, festigen. Es möchte erlaubt sein, dies ausdrücklich an dieser Stelle auszusprechen, um Mißverständnissen zu begegnen, die auftreten könnten oder wohl schon aufgetreten sind.

Diese ihre Besonderheit wollen die Deutschen Reden in schwerer Zeit aber auch in ihrer Buchausgabe bewahren. Sie wollen von der Wirkung des gesprochenen Wortes nicht mehr einbüßen, als das gedruckte Wort dem gesprochenen Wort nun einmal unter allen Umständen schuldig bleiben muß.

Diese persönliche Wirkung aber ist es — wenn auch nur zu einem Teil —, der die Buchausgaben der Reden ihren außergewöhnlichen Erfolg zu danken haben. Denn weit größer als die Gemeinde derer, die sich auch persönlich zu den Füßen der Redner versammeln dürfen, ist die Gemeinde derer, die durch die Buchausgaben nur geistig zusammenge-

schlossen werden. Mit besonderer Genugtuung darf es begrüßt werden, daß die Reden draußen unter unseren Truppen im Felde und unter den Verwundeten in den Lazaretten einen weitgezogenen Leserkreis gefunden haben. In vielen Tausenden von Exemplaren werden sie hinausgesandt und immer wiederkehrende Wünsche und Bitten in persönlichen Briefen, aber auch in der Presse zeugen von der starken und erhebenden Wirkung, die sie gerade unter unseren trefflichen Kriegern tun. Es hat darum der Verlag von dem ersten und dem hier vorliegenden zweiten Bande eine besondere Ausgabe herausgegeben, die sich als Feldpostbrief versenden läßt.

Die Reden des zweiten Bandes erscheinen wie die des ersten in der Reihenfolge, in der sie gehalten worden sind. Nur die Rede von Herrn Geheimrat Professor Dr. Anschütz am 22. Januar über Zukunftsprobleme deutscher Staatskunst darf aus politischen Gründen einstweilen noch nicht veröffentlicht werden.

Der Reinertrag der zweiten Reihe dieser Reden, die in den Einzelausgaben die Hefte 12 bis 21 umfaßt, wird, soweit er sich aus dem Verkauf dieser Einzelausgaben ergibt, der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege

Gefallenen überwiesen. Der Reinertrag des zweiten Bandes der Buchausgabe ist, wie auch der des ersten Bandes und der Feldpostausgaben, für den Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen bestimmt.

Berlin, im März 1915

Für den Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern:
Professor Dr. Waldeyer.

Für die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Abteilung für freies Volksbildungswesen:
Dr. R. v. Erdberg.

Inhalt

Seite

Berthold Litzmann:
Ernst von Wildenbruch und der nationale Gedanke
Rede am 26. November 1914 1

Paul Kaufmann:
Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille
Rede am 4. Dezember 1914 31

Friedrich Delitzsch:
Psalmworte für die Gegenwart
Rede am 15. Dezember 1914 63

Wilhelm Kahl:
Pessimismus und Optimismus im Kriege
Rede am 8. Januar 1915 89

Reinhold Seeberg:
Krieg und Kulturfortschritt
Rede am 15. Januar 1915 115

Rudolf Leonhard:
Amerika während des Weltkrieges
Rede am 29. Januar 1915 155

Otto Hoetzsch:
Der Deutschen Kampf im Osten
Rede am 5. Februar 1915 185

Seite

Alois Brandl:
Byron im Kampf mit der englischen Politik und die englische Kriegslyrik von heute
Rede am 12. Februar 1915 209

Josef Kohler:
Der heilige Krieg
Rede am 19. Februar 1915 241

Heinrich Herkner:
Krieg und Volkswirtschaft
Rede am 26. Februar 1915 257

Alexander Brückner:
Der Weltkrieg und die Slawen
Rede am 5. März 1915 287

Dr. Berthold Litzmann, Bonn:

Ernst von Wildenbruch und der nationale Gedanke

Rede am 26. November 1914

In den Märztagen des Jahres 1885 sah sich das deutsche Volk vor eine neue große Aufgabe gestellt, die Frage: Sollen wir die schwarzweißrote Flagge über das Weltmeer tragen und unter fremder Sonne ein Neudeutschland bauen? sollen wir eine Kolonialpolitik inaugurieren? Das Volk in seiner Gesamtheit war geneigt, mit einem freudigen Ja zu antworten, nicht so der Reichstag. Eine Dunstwolke von Selbstgerechtigkeit, Kleinmut und Verständnislosigkeit lagerte über dem Hohen Hause. Wie an einer ehernen Wand prallte der Appell Bismarcks, sich angesichts der Tragweite der zu fassenden Beschlüsse für die Zukunft Deutschlands zusammenzuschließen zur parteilosen Einmütigkeit, an der Überlegenheit der Parteiweisheit ab. Und bittren Groll im Herzen erinnerte sich der gewaltige Recke „der tragischen Veranlagung" der Deutschen, daß sie „das Glück nicht vertragen": „so oft es den Deutschen gut geht, steht Loki unter uns auf, der den Hödur findet". Loki, der Parteigeist! Aber als er diesen dann unter dem donnernden Beifall der überfüllten Tribünen als Verderber an den Pranger stellte und ihn „vor Gott und der Geschichte" anklagte, wenn das ganze herrliche Werk unsrer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall

gerät, da mußte er sich tags darauf von einem Parteigewaltigen die überlegene Belehrung gefallen lassen: „Je öfter die nationale Frage bei verhältnismäßig unbedeutenden Dingen aufgeworfen werde, desto mehr müsse sich das Gefühl im Volke dagegen abstumpfen.“ Und da war es, daß dem einsamen Großen das Bekenntnis über die Lippen sprang: „Ja, für den Vorredner ist ..... unsere nationale Sache eine Sache, die wohl gelegentlich mal aufgeworfen und dann besprochen wird; dann fängt man an, sich seiner Nationalität zu erinnern, und dann wird man national. Für mich, meine Herren, ist es eine Frage, die an jedem Tage und in jeder Stunde mir oft mit hundert Beziehungen entgegentritt, die mir den Schlaf und die Ruhe am Tage raubt und mich dazu treibt, hier in meinem hohen Alter an die Beantwortung von Reden das bißchen Atem zu setzen, das mir noch übrigbleibt.“ Wer jene Tage miterlebt hat, den überläuft es noch heute wie ein tragischer Schauer in der Erinnerung an den Klang jener Worte. Keinem aber griff dieses Wort mächtiger ans Herz und regte im Rückblick auf die hinter ihm liegende Vergangenheit und in ahnender Witterung kommender Zeiten und Kämpfe alle Tiefen der Seele auf, als dem, von dem ich heute sprechen will, Ernst von Wildenbruch. „Als ich neulich“, schreibt er zwei Tage darauf einem Freunde aus seiner Frankfurter Referendarzeit (1871—77)[1]) „die wundergewaltige Rede Bismarcks las, überkam mich das Gefühl, daß jede Stunde verloren ist, in der man nicht mit allen Kräften der Seele an dem Werke dieses großen Mannes mittut, in der man nicht für das Vaterland kämpft und schafft und dichtet. Das war der Ton, der mich vor zehn Jahren

[1]) Dr. Stange. Vgl. Ernst von Wildenbruch von Berthold Litzmann. I. Band, S. 175 f. und 217 f. Berlin 1913, Grote.

in der einsamen Stube zu Frankfurt begeisterte, das ist er noch heute, das soll er bleiben, das schwöre und gelobe ich Ihnen, meinem teuren Freunde."

Er hat Wort gehalten, noch 25 Jahre hat er von jenem Tage an auf dem Posten gestanden und in einer Zeit, in der langsam, aber, wie es schien, unaufhaltsam, die nationale Freudigkeit abstarb, unbekümmert um Gleichgültigkeit, Hohn und überlegene Geringschätzung gerade der ihm nächststehenden Kreise, bis zum letzten Atemzug für den nationalen Gedanken gekämpft, geschaffen und gedichtet. Denn ihm war, wie Bismarck, dieser Vaterlandsdienst Religion, nicht ein Begleitakkord nur für Wallungen festtäglicher Laune, sondern der Grundton, auf den sein gesamtes Denken und Fühlen gestimmt war. Wie das rührend und erschütternd in den Versen zum Ausdruck kommt, die der Sechzigjährige an die Spitze seiner „letzten Gedichte"[1]) (die erst nach seinem Tode erschienen) gesetzt hat:

Sie haben mich gescholten,
Eintönig sei mein Singen,
Weil alle meine Lieder
Dem deutschen Land erklingen.

Da losch mir aus die Freude,
Die Harfe hing zur Wand ich,
Bei der verstummten Harfe
Mit dunklem Herzen stand ich.

Da ging durch ihre Saiten
Ein Tönen leise, leise,
Von selber sang die Harfe
Mir ihre eigne Weise.

[1]) Letzte Gedichte, Berlin 1909, S. 1. „Mein Inhalt."

Ich lauschte und ich horchte:
„Gibst du mir neue Lieder?“
Die Harfe, die sprach „Deutschland“
Und „Deutschland“ immer wieder.

Und weil es so war, weil in der Seele dieses Mannes der nationale Gedanke mit einer Kraft und in einer Reinheit lebendig war, wie in wenigen, ist es ganz selbstverständlich, wenn in diesen Wochen, wo der nationale Gedanke plötzlich unter uns in all seiner jugendlich männlichen Kraft und Schönheit wie ein siegreicher Held aus dem Grabe wieder auferstanden ist und die Stunde regiert, in den Herzen und auf den Lippen immer wieder der Wunsch laut wird: hätte Wildenbruch das noch erlebt, könnte er heute noch zu uns sprechen und nun aus befreiter Seele von der Herrlichkeit des neuen Vaterlandes singen und jauchzen, um dessen Zukunft er in dunklen Tagen und Stunden gebangt und sich gesorgt, und an dessen Zukunft er bis in die Todesstunde geglaubt hat mit der ganzen Inbrunst seiner tapferen Seele. Ich möchte als Beispiel dafür einen Vorgang aus seinen letzten Tagen erzählen, von dem bisher nur die Nächsten wußten. Es war Weihnachten 1908, das letzte, das er erlebte. Im kleinen Kreise waren die nächsten Verwandten und Freunde, wie immer an diesem Tage, bei ihm zu Tisch versammelt. Der schon vom Tod Gekennzeichnete, dessen Seele erfüllt ist mit dumpfer Sorge um das, was die nächste Zukunft uns bringen würde, versenkt sich in Erinnerungen an Weihnachten 1870, das er in Frankreich vor Paris verlebt hatte; und dann auf einmal ruft er in tiefster Erregung: „Glaubt ihr, daß die Zeit kommen wird, da wir Deutschen noch einmal wie damals Hurra rufen werden? In der Hoffnung darauf, die wir nie

sinken lassen dürfen, ruft mit mir Hurra, Hurra, Hurra!" Tief erschüttert stimmt die kleine Tafelrunde ein in den Ruf des todwunden Mannes. Vierzehn Tage darauf schloß er die Augen. „Mit diesem letzten Hurra", schreibt seine Witwe, „ist er zu Grabe gegangen." Gewiß, es ist ein Jammer, daß er das donnernde Echo von der Lothringer Schlacht nicht mehr gehört hat, aber gerade wir, die wir jetzt in Andachtschauern auf die Stimmen lauschen, die in den Lüften umgehen über den Schlachtfeldern da draußen und über den Stätten stiller, selbstloser, einmütiger, heiliger Arbeit fürs Vaterland daheim, wir können nicht klagen, daß wir ihn nicht mehr haben. Denn nie, da er noch körperlich unter uns wandelte, ist er uns so lebendig nah gewesen, wie heut, und jetzt hat sich auch an ihm selbst wirklich erfüllt, was er einst von Körner[1]) gesungen:

Gegangen — nicht vergangen,
Gestorben — doch nicht tot,
In jeder großen Freude,
In jeder großen Not
Gewärtig seinem Volke,
Gewärtig jeder Zeit.

Und so war es denn auch mehr als ein rhetorischer Reiz, daß am ersten Mobilmachungstage die Kölnische Zeitung für den „Die große Stunde" überschriebenen Leitaufsatz keinen volltönenderen Schlußakkord zu finden wußte, als in dem prophetischen Wort, das Wildenbruch vor 24 Jahren beim Heimgang des alten Kaisers den Volksgenossen zugerufen[2]):

[1]) Kranzspende auf Theodor Körners Grab. (Zum 23. September 1891.) Lieder und Balladen. 6. Aufl. 1891, S. 257.

[2]) Kaiser Wilhelms Tod. Lieder und Balladen. 6. Aufl., S. 232 ff.

Und wenn die Trommeln rufen
Die Männer zum Gewehr,
Dann geht der alte Kaiser
Lebendig vor uns her.

Dann rauscht in unsren Fahnen
Sein Geist zu uns und spricht:
„Mein Deutschland, ich bin bei dir,
Sei stark und fürchte nicht."

Auch der Geist des Dichters, dessen Leib nun schon seit fünf Jahren die Erde deckt, rauscht so in unsren Fahnen und das Wort, das er sich selbst über sein Grab[1]) geschrieben, ist Wahrheit geworden:

Sterben ist nur eines Tages Enden,
Tod nur Schlaf der niemals wach Gewes'nen,
Nie entschläft, wer einmal wach gelebt.

Dieser Lebende soll heute zu uns sprechen, er soll uns sagen, wie er als deutscher Dichter, als Kind seiner Zeit und als Wortführer seiner Zeit den nationalen Gedanken aufgefaßt, gehegt, verfochten hat im Sinne einer allgemeinen Wehrpflicht, die auch im Frieden zu leisten ist, im Sinne einer Religion, die das ganze Wesen des einzelnen beseelen und durchdringen muß, einer Religion, die nicht nur den Feiertag heiligt, sondern die in die Werkeltagsarbeit ihren Segen und ihre Kraft spendet.

Es beruht im Wesen des Künstlers, des Dichters, daß er die Kraft, die ihn beseelt, das Ideal, das ihm vorschwebt, nicht programmatisch entwickelt, sondern in Anschauung umsetzt, zum Kunstwerk gestaltet. Aber es wird gerade in diesem Fall, wo es sich um eine religiöse

[1]) Verse aus dem Gedicht „Euphrosyne" (Letzte Gedichte S. 100 ff.), die über seinem Grab auf der Höhe des neuen Friedhofs in Weimar stehen.

oder doch mit Religion und Glauben aufs innigste verknüpfte Frage handelt, vielleicht erwünscht sein, von einer programmatischen Äußerung auszugehen, die gewissermaßen das Thema festlegt und begrenzt. Sie findet sich in einer 1903 in Weimar, bei der Festsitzung der „Association littéraire et artistique" von Wildenbruch gehaltenen Ansprache [1]). Es ist der Dank für seine Ernennung zum Ehrenpräsidenten, eine Ernennung, die ihn, wie er offen gesteht, überrascht habe, denn diese Gesellschaft sei ja eine „internationale". Und dann heißt es: „Ich bin ein deutscher Dichter und man weiß von mir, und ich bekenne mich gern dazu, daß mein Schaffen von ausgesprochenem nationalen Bewußtsein geleitet wird. Manche haben mich deshalb sogar als Chauvinisten bezeichnen zu sollen geglaubt. Das ist nicht richtig. Gerade weil ich in meiner Natur alle elementaren Eigenschaften der deutschen Art fühle, kann ich kein Chauvinist sein — denn glauben Sie es mir, meine Herren, die Sie aus der Fremde zu uns gekommen sind, Chauvinismus, das heißt aggressives Geltendmachen der eigenen Nationalempfindung, ist der deutschen Natur nicht nur unbekannt, sondern gradezu unverständlich." Ihm persönlich, meint er, liege ein solcher Chauvinismus aber noch besonders fern, weil er von frühester Kindheit an internationale Luft geatmet habe und vor allem in Konstantinopel in seinem elterlichen Hause — sein Vater war während des Krimkrieges dort preußischer Gesandter [2]) — ein internationaler Verkehr geherrscht habe, wie er bunter und harmonischer zugleich nicht gedacht werden könne. „Und trotzdem wurde ich ein deutschnationaler Dichter und bereue es nicht. Denn ich bin der Überzeugung, daß sich heute im Gegensatz

[1]) Vossische Zeitung vom 30. September 1903, Nr. 458.

[2]) Vgl. Ernst von Wildenbruch von Berthold Litzmann. I. Band, S. 45 ff. Berlin 1913, Grote.

zum 18. Jahrhundert eine geistige Individualität nur dann voll entwickeln kann, wenn sie auf nationalem Grund und Boden wurzelt und gedeiht. Frage ich mich, welches das wesentlichste historische Ergebnis des 19. Jahrhunderts ist, so komme ich zu der Ansicht, daß es dies ist, daß die europäischen Nationen zu Individuen mit individuell persönlichem Bewußtsein geworden sind . . . . . Auf den ersten Blick könnte es nun scheinen, als würde dadurch eine größere Schranke zwischen den Nationen errichtet, als sie früher vielleicht bestand. Aber dieser erste Blick täuscht. In Wahrheit wird nur das ausgeschlossen und unmöglich gemacht, was meiner innigsten Überzeugung nach allerdings auszuschließen ist: nämlich eine nach abstrakten Prinzipien hergestellte, charakterlose Vermischung der Nationalitäten, bei der alle ihr Bestes, nämlich ihre Eigenart einbüßen und doch die Eigenart der anderen nicht aufnehmen würden. Hergestellt wird im Gegenteil das, was mir als das erstrebenswerteste erscheint: nämlich ein Gesellschaftsbewußtsein zwischen den europäischen Nationen und daraus hervorgehend ein gesellschaftlicher Zustand. Denn was ist Gesellschaft? Eine Menschenvereinigung, die sich von gemeinsamen ungeschriebenen Gesetzen gebunden fühlt. Daß ihre Gesetze ungeschrieben sind, das unterscheidet sie vom Staat und das gerade macht sie wertvoll, denn sie sind ein Bestandteil des inneren Bewußtseins geworden. Und darum ist meiner Überzeugung nach die Menschheitsgesellschaft das, wohin sich im Laufe von Zeiten die Menschenstaaten entwickeln werden. Auf welchem Wege entsteht und erhält sich Gesellschaft? Auf dem, daß jedes einzelne Mitglied sich als gleichberechtigt neben den anderen und alle anderen gleichberechtigt neben sich empfindet und danach handelt und sich benimmt. Wozu

dient Gesellschaft? Zur Erreichung gemeinsamer als Bedürfnis empfundener Ziele, die zu erringen nur dem Zusammenwirken von Kräften möglich ist, die ich zusammenfasse in den Begriff Menschheitskultur. Das Problem für uns europäische Nationen ist mithin dies: Wie erreichen wir, indem wir uns individuell sondern und trennen, das über uns allen gemeinsam schwebende Ziel menschlicher Kultur? Und hierauf ist zu antworten: Wir erreichen es nicht dadurch, daß wir einer in dem anderen aufgehen, sondern dadurch, daß jeder einzelne sich selbst und seine Eigenart zur denkbar höchsten Vollendung ausarbeitet und dann von seinem Eigensten selbstlos und im Hinblick auf das gemeinsame Ziel das Beste an die anderen hergibt." Diese Abgrenzung und Zielbestimmung für die Arbeit des nationalen Gedankens nach außen, deren Verwirklichung uns im Augenblick wie eine märchenhafte Utopie erscheint, war aber nicht etwa eine Anpassung an die internationale Hörerschaft, an die er zufällig seine Worte richtete. Sie war die unverrückbare Grundlage seiner nationalen Gesinnung gegen das Ausland. Und wo und wann immer er zu dieser Frage das Wort ergriffen hat — so z. B. auch in einem 1905 auf Veranlassung einer damals in London ins Leben getretenen internationalen Organisation geschriebenen Aufsatz „Deutschland und Frankreich. Eine historisch-politische Meditation"[1]) —, hat er die ganze Überredungskunst seiner Überzeugung und seines Glaubens eingesetzt, um für die Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles einer Vereinigung der Kontinentalstaaten Europas jenseits der deutschen Grenzen Stimmung zu machen und Helfer zu werben. Wie er in dem eben erwähnten Aufsatz ausführte, glaubte er felsenfest an die Möglichkeit

[1]) Vgl. Ernst von Wildenbruch, „Blätter vom Lebensbaum" S. 371 ff. Berlin 1910, Grote.

einer Aussöhnung und Verständigung mit Frankreich, ja, mehr als das, er hielt sie für notwendig. „Wer die Witterung", heißt es da am Schluß[1]) „für neue, allmählich sich gestaltende Weltkonstellationen in sich trägt, dem kann es nicht entgehen, daß in unserer, nicht mehr nach binnenländischen, sondern nach ozeanischen Maßstäben rechnenden Zeit eine neue, große Gestaltung Europas, die man als ‚die Vereinigten Kontinentalstaaten von Europa' bezeichnen kann und schon bezeichnet hat, im langsamen, aber unabweislichen Werden ist. Noch ist nicht abzusehen, wann und in welcher Form dies mächtige Gebilde Leben gewinnen wird. So viel aber läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn es einmal zustande kommt, der Weltfriede und damit die Menschheitskultur eine noch nie dagewesene Förderung erfahren wird. Mittelpunkt und Ferment dieses von gewaltigen, überseeischen Mächten umlagerten europäischen Kontinents zu werden, dazu sind Frankreich und Deutschland nicht nur berufen, sondern durch überwältigende Gründe geradezu gezwungen. Dazu ist es nötig, daß sie Freunde werden, daß sie sich vereinigen. Frankreich und Deutschland Freunde — und das große, segensreiche neue Kulturgebilde rückt seiner Verwirklichung einen mächtigen Schritt näher. Frankreich und Deutschland Feinde — und es weicht zurück und wird zum Schemen. Eine ungeheure Verantwortung liegt auf der heutigen Generation beider Länder. Wird sie ihre Aufgabe begreifen? Wird sie ihr handelnd gerecht werden? Wer noch an das Wachsen und Zunehmen der heiligen Vernunft in Menschenseelen glaubt, kann auf die Frage nicht anders antworten als mit ‚ja'!"

Aber es ist bezeichnend, daß in der Gemeinschaft der „Vereinigten Kontinentalstaaten von Europa", wie schon

[1]) A. a. O. S. 382.

der Name andeutet, für England — schon 1905 — kein Platz mehr ist, es wird nicht mehr zu der Menschheitsgesellschaft gerechnet, die mit an der Menschheitskultur zu arbeiten bereit und fähig ist. Es wird stillschweigend zu den „transozeanischen Weltmächten" hinübergeschoben, die „der Feind" sind, der Feind für Deutschland, für Frankreich, für den ganzen europäischen Kontinent.

Wie das — wenngleich wieder ohne Namensnennung, aber doch schon ungleich schärfer — auch zum Ausdruck kommt am Schluß eines ebenfalls 1905 geschriebenen Aufsatzes, der die Antwort auf eine vom Siècle gestellte Rundfrage über das Verhältnis von Deutschland und Frankreich[1]) war: „Eine freundnachbarliche Einigung", heißt es da, „zwischen beiden wäre ein tatsächlich natürliches Verhältnis. Dagegen muß und wird jede Vereinigung eines kontinentaleuropäischen Landes mit einem nichtkontinentalen oder transozeanischen dahin führen, daß jenes dem übrigen Europa feindlich wird, daß es unfähig für eigene selbständige Weltpolitik wird und schließlich in die Abhängigkeit des unnatürlichen Bundesgenossen gerät."

Mit England war er fertig seit dem Burenkriege. England, das ihm als Land, das Shakespeare geboren, heilig war, dessen tragischer Heldenkampf wider die anstürmenden Normannen ihn zu seiner ersten vaterländischen Tragödie Harold[2]) der Angelsachse begeistert hatte, war für ihn tot und aus dem Buche des Lebens gestrichen seit den Kämpfen in Südafrika. Und all die Verachtung, die uns heute nicht das Schwert, sondern die Peitsche in die Hand drückt wider die Mißgeburt

[1]) „Drei Fragen", jetzt abgedruckt im „Zeitgeist", Beiblatt zum Berliner Tageblatt vom 26. Oktober 1914.

[2]) Ges. Werke, herausgegeben von Berthold Litzmann, VII, S. 1ff. Vgl. auch Ernst von Wildenbruch von Berthold Litzmann. I. Band, S. 190ff. Berlin 1913, Grote

von gemeiner Geldgier und schamloser Heuchelei, hat er damals in Worten in die Welt hinausgeschrien, wie sie treffender und bitterer die Gegenwart nicht prägen könnte, und die in unsren Ohren wie eine Prophezeiung klingen[1]):

Es jagt die Zeit, gleich einem Treiberhunde,
Die Stunden, daß sie wandern, wandern, wandern,
Eine steht still — von allen eine Stunde
Bleibt unbeweglich in dem Sturm der andern.

Reglos, wie jemand, dem ein Bild voll Grauen
Die starren Glieder an den Boden pfählte,
Der rückwärts muß und immer rückwärts schauen
Zum Anblick des Entsetzens, das ihn quälte.

Das ist die Stunde, die das Bild erblickte,
Wie Mammon aus der Tiefe hob die Krallen,
Wie sich zum Sprung das Ungeheuer schickte,
Um über Recht und Freiheit herzufallen.

Als ihm die Flüsterkunde war erschollen:
„Es gibt noch Gold, im Erdenschoß vergraben",
Als glühend ihm die Eingeweide schwollen
In gier'ger Brunst: „Besitzen! Haben! Haben!"

Das ist die Stunde, der die andern weichen,
Wie aus dem Weg man weicht dem Aussatzkranken,
Die in die Seele griff und mit dem Zeichen
Des Fluchs sich grub in menschliche Gedanken.

Denn alles, was geboren war vom Weibe,
Empfand in jener Stunde die Zerstörung
Heiligen Rechts, und wo im Menschenleibe
Ein Herz sich hob, da schlug es in Empörung,

[1]) Der Tragödie letzter Teil (Friede zwischen England und den Buren). Letzte Gedichte S. 170 ff.

Als sich der Geldsack Männerarme kaufte,
Ein Volk aus seinem Vaterland zu jagen,
Und mit des Kriegs ehrlichem Namen taufte,
Was „Faustrecht“ hieß in alten, wilden Tagen.

Und nun ist's aus — die einer gegen hundert
Gestanden, liegen wie das Wild im Zwinger;
Rings um sie schweigt die Welt, die sie bewundert
Und nicht die Hand für sie erhob, den Finger.

Und alles, was den Geldsack je verehrte,
Frohlockt und klatscht begeistert in die Hände:
„Der Krieg, der unsre Zinsen so verheerte,
Gottlob, der dumme Krieg ist nun zu Ende.“

Nein, nicht gottlob! Wenn ihr von diesem Kriege,
Von diesem Frieden sprecht, laßt Gott beiseite!
Einst wird er Antwort geben eurem Siege,
Dann kommt das Weltgericht ihm zum Geleite.

In dem Maße aber, als ihm einmal die Unversöhnlichkeit unsrer westlichen Nachbarn und dann der Zusammenschluß der nord- und mitteleuropäischen Großmächte zur Einkreisung und Erdrosselung des kontinentalen Germanentums als unumstößliche Tatsache, als ein unabwendbares, früher oder später hereinbrechendes Verhängnis zum Bewußtsein kam, hat er immer wieder den Warnungsruf erschallen lassen, ist er Tag und Nacht mit nie ermattender Energie auf dem Posten gewesen, nicht um zum Kriege zu hetzen, wohl aber um das geistige Arsenal der Nation zu verstärken, die sittlichen Kräfte, die das Reich gebaut hatten, für den drohenden Kampf unter Waffen zu halten, mit einem Wort, eine immerwährende Kriegsbereitschaft der Herzen zu organisieren unter Einsetzung seiner ganzen dichterischen Persönlichkeit bis zum letzten Atemzug. Schon 1889 — während

Bismarck noch am Ruder stand — ist der erste Alarmruf erschollen in dem Gedicht „Deutschland und die Welt“[1]):

Wenn ich an Deutschland denke,
Tut mir die Seele weh,
Weil ich rings her um Deutschland
Die vielen Feinde seh'.

Mir ist zur Nacht die Ruhe
Des Schlafes dann verstört,
Weil stets mein Ohr das Flüstern
Und böse Raunen hört,

Mit dem sie sich bereden
Zu Anschlag und zu Rat,
Um Deutschland zu verderben
Durch eine schwere Tat.

Dann kehren die Gedanken
Bei ferner Zukunft ein
Und fragen: wird denn jemals
Das Deutschland nicht mehr sein?

Und wenn ich also denke,
Wird mir so weh, so schwer,
Wie wär' die Welt, die reiche,
Alsdann so arm und leer!

Durch alle Menschen würde
Alsdann ein Fragen gehn:
„Wie kommt es, daß die Völker
Sich heut nicht mehr verstehn?

Wo ist sie hingegangen,
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andern nah' gebracht?

[1]) Deutschland und die Welt. (Dem Deutschen Schulverein, März 1889.) Lieder und Balladen S. 253 ff.

Den wunderbaren Spiegel,
Wer schlug in Trümmer ihn,
Aus dem das Weltenantlitz
Tiefsinnig widerschien?“

Dann würden sie sich schlagen
Verzweifelnd Brust und Haupt:
„Wir haben unsers Reichtums
Uns frevelnd selbst beraubt!

Die Welt, die große, reiche,
Ward öde, arm und leer,
Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr!“

Du Land voll Blut und Wunden,
Die Unrecht schlug und Spott,
Dir blieb von allen Freunden
Ein einziger, dein Gott!

Nur einer, doch der stärkste,
Der nicht im Stiche läßt —
Deutschland, du Land des Glaubens,
Halt deinen Glauben fest.

Du hast es ja ertragen,
Was nie ein Volk ertrug,
Daß dreißig Jahr' die Geißel
Des Krieges dich zerschlug.

Tränen, wie du sie weintest,
Hat nie ein Volk geweint,
In solchem Todesjammer
War nie ein Volk versteint.

Doch mitten in dem Jammer,
In Todesnot und Graus
Nie losch das Licht der Sterne
In deinem Herzen aus.

Aus allen Schrecken hob sich
Dein süßes Angesicht,
Umspielt vom Kindeslächeln
Der heil'gen Zuversicht.

Und was sie dir genommen,
Eins ward dir nie geraubt,
Deutschland, dir blieb die Zukunft,
Weil du an sie geglaubt.

So bist du auferstanden
Lebendig aus dem Tod,
So wirst du jetzt bestehen
Auch diese Zeit der Not.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Schwerer, wuchtiger, dringender dröhnt der Wächterruf neun Jahre später, 1898, als Bismarck heimging[1]):

Deutschland sei wach! Wahr' deine Sach',
Wahre dein Leben, werde nicht schwach!
Kyffhäuser-Raben, die da entschliefen,
Steigen krächzend aus nächtigen Tiefen,
Himmel wird dunkel, die Luft wird schwer,
Eckart der Treue scheucht sie nicht mehr,
Eckart der Treue ruht aus von Taten,
Kann nicht mehr helfen, kann nicht mehr raten.
Hilf dir selber in deiner Not,
Sonst ist er tot,
Bismarck für immer dir tot.

Laß' nicht den Bismarck sterben in dir!
Gib es nicht her, das errung'ne Panier!
Laß' in Vergessens Erbärmlichkeit
Nicht versinken die heilige Zeit,

[1]) Unser Bismarck. Letzte Gedichte S. 148 ff.

Die uns den Kaiser gab und den Vater:
Wilhelm und Bismarck, seinen Berater.
Siehst du die Feinde? Hörst du sie flüstern,
Wie sie die Beute schleichend umlüstern?
Strafe sie Lügen, mach' sie zuschand',
Wolle dich selber, deutsches Land!
Wolle dich selbst! Zwinge die Not!
Bismarck war tot, ist nicht mehr tot.
In deiner Seele, die sich erhebt,
Steht er dir auf, kommt wieder und lebt,
Kommt und ist da,
Allgegenwärtig und nah,
Deutschland, dein Bismarck, er lebt!

Und dann das letzte, das die Überschrift „Deutsches Neujahr 1909"[1]) trägt, das an den Klang des Rolandshorns im Tal von Ronceval gemahnt. Der Todkranke rafft sich noch einmal auf zum letzten Vaterlandsdienst, und alles, was an heiligem Zorn, an Ingrimm, an schwerer Sorge qualvoll in seinem Herzen reißt, die ganze Kraft zugleich des Poeten, der ein Seher ist, das stürmt und blitzt und leuchtet noch einmal in dem Wächterruf, der sich den ersterbenden Lippen entringt:

Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
Tritt ein einziger noch für uns ein;
Wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
Wird dies neue Jahr uns furchtbar sein.

Denn dies neue Jahr hat kalte, harte Augen,
Hart wie Schicksal, und das Schicksal spricht:
„Leben denen, die zum starken Leben taugen,
Für den Schwächling wächst das Leben nicht."

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

[1]) Letzte Gedichte S. 209 ff.

Heut, von zwanzig Jahre langem Traum erwachend,
Blicken wir wie Bettler in die Welt:
„Nirgends Freunde?“ und von allen Enden lachend
Kommt der Haß, der uns die Antwort gellt.

Und von rechts und links, wie eine blut'ge Welle
Wider uns verschworen, naht die Not;
Mit der Pöbelfaust an unsres Hauses Schwelle
Schlägt der Feind uns Stammesbrüder tot.

Deutschland, Deutschland, rings Gefahr und Angst und Schrecken
Um dich her. Die Schicksalsvögel schrei'n!
Wenn die Raben dich vom Schlaf erwecken,
Soll das Unheil mir gesegnet sein.

Aber das, was in diesen zürnenden und anklagenden Prophetenworten zum Ausdruck kommt, das ist doch schließlich nur ein kleiner Bruchteil der Lebensarbeit des Dichters, des Dramatikers vor allem, dem mit wenigen Ausnahmen jedes dichterische Problem, das seine gestaltende Phantasie zu beunruhigen begann, sich umsetzte in eine Arbeit im Dienste des nationalen Gedankens, eine Arbeit zur Vertiefung und Stärkung nationalen Pflichtgefühls und damit Hand in Hand gehend einer Durchdringung des ganzen Volkslebens mit nationaler Zuversicht und Freudigkeit. Diese Freudigkeit, die er selbst in jungen Jahren aus dem Erlebnis der Kriege von 1866 und 1870 geschöpft hatte, zu wecken und wachzuhalten, erschien ihm als Pflicht; wachzuhalten für die Stunden der Not in den Herzen der jungen Generation, für die das, was ihm Erlebnis war, mit jedem Tage weiter zur Geschichte ward, d. h. zunächst zu einer Folge von gedächtnismäßig aufgenommenen Tatsachen der Vergangenheit. Diese zu beseelen und mit dem

eigenen Leben in Verbindung zu bringen, bedarf es einer gewissen seelischen Gymnastik, einer Pflege und Anregung der Organe kombinatorischer Phantasie, die den einzelnen Nachgeborenen die Erfassung von Vorgängen geschichtlicher Vergangenheit ermöglicht, sei es als durch die Nabelschnur gewissermaßen noch mit dem Heut verbundene, noch lebendig fortwirkende Lebensfunktionen, sei es als bedeutungsvoll lehrreiche Analogien, Parallelen des eigenen Erlebens, der Vorgänge der Gegenwart. In diesem Sinne hat Wildenbruch seine Aufgabe gefaßt, seit seiner ersten unter dem Eindruck der Ereignisse von 1870 entstandenen Dichtung „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen", als er den Kampf zwischen Germanen- und Romanentum, den er damals erlebte, für sich und seine Volksgenossen in den großen Zusammenhang weltgeschichtlicher Entwicklung zu bringen suchte. Die ganze Reihe der vaterländischen Dramen, von Harold angefangen, die Kämpfe, die Reinhold im „Menonit"[1]) und Heinrich Bergmann in „Vätern und Söhnen"[2]), den beiden vaterländischen Dramen aus der Franzosenzeit, bestehen, das Schicksal Wimar Knechts im „Neuen Gebot"[3]), das wilde Ungestüm der „Quitzows"[4]), die tragische Verirrung Karl Hannibal von Dohnas im „Generalfeldoberst"[5]), die siegreiche Behauptung der eigenen Persönlichkeit des Großen Kurfürsten im „Neuen Herrn"[6]), der Kampf Heinrichs IV. gegen Deutschtum und Papsttum[7]), der Zusammenbruch des dünnknochigen

[1]) Ges. Werke, herausgegeben von Berthold Litzmann, VII, S. 135 ff.
[2]) Ges. Werke. VII, S. 351 ff.
[3]) Ges. Werke. VIII, S. 377 ff.
[4]) Ges. Werke. IX, S. 147 ff.
[5]) Ges. Werke. IX, S. 325 ff.
[6]) 6. Auflage, Berlin 1906, Grote.
[7]) Heinrich und Heinrichs Geschlecht. 17. Tausend. Berlin 1910, Grote.

Intellektmenschen Erasmus unter den Stürmen des Reformationszeitalters in der „Tochter des Erasmus“[1]), das Weltkaufmannstum der Welser in der „Rabensteinerin“[2]) — alles das waren für ihn Spiegelbilder von Dingen, die er erlebte und sein Volk mit ihm, Spiegelbilder, in denen er — nicht lehrhaft bewußt, aber einem ungestümen künstlerischen Drange gehorchend, sich das Bild, das der Tag in seine Seele getragen, gewissermaßen durch das Mittel historischer Betrachtung zu vertiefen und von der Verzerrung des Zufalls zu befreien, in seinem wirklichen und bleibenden Wesensgehalt für sich, und durch seine Arbeit für sein Volk, fest und rein zu halten suchte.

Das war die eine Seite seines Wesens als vaterländischer Dichter, die von den Zeitgenossen vielfach sowohl in ihren Beweggründen wie in ihren letzten Zielen verkannt worden ist, die aber gerade in unsren Tagen, wo wir alle — sowohl die Neunmalweisen, die sich über „Tendenz“ im Namen einer unnützlich von ihnen im Munde geführten Kunst entrüsteten, wie die Jungen, die dem Heroischen glaubten scheu ausweichen zu müssen — neu sehen und neu werten gelernt haben, in ihrer Reinheit, Gesundheit und Kraft noch viel Freude in deutschen Seelen zu wecken berufen ist.

Eine zweite ist zu seinen Lebzeiten naturgemäß weniger in den Vordergrund getreten; und das ist gerade die, die im gegenwärtigen Augenblick uns das Herz am stärksten rührt. Man hat in seinen historischen Dramen wohl oft gelächelt über die häufigen Prophezeiungen geschichtlicher Ereignisse, die den Helden in den Mund gelegt werden. Ein billiges Vergnügen, Dinge, von denen

[1]) Fünftes Tausend. Berlin 1900, Grote.
[2]) 3. Auflage, Berlin 1908, Grote.

wir alle längst wissen, daß sie eingetreten sind, im Tone des Sehers verkünden zu lassen. Für ihn aber bedeutete das etwas anderes. Er glaubte an die Sehergabe des geistig bedeutenden Menschen und vor allem des Dichters. Und so war ihm also eine solche Vorausſage inzwischen historisch gewordener Taten und Tatsachen nicht, wie man es ihm auslegte, lediglich ein stimmungmachendes dekoratives Element, sondern an erster Stelle eine natürliche Lebensäußerung des menschlichen Genius, die dadurch, daß inzwischen die Erfüllung schon eingetreten, von ihrer inneren Wahrheit und Berechtigung nichts verlor. Und so nahm er es für sich selbst auch nicht nur als ein Recht in Anspruch, sondern betrachtete es geradezu als Pflicht, aus dem Gestern und Heute für sich und sein Volk die Losung für die Zukunft zu holen; die Vergangenheit immer wieder zu befragen um Vorbilder, Analogien, Richtlinien für kommende Geschlechter und Zeiten.

Mit sorgendem Blick ruhte sein Auge auf dem Geschlecht, unter dem er lebte, und in dunklen Stunden hat ihn oft die Verzweiflung gepackt über das, was er sah oder zu sehen glaubte, wo er fragt (Deutsches Neujahr 1909)[1]:

Sind wir stark noch? haben wir in unsern Gliedern
Mark und Stahl? In unsern Seelen Glut?
Nein, beim Taumelklang von dekadenten Liedern
Ging zu Elend unser deutsches Blut.

Gut vergeudend, das die Väter uns erkämpften,
Träumten wir von eigner Tüchtigkeit;
Des Gewissens dumpfe Mahnerstimme dämpften
Wir mit Pracht und Prunk und Eitelkeit.

[1] Letzte Gedichte S. 209 f.

Aus solchen dunklen Gängen banger Sorge suchte die Seele des Dichters einen Ausweg, suchte ihn auf Pfaden der kombinierenden Phantasie in der Vergangenheit, um aus der Gestaltung des dort Geschauten für sich und sein Volk eine neue Kraft des Glaubens an sich selber zu wecken. So hat in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens seine Phantasie sich immer wieder mit den Zeiten und Problemen der Völkerwanderung beschäftigt; vor seiner Seele das Bild einmal der über eine in Selbst- und Genußsucht weich und morsch gewordene große Kulturwelt hereinbrechenden ungeheuren Flut- und Schlammasse ungebändigter roher Horden, und dann der aus diesem Zusammentreffen von überreifer Kultur und ungebrochener Volkskraft sich ergebenden Folgen für den einzelnen wie für die Welt, der sie angehören. Aber dieses Bild immer gesehen sub specie futuri, der Dinge, die kommen können, kommen werden, für uns kommen werden, morgen, übermorgen, einmal. Die Schicksale der Goten vor allem in Italien sind es, die in dem wehrlosen Erliegen unter einer höheren, aber dekadenten Kultur als ernste Spiegelbilder künftiger Möglichkeiten immer wieder durch die gestaltende Phantasie umspielt und ans Licht beschworen werden. Und seltsam mischen und verschlingen sich da die Züge und Fäden. Wenn z. B. in dem Drama „König Laurin“[1]) in dem Kampf der tapferen, ernsten, reinen Goten mit byzantinischer Niedertracht und Tücke, einer Tücke, die symbolisch verkörpert wird in der Gestalt des tückischen gemeinen Zwergenkönigs Laurin, den einst Theoderich bezwungen, hinter der byzantinischen Larve des tückischen Elben, ohne daß es gesagt wird, für jeden sichtbar ein anderes wohlbekanntes Gesicht hervorgrinst, wenn es heißt von ihm[2]):

[1]) Tragödie in fünf Akten. Berlin 1902, Grote.
[2]) A. a. O. S. 41 f.

Er ist ein Zauberer,
Er starb schon hundertmal und stirbt doch nie,
Heut heißt er Justinian, einst hieß er anders,
Heißt morgen wieder anders; niemand weiß,
Wie er sich übermorgen nennen wird.
Und immer ist's Laurin, der schwarze Zwerg — — —
— — — — — — — — — —

Immer ruht er, niemals schläft er,
Bleibt am Ort, ist aller Orten,
Regt kein Glied, mit hundert Gliedern
Spinnt er ringelnd um die Welt.
Er braucht kein Brot, er braucht kein Wasser,
Nicht Speise nährt, nicht Trank erquickt ihn,
Ihn nährt der Zauber, er lebt vom Haß.

Aber alles, was in diesen und andren teils vollendeten, teils Fragment gebliebenen Dramen der letzten Lebensjahre, die auf den Schicksalen und den Kämpfen der Goten sich aufbauen bald laut, bald leise, klingt und klirrt von Ahnung und Warnung kommender Not, was da aufsteht an Kraft und Heldentum wider kommendes Unheil, das ist im letzten Jahr seines Lebens zu einem großen, in sich geschlossenen Kunstwerk gereift, das heute zu uns spricht nicht nur wie ein Vermächtnis des Dichters an sein mit einer Welt von Feinden in der Feldschlacht kämpfendes Volk, sondern als eine helle freudige Prophezeiung des endlichen Sieges. Das ist das Drama „Der deutsche König"[1]), das erst nach seinem Tode an die Öffentlichkeit kam; ihm hatte die Arbeit der letzten Monate seines Lebens gegolten. Der deutsche König ist Heinrich I. der Vogler, der 933 die Hunnen (Magyaren) an der Unstrut besiegt hat. Auf die

[1]) Schauspiel in fünf Akten. Berlin 1909, Grote.

künstlerische Bedeutung des Dramas ist hier natürlich nicht einzugehen, auch nicht darauf, wie die schöpferische Phantasie den historisch gegebenen Stoff gestaltet hat, das, worauf es hier ankommt, ist, wie in der um die Zukunft seines Volkes sich sorgenden Seele des Dichters Menschen und Dinge der Vergangenheit zum Symbol zukünftiger Ereignisse geworden sind und wie dadurch dies Werk einen Zukunftsgehalt bekommen hat, als wäre es für die gegenwärtige Stunde geschrieben. Der Gedanke an einen uns über kurz oder lang drohenden Einfall russischer Heeresmassen auf deutschen Boden hatte ihn in den letzten Jahren immer wieder beunruhigt. Und er war es wohl gewesen, der ihn auf die Gestalt Heinrichs I., den ersten deutschen Kronenträger, der den asiatischen Eindringling auf deutschem Boden vernichtend geschlagen, brachte. An ihm und seiner Tat rankte die Phantasie auf, aus ihm und seiner Tat wuchs dem rückschauenden Betrachter der Glaube an die Zukunft, an den Sieg auch diesmal. Ja, mehr als das, Heinrich und seine Tat werden zu einem Symbol des deutschen Volkes der Gegenwart und Zukunft. Wieweit er sich selbst dieses Symbolismus unter der Arbeit bewußt gewesen ist, bleibe dahingestellt. Sicher aber ist, daß ihm unter den Händen der Held, der junge Sachsenherzog Heinrich, eins geworden ist mit der Gesamtheit des deutschen Volkes unmittelbar vor dem Ausbruch des heutigen Weltkriegs.

Auf dem jungen tapferen Herzog ruhen die Augen aller voll Hoffnung und Vertrauen als dem Schirmer und Retter Deutschlands wider innere Zwietracht und vor allem wider den von Osten drohenden barbarischen Feind. An ihn glaubt die 100jährige Ahne Oda, deren Augen noch den großen Karl gesehen haben, an ihn der müde, von Sorgen um das Reich vor der Zeit gealterte Friedens-

kaiser Konrad, an ihn seine Altersgenossen, die junge Generation, deren Heldenideal sich in seiner Gestalt verkörpert. Dieser vom ersten Siegeslorbeer gekrönte, größerer Zukunft entgegenträumende jugendliche Held ist aber wieder selbst das Abbild der Generation oder der Generationen, denen nach dem großen Kriege von 1870 die Aufgabe zugefallen war, ein groß begonnenes Werk groß fortzuführen, groß zu beenden. Und eben dieser Generation gilt daher mehr vielleicht noch als dem jungen Heinrich das Wort, das am Schluß des ersten Aktes Kaiser Konrad diesem hoffnungsfroh und mahnend zugleich zuruft[1]): „Zürnende Jugend, ich liebe dich. Ich habe geträumt von einem Manne, der kommen und helfen und heilen soll. Sein Bild heut sah ich, als ich dich sah — den Mann, ihn selber, schaffe mir den! Den Helfer, den Retter, bringe mir den."

Da, auf dem Höhepunkt seiner ersten kriegerischen Triumphe, ereilt den jungen Helden das Verhängnis, im Drama verkörpert in der Gestalt eines Weibes, an das er sich verliert. Er wird sich selber untreu und scheidet sich von seiner eigenen Vergangenheit, von Freund, Braut, Volksgenossen mit den Worten[2]): „Ihr in Knechtschaft, ich in Freiheit, lebe jeder sein eigenes Leben! Ich dem euren nicht frage ich nach. Haltet euch selber die Bären vom Leibe. Um eurer Freuden, um eurer Sorgen Freude nicht fühl ich, Sorge nicht trag ich. Niemanden brauch ich, Satzung nicht frag ich. Alles hab ich, ich habe mich selbst."

In dieser Absage, durch die der Held die Grundlagen seines Daseins verleugnet, wird zugleich alles laut, was der Dichter an seinen jüngeren Zeitgenossen, an den Deutschen der Gegenwart als den Abfall von ihrem

[1]) A. a. O. S. 37.
[2]) A. a. O. S. 66.

besseren Selbst, von ihrem eigensten Weltberuf immer wieder und wieder schmerzvoll und zornig gerügt hat. Aber merkwürdig genug ist die Losung, mit der der Held hier seinen Abfall von der eigenen Mission rechtfertigt und abschließt: „Alles hab ich, ich habe mich selbst", gerade auch die Losung, die Wildenbruch, solange er lebte, seinem Volke zuzurufen nicht müde geworden ist: „Wolle dich selbst!"

Was hier für den einzelnen die Formel des höchsten Egoismus ist, kann eben für ein Volk als Ganzes das Pflichtgebot der höchsten Not im Kampf um das Dasein werden. Und wird es auch hier vor unsren Augen, in dem Augenblick, wo der Held sich wieder auf sich selbst besinnt, wieder sich angesichts der großen nationalen Not der ihm obliegenden Pflicht und der ihm innewohnenden Kraft bewußt wird und das alte Selbst, das er schon verloren, wieder für andere als Trumpf einsetzt.

Und wenn er nun am Schluß, im Begriff, wider die Hunnen zur letzten großen Schlacht an der Spitze der deutschen Heerscharen auszuziehen, den neuen Geistesharnisch anlegt mit den Worten[1]): „So versinke in meiner Seele alles Erinnern, jeder Gedanke, der nach anderem sinnt und trachtet als nach Rettung von Merseburg. Von mir tu ich den eigenen Menschen nicht mehr einer, der für sich selbst will, nicht mehr Heinrich bin ich der Herzog, nur noch Erde von dieser Erde, Atem vom Atem des Vaterlandes .... Wir haben nicht Berge, nicht reißende Ströme, nicht des Meeres flutenden Gürtel uns zu schirmen vor Gegners Einbruch; unsre Leiber sind unser Wall. Uns umlagert die Feindschaft der Menschen; um uns kriechen die schwarzen Schlangen, die Welten vergiften, Neid und Haß. Was denn haben

[1]) A. a. O. S. 108 f.

wir? Nur uns selber, eine Sache, an die wir glauben, einen Gott, auf den wir vertrauen, Kraft in den Gliedern, Furcht nicht vor Menschen; was noch brauchen wir — kommt zum Sieg!"

So weht uns hieraus der Geist unsrer Tage, der nationale Gedanke, wie er in den Augusttagen dieses Jahres plötzlich unter uns aufgestanden ist, an, und wir fühlen, wie hier der Glaube an sein Volk den Dichter zum Seher gemacht und ihn das, was er selbst nicht mehr hat erleben dürfen, hat vorahnen lassen in seiner ganzen herben Schönheit und Herrlichkeit. So spricht er aus diesem Werk, das heute auf allen deutschen Bühnen eine Stätte finden sollte, zu uns als Lebender. Mitten in der erregten Welt steht er in unsren Reihen und führt für uns das Wort, wie da er lebte. Und so wird wahr zugleich eine andre Prophezeiung, die er an der Schwelle des Todes über sich selbst gegeben. Für den Presseball im Januar 1909 war er um einige Verse gebeten. Er sandte darauf die folgenden[1]), es sind die letzten, die er überhaupt geschrieben:

Wem der Zymbeln und der Geigen
Holder Wettkampf winkt als Ziel,
Mög' er schwingen sich im Reigen
Und gewinne er sein Spiel.

Mich nicht ladet mehr zum Tanze,
Denn zum Tanz ward ich zu alt;
Nicht mehr greif' ich nach dem Kranze,
Allem Wettkampf ward ich kalt.

Aber wenn an Deutschlands Pforte
Not und Unheil lauernd späht,
Oder wenn mit schnödem Worte
Lästernd uns der Fremde schmäht,

[1]) „Wo ihr mich suchen sollt." Letzte Gedichte S. 52.

Wenn ihr dann, zum Kampf gezwungen,
Einen braucht zu Hieb und Stich,
Wo die Jüngsten stehn der Jungen:
Suchet da, ihr findet mich.

Unsere Jüngsten aber, die draußen im Felde vorm Feind stehen, sie öffnen ihre Reihen und nehmen den als Mitstreiter auf, der einst ihre Knabenherzen schon durch sein Wort und Beispiel bereitet und die Saat der Vaterlandsfreudigkeit gesät hat, die heute aufgegangen ist und Früchte trägt.

Dr. Paul Kaufmann, Berlin
Präsident des Reichsversicherungsamts:

Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille

Rede am 4. Dezember 1914

Die Einzelausgabe dieser Rede erschien im Verlage von Franz Vahlen in Berlin W 9

Viele von Ihnen werden Albrecht Dürers berühmte Schöpfung, die apokalyptischen Reiter, kennen. Der Krieg hat das Schwert gezückt und den Bogen gespannt, der Hunger schwingt die Wage und der Tod rafft die Menschen zusammen. Ein gewaltiges Bild der Vernichtung, die mit Windesflügeln über die Erde hinzieht. Wie in diesen Tagen. Auch in ihnen erzittert der Erdkreis unter den schweren Hammerschlägen des Schicksals. Wildes Wehen ringsum, wie Künden einer neuen Zeit. Unser Vaterland muß allen friedlichen Bemühungen zum Trotz streiten um Sein und Nichtsein, um den Fortbestand lauteren deutschen Menschentums, der „Deutschheit" im Sinne Fichtes, um die Erhaltung der sittlichen und geistigen Güter, die es der Welt geschenkt hat.

In den Daseinskämpfen der Nationen entscheiden nicht allein Kriegskunst, Menschenmassen oder toter Besitz. Der Wille zum Siege gibt den Ausschlag. Er darf aber nicht von ungefähr kommen oder in Stunden der Not erst geboren sein. Tief muß er wurzeln im Geist und Wesen des Volkes. Nur körperlich und sittlich hochstehenden Nationen wird er als Frucht harter und strenger Arbeit zuteil.

Der Krieg, plötzlich wie eine Sintflut hereinbrechend, riß unbarmherzig Masken und Schleier ab. Er enthüllte der Völker wahres Gesicht. Deutschland hat dieser große Erzieher geläutert und verjüngt. Trübe, vergiftende Rückstände aus langer erschlaffender Friedenszeit zerschmolzen wie häßliche Schlacke in der Gluthitze des Krieges. Der deutsche Geist erwachte wieder in alter

Reinheit und Größe. Machtvoll wurden der gesunde, edle Kern in unserem Volke und viele in seinen Tiefen verborgene Schätze ans Licht gebracht. Erst im Dunkel der Nacht leuchten am Himmel die Sterne. Nicht umsonst ist Deutschland, die stärkste Militärmacht der Erde, auch in den Werken des Friedens allen Kulturstaaten vorausgegangen. Nicht umsonst wurden im Heimatlande der allgemeinen Wehrpflicht die großen Gedanken der Gewissensfreiheit, der allgemeinen Schulpflicht und der staatlichen Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen zuerst zum Gesetz erhoben. Sie auch, wie jegliche Arbeit, mit der gewissenhaften und freudigen Hingabe, mit dem Ernst und der Liebe durchgeführt, die Goethe als den Schmuck der Deutschen gepriesen hat. Verdienst und Lohn, Schuld und Sühne, ist das alte eherne Grundgesetz der Geschichte. Ein Volk mit so gewaltigen sittlichen Energien wie das deutsche siegt, wenn es von dem Bewußtsein durchdrungen ist, siegen zu müssen.

In den gegenwärtigen Schicksalsstunden sind auch die durch unsere soziale Fürsorge für die körperliche und geistige Gesundheit der Nation und für ihren inneren Zusammenschluß geschaffenen Werte offenbar geworden. Überraschend für weite, selbst führende Kreise, die an dieser großen Kulturtat oft erstaunlich teilnahmlos vorübergegangen waren. Mahnend für jene, welche nur die auch in ihrem Bilde unvermeidlichen Schatten beklagten oder gar solch Werk mit Schlagworten nach Art der „Versicherungsseuche“ als Schaden für das Vaterland bekämpften. Alle sollten jetzt an ihren Früchten erkennen, wie diese Schöpfung hoher staatsmännischer Einsicht und warmherziger Bruderliebe zu einer Quelle des begeisterten Siegeswillens geworden ist, der um unsere Fahnen immer neue Lorbeeren windet, nach den Tagen der Heimsuchung auch den Ölzweig in den Lor-

beer flechten und Deutschland einen glorreichen, dauerhaften Frieden sichern wird.

Es war vor 44 Jahren. Niedergerungen der böse Nachbar, der Traum der Väter erfüllt, das Deutsche Reich neu erstanden. „Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg." Er ist auch Leben, nicht bloß Tod und Zerstörung. Vater aller Dinge hat ihn ein griechischer Weltweiser genannt. Noch tobte der Kampf, als im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles Deutschlands lang ersehnter Kaiser gelobte, daß er und seine Nachfolger an der Krone allezeit Mehrer des Reichs sein wollten, aber nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens. Eine der köstlichsten, die uns beschert wurden, ist die soziale Fürsorge.

Die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland eingetretene wirtschaftliche Wandlung war durch die wiedergewonnene politische Einheit beschleunigt worden. Unsere wagemutige Industrie hatte die bahnbrechenden Erfindungen in der Verwendung der Naturkräfte ausgiebig verwertet und den ausländischen Markt erobert. Handwerksmäßige Erzeugung und gemeinsame Tätigkeit von Unternehmern und Arbeitern mit ihren idealen persönlichen Beziehungen waren immer stärker durch das unpersönliche, auf Gewinnerzielung gerichtete Kapital und den Großbetrieb verdrängt worden. Die Landbevölkerung zog von der Scholle weg. Massen von Arbeitern wurden an den Industrieplätzen und in den Großstädten zusammengedrängt. Mehr und mehr hatten sich die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens verschoben, die Gegensätze zwischen den Bevölkerungsklassen verschärft. Einem überlegenen Unternehmertume stand ein immer zahlreicherer Industriearbeiterstand gegenüber, dem es an ausreichender Fürsorge in den Fährnissen des neuzeitlichen Erwerbslebens fehlte.

Schwere Erschütterungen unseres Staatskörpers wiesen drohend auf die Unzulänglichkeit der bisherigen Wirtschaftsauffassung hin. Wehe dem Lande, das einem einseitig überspannten Industrialismus zutreibt. Für die aufwärts drängende Schicht des Volkes waren neue Lebensformen zu schaffen. Bloße Abwehrmaßregeln konnten nicht zu einem guten Ende führen. Ein Ausgleich der Gegensätze durch tatkräftige Förderung des Wohles der Arbeiter mußte das Ziel sein.

1879 trat der Wendepunkt ein. Mit dem Umschwung vom Freihandel zum Schutzzoll begann zum Segen für die vaterländische Arbeit eine die Volkswirtschaft nach außen und innen schützende Politik. Der durchgreifenden Wirtschafts- und Finanzreform folgten umfassende Maßregeln der sozialen Fürsorge. Am 17. November 1881 erging jene denkwürdige Kaiserliche Botschaft, die der Gesetzgebung zugunsten der wirtschaftlich Schwachen neue Bahnen wies. Sie verkündete zum ersten Male in der Weltgeschichte die Betätigung werktätiger Nächstenliebe als sittliche Pflicht des Staates. „Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht," so lauteten die Eingangsworte der magna charta der deutschen Sozialreform, „dem Reichstag die Förderung des Wohles der Arbeiter von neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Die Novemberbotschaft nahm eine öffentlichrechtliche Versicherung der Arbeiter gegen die durch Krankheit, Unfall, Erwerbsunfähigkeit und Alter herbeigeführten Notlagen in Aus-

sicht. Der Staat sollte, wie Bismarck 1882 im Reichstag erklärte, den arbeitenden Klassen nicht mehr als ein bloß fordernder Herr gegenübertreten, sich ihrer nicht nur erinnern, wenn Rekruten zu stellen oder Steuern zu zahlen sind. Er wollte sie auch als schützende Macht davor bewahren, auf der großen Heerstraße des Lebens überrannt und niedergetreten zu werden. Was man den Arbeitern zu gewähren gedachte, sollte kein Almosen, sondern ein gesetzlicher Anspruch sein.

Schon 1883 wurde die Kranken-, 1884 und 1889 die Unfall- und die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter eingeführt. In den folgenden Jahren hat man das neue stolze Gebäude mannigfach vergrößert und umgestaltet. Dabei ist die Versicherung, beginnend bei den gewerblichen Arbeitern, auf immer weitere Klassen der arbeitenden Bevölkerung bis tief in die ihr wirtschaftlich nahestehenden Kreise des Mittelstandes ausgedehnt worden. 1911 erging die Reichsversicherungsordnung, das nächst dem Bürgerlichen Gesetzbuch umfangreichste Gesetzgebungswerk des Deutschen Reiches. Sie hat auch eine Hinterbliebenenversicherung eingeführt und in Verbindung mit einer neuen Zwangsversicherung für die in gehobener Stellung Beschäftigten, der Angestelltenversicherung, die Gesetzgebung auf diesem Gebiete vorläufig zum Abschluß gebracht.

Die Arbeiterversicherung trat in einer Zeit starker sozialer Erregung ins Leben. An ihrer Wiege standen ein der öffentlich-rechtlichen Fürsorge stark mißtrauendes Unternehmertum und eine ihr vielfach abgeneigte Arbeiterschaft. Für alle ein Neuland. Nach jeder Richtung mußte der Weg mühsam gebahnt werden. Das in jenen Tagen oft gehörte Wort von einem „Sprung ins Dunkle“ war nicht ganz unberechtigt.

Daß schon bald die Widerstände überwunden wurden,

ist in erster Linie der Einführung des Versicherungszwanges zu danken. Es wurde nicht dem Belieben des einzelnen Arbeiters überlassen, ob und wie er für seine Zukunft sorgen will. Kraft Gesetzes und ohne sein Zutun, selbst gegen seinen Willen, nur vermöge seiner Beschäftigung ist er versichert. Mit gleichem Zwange wurden Unternehmer und Arbeiter angehalten, sich den besonderen, zur Durchführung der Versicherung geschaffenen Einrichtungen anzugliedern und ihnen die erforderlichen Mittel zuzuführen. Das war kein Hinabgleiten in den Staatssozialismus. Ohne das feste Rückgrat des allgemeinen Versicherungszwanges wäre das Problem einer umfassenden öffentlich-rechtlichen Versicherung nicht zu lösen gewesen. Eine freiwillige Versicherung hätte trotz aller Opfer und Liebesmüh den breiten Massen gegenüber versagt. Das haben die vielen Enttäuschungen in romanischen Ländern, wo die freiwillige Versicherung lange Zeit als der Weisheit letzter Schluß gegolten hat, deutlich gelehrt. Mit Unrecht hatte auch alte manchesterliche Scheu vor der „Allmacht des Staates" vom Versicherungszwang eine Schwächung des pflichtbewußten Sparbetriebs unserer Arbeiter besorgt. Die Höhe der Einzahlungen bei den deutschen Sparkassen und die Verbreitung der sogenannten Volksversicherung in Kreisen der Arbeiterschaft beweisen, wie stark der Versicherungszwang ihren Sparsinn angeregt und sie zu einer Ergänzung der öffentlich-rechtlichen Fürsorge durch lebendige Selbsthilfe erzogen hat.

Das glückliche Gelingen des neuen Werkes ist nicht minder ein Verdienst der eigenartigen Einrichtungen, welche die großzügige Gesetzgebung jener Tage zu seiner Durchführung ins Leben gerufen hatte. Man schuf nicht neue behördliche Stellen, sondern griff entschlossen auf die „realen Kräfte des Volkslebens" zurück, die man

in Körperschaften von Unternehmern und Arbeitern mit ausgedehnter Selbstverwaltung zusammenfaßte. Das freie Spiel der Kräfte in diesen Verbänden bildete ein erwünschtes Gegengewicht zum Versicherungszwange. Was in ihnen Unternehmer und Arbeiter hingebend und opferfreudig geleistet haben, hat die hochgespannten Erwartungen des Gesetzgebers noch übertroffen. Die selbstverwaltenden Versicherungsträger haben zum Schutze von Leben und Gesundheit der deutschen Arbeiter umfassender und nachdrücklicher eingegriffen, als es behördliche Anordnungen gewagt hätten. Selbstangelegte Ketten, das zeigte sich auch hier, werden williger und leichter getragen.

Nicht zuletzt hat der oft verspottete deutsche Drill zu den schönen Erfolgen beigetragen. „Der Ordnung großer Geist", jener in Schule und Heer erprobte, unserer Nation eigene Sinn, welcher deutsches Leben von seinen alltäglichsten Äußerungen bis hinauf zu seinen höchsten Offenbarungen beherrscht, verhalf wesentlich dazu, die tief in das gesamte Volksleben eingreifende Sozialversicherung so leicht und schnell einzuführen. Manche ihrer ausländischen Nachbildungen, darunter die französische, sind am Fehlen dieses deutschen Wesenszugs mehr oder weniger gescheitert.

Deutschland hat auch die schweren, lange Zeit wachsenden Lasten der Versicherung zu tragen vermocht. Sie haben nicht, wie manche befürchtet hatten, seine Volkswirtschaft erdrückt. Im Gegenteil. Die soziale Fürsorge wurde eine mitbestimmende Ursache für die beispiellose wirtschaftliche Aufwärtsbewegung, deren sich Deutschland unter wachsendem Mißtrauen und Neide des Auslandes in den letzten Jahrzehnten erfreuen durfte. Die Aufwendungen für eine planvolle Verbesserung der Lage unserer Arbeiter haben sich auf diese

Weise schon in Friedenszeiten zum großen Teile bezahlt gemacht.

Bei Ausbruch des Krieges, also über 30 Jahre seit Einführung der Arbeiterversicherung, waren von einer Gesamtbevölkerung von über 66 Millionen rund 18 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. Bis zum Schlusse des Jahres 1913 wurden an etwa 120 Millionen Versicherte und deren Angehörige nahezu 11 Milliarden Mark Entschädigungen (Krankenfürsorge, Renten usw.) gezahlt, wozu die Versicherten selbst etwa 6 Milliarden Mark beitrugen. Der tägliche Aufwand in den drei Versicherungszweigen belief sich 1913 auf über $2^1/_4$ Millionen Mark.

Diese Zahlen reden vernehmlich, wie unsere Sozialversicherung zum Besten weitester Kreise wirtschaftlich ausgleichend gewirkt hat. Aber nicht hierin, sondern in der Verhütung von Schäden, nicht in der Zuführung immer größerer Scharen risikoloser Menschen an die Staatskrippe, sondern in der Gesunderhaltung des Volkes liegen ihre letzten Ziele. Der Schutz gegen Arbeitsunfähigkeit ist wichtiger als die Sorge für Arbeitsunfähige. Erst in der Vorbeugung wird die Fürsorge in vollkommenster Form gelöst. Jedes auf diese Weise erhaltene Arbeiterleben bedeutet ein nationales Guthaben. Das umfassende schadenverhütende Wirken der deutschen Versicherungsträger, dessen nachdrückliche Förderung ich stets als meine wichtigste Aufgabe betrachtet habe, gehört zu den wertvollsten Abschnitten ihrer Tätigkeit. Hier hat ein Geist gewaltet, der den toten Buchstaben des Gesetzes überwunden und lebendige Kraft geschaffen hat.

Die Krankenkassen bemühten sich, durch gründliche Heilmaßnahmen dauernde Heilerfolge zu erzielen und

durch ausgiebige Fürsorge für Genesende schädigenden Einflüssen auf den geschwächten Körper entgegenzuwirken. Über den einzelnen Fürsorgefall dehnten sie ihre Wirksamkeit auf allgemeine Krankheitsverhütung aus. Im Eigentum oder in der Verwaltung von Ortskrankenkassen, Krankenkassenverbänden, Betriebskrankenkassen und Knappschaftsvereinen stehen zahlreiche erstklassige Krankenhäuser, Genesungsheime, Sanatorien und Lungenheilstätten.

Die Berufsgenossenschaften haben in der Unfallverhütung durch Erlaß mustergültiger Vorschriften und durch ihre nachdrückliche Durchführung in den einzelnen Betrieben für die Minderung der Zahl der Unfälle und für die Milderung ihrer Folgen Treffliches geleistet. In ihren Krankenanstalten haben sie mit Unterstützung unserer ausgezeichneten Ärzteschaft den Versicherten eine Heilbehandlung kostenlos gewährt, welche den Anforderungen der neuesten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft und Erfahrung entspricht. Die Berufsgenossenschaften, die für Heilzwecke bisher rund 180 Millionen Mark ausgaben, bemühten sich auch, die aus der Behandlung entlassenen Unfallverletzten möglichst bald zu geregelter Arbeit mit ihren wohltätigen wirtschaftlichen und seelischen Einflüssen zurückzuführen, um „den Geheilten froh den neuen Weg des frischen Lebens gehen" zu lassen. Eine im Interesse der Verletzten wie der gesamten Volkswirtschaft besonders segensreiche Betätigung. Was wir bei ihr gelernt haben, gibt auch wertvolle Fingerzeige, wie das Problem einer Arbeitsvermittlung für unsere Kriegsinvaliden zweckdienlich behandelt werden kann. Eines entschlossenen, innerlichen Erfassens bedarf es, um diese schwierige Aufgabe erfolgreich zu lösen. Kein Spielen mit Äußerlichkeiten und keine Zersplitterung der Kräfte. Die Zahl der Drehorgel-

spieler darf nach diesem Kriege nicht mehr durch Invaliden der Walstatt vermehrt werden.

Die Versicherungsanstalten verstanden es, die vom Gesetzgeber zunächst nur unzulänglich geregelte Heilfürsorge zur Verhütung vorzeitiger Invalidität wirkungsvoll auszugestalten. Das erfolgreiche Ringen mit einer der schrecklichsten Plagen des Menschengeschlechts, der Tuberkulose, wäre ohne ihr der Gesetzgebung vorauseilendes Wirken unmöglich gewesen. Ihm ist zum großen Teile die auch im Ausland bewundernd anerkannte Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit zu verdanken. Auf 10 000 Lebende berechnet, war sie in Preußen 1913 auf 13,59 gegen 30,95 im Jahre 1876 und im Deutschen Reich 1912 auf 15,3 gegen 25,9 im Jahre 1892 zurückgegangen. Auch den Kampf gegen Trunksucht und Geschlechtskrankheiten haben die Versicherungsanstalten erfolgreich geführt. Von ihnen sind von 1897 bis 1913 etwa 1,15 Millionen Versicherte behandelt und dafür nahezu 270 Millionen Mark ausgegeben worden. Davon über 475 000 an Lungen-, Kehlkopftuberkulose und Lupus Leidende mit einem Aufwand von rund 176 Millionen Mark. Zur Aufnahme von Kranken standen bis Ende 1913 40 eigene Sanatorien, Genesungsheime und Krankenhäuser der Versicherungsanstalten mit über 4000 Betten, und 40 Lungenheilstätten mit über 5000 Betten zur Verfügung. Neben dem Heilverfahren haben die Versicherungsanstalten, wiederum der Gesetzgebung vorgreifend, durch allgemeine Maßnahmen zur Hebung der Volksgesundheit Bedeutendes geleistet. Manche gemeinnützige Einrichtung wäre unterblieben, wenn sie nicht hierfür Mittel dargeliehen hätten. Schadenverhütend wirkte endlich die Art, wie sie über ihr großes, mehr als 2 Milliarden Mark betragendes Kapitalvermögen verfügt haben. Es ist nicht als toter Schatz dem Verkehr

entzogen worden. In den verschiedensten Formen hat es als Mittel zur Erhöhung der Gesundheit und Wohlfahrt der Nation Verwendung gefunden. Bis Ende 1913 wurden rund 483 Millionen Mark für den Arbeiterwohnungsbau ausgeliehen. Darlehen der Versicherungsanstalten zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses beliefen sich bis zu diesem Zeitpunkt auf nahezu 120 Millionen Mark. Diejenigen zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrtspflege betrugen rund 642 Millionen Mark, wovon 213 Millionen auf den Bau von Krankenhäusern u. dgl., 181 Millionen auf sonstige Einrichtungen der öffentlichen Gesundheitspflege, nahezu 94 Millionen auf die Förderung von Erziehung und Unterricht und über 154 Millionen auf sonstige Wohlfahrtszwecke entfielen.

Die Einführung neuer auf die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiterstandes gerichteter öffentlich-rechtlicher Versicherungseinrichtungen erfüllte aber noch nicht die Aufgaben, die uns in der Sozialreform gestellt waren. Diese erschöpften sich nicht in wirtschaftlichen Daseinsfragen. Auch auf die geistige Förderung der Arbeiter, ihren Schutz gegen die aus Art und Dauer der Beschäftigung drohenden Gefahren für Leben, Gesundheit, Sittlichkeit und Familienglück, sowie auf die Schaffung geeigneter Einrichtungen zur friedlichen Regelung ihrer Beziehungen zu den Unternehmern waren sie gerichtet. Es ist das eigenste Verdienst Kaiser Wilhelms II., diesen Zweigen der sozialen Fürsorge neue Wege vorgezeichnet zu haben. Seine von einem dem Sozialistengesetze fremden Geiste des Vertrauens und der Versöhnung getragenen Erlasse vom 4. Februar 1890, eine Ergänzung der Novemberbotschaft des erlauchten Großvaters, eröffneten besonders für den lange Zeit zum Stillstand gekommenen Arbeiterschutz eine neue fruchtbare Entwicklung.

„Ich bin entschlossen," so hieß es in diesen hochherzigen Kundgebungen, „zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, welche Meiner Fürsorge durch die Notwendigkeit gezogen werden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Existenz zu sichern. Es ist eine Aufgabe der Staatsgewalt, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben."

Der erste Erfolg dieser Erlasse waren die umfassenden Schutzvorschriften der Gewerbeordnungsnovelle von 1891. Auf dieser Bahn ist durch den erhöhten Handlungsgehilfenschutz in der Gewerbeordnungsnovelle von 1900, durch das Kinderschutzgesetz von 1903, den Hausarbeiterschutz von 1911, die Erweiterungen des allgemeinen Arbeiterschutzes in den Gewerbeordnungsnovellen von 1908 und 1911 weitergearbeitet worden.

Die Sonntagsruhe, um nur einiges Wesentliche hervorzuheben, ist jetzt ein gesichertes Gut unserer Arbeiterschaft. Der Gefahr, daß die Gegenwart Kräfte vergeudet, die erst ausgereift der Zukunft zur Verfügung stehen sollen, ist durch eine gesetzliche Regelung der Arbeit von Kindern und jugendlichen Personen vorgebeugt worden, in der Deutschland allen Kulturstaaten voraus ist. Selbst der elterlichen Gewalt sind dabei Grenzen gezogen worden. Weitgehenden Schutz genießen die Arbeiterinnen, besonders in ihrer Eigenschaft als Hausfrauen und Trägerinnen des künftigen Geschlechts. Bis ins einzelne gehende Vorschriften gewährleisten eine gesundheitlich einwandfreie Einrichtung der Betriebsräume sowie Anstand und gute Sitte bei der Arbeit.

Für Gewerbe, in welchen durch übermäßige Dauer der Arbeitszeit die Gesundheit gefährdet wird, kann auch die tägliche Arbeitsdauer für erwachsene Arbeiter beschränkt und ein „Sanitärer Maximalarbeitstag" festgesetzt werden. Klare Arbeitsbedingungen und eine geregelte Lohnzahlung sind möglichst sichergestellt. Die Arbeiter haben freieste Verfügung über ihren Lohn. Einem Mißbrauch des wirtschaftlichen Übergewichts der Unternehmer beim Abschluß der Arbeitsverträge wird dadurch entgegengewirkt. Die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte bildeten eine gerechte, billige und schnelle Rechtsprechung aus. Für die Durchführung der Schutzbestimmungen haben zahlreiche Beamte des Gewerbeaufsichtsdienstes gewissenhaft und erfolgreich gewirkt. Als etwas Selbstverständliches gilt heute der ehemals oft bekämpfte Arbeiterschutz. Auch bei den Arbeitgebern, gegen deren Interessen er ursprünglich gerichtet war. Möge bei seiner weiteren Ausgestaltung und Vertiefung Deutschland wie bisher in der ersten Reihe stehen.

Die Pfadfinder der deutschen Sozialreform hatten mit Recht vertraut, daß ein Staat, der für die wirtschaftlich Schwachen eintritt und anstatt eines verhängnisvollen Raubbaues an der menschlichen Arbeitskraft sie sorglich zu erhalten sucht, damit dem eigenen Nutzen und Frommen dient. Die von der Industrie ergriffenen Massen gegen die Schädigungen ihres Berufs schützen, heißt des Staates wertvollstes Gut, ein widerstandsfähiges, wehrhaftes Volk erhalten. Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz sind in der Tat zu einem Eck- und Grundstein für unsere Wohlfahrtspflege und zu einer sozialpolitischen Schule für die Nation geworden. Ihren Opfersinn hat der soziale Gedanke geadelt. Er regte viele Unternehmer, die sich auch um das persönliche Wohl ihrer Arbeiter bemühten und den Weg zu ihren Herzen zu finden suchten,

an, die soziale Fürsorge freiwillig weit über ihren gesetzlichen Rahmen auszudehnen. Auf über $1^1/_2$ Milliarden Mark sind die verdienstvollen Aufwendungen deutscher Unternehmer für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen veranschlagt worden. In der regen sozialen Betätigung staatlicher sowie gemeindlicher Verbände und in dem vielverzweigten gemeinnützigen Wirken unserer Zeit zum Wohle der ärmeren Volksschichten traten weitere erfreuliche Begleiterscheinungen der neuen Gesetzgebung zutage. Was in den wenigen Jahrzehnten seit ihrer Einführung auf allen diesen Wegen für die körperliche und geistige Gesundheit des Volkes geleistet worden ist, übersteigt die Arbeit vieler Menschenalter. Eine in ihrer Gesamtlage über das Daseinsmindestmaß gehobene widerstandsfähige Arbeiterschaft, die zur Stärkung unserer Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt beigetragen hat und jetzt Handel und Industrie vor ihrer Vernichtung schützen hilft, „auf hoher Kulturstufe stehende Qualitätsmenschen mit der Faust der alten Germanen", das war der Lohn dieser Fürsorge. Sie im Dienste der „Menschenökonomie" noch wirksamer fortzubilden, auch durch sie unsere Verluste an Kraftreserven infolge des Krieges nach Möglichkeit auszugleichen, wird eine der vielen wichtigen Aufgaben nach dem Friedensschlusse sein.

Der Krieg ist eine Massenprobe auf die nationale Nervenkraft. Das deutsche Volk ist jetzt ganz zäher Wille. Mit eiserner Kraft erfüllt es alle schweren Forderungen der Stunde. Unfaßliches ertragen unsere herrlichen Truppen an körperlichen und seelischen Anstrengungen. Auch unsere junge Mannschaft, oft noch halbe Knaben, die von den Schulbänken weg zu den Fahnen eilten. Ihnen voran die Geister eines Körner und Friesen, durchbrachen sie unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" bei den Kämpfen um Ypern und im

Osten feindliche Stellungen. In gleichem Schritt und Tritt marschiert Deutschlands hoffnungsvolle Jugend mit den braven Landwehr- und Landsturmmännern, aus deren Reihen uns die gleiche Gesundheit und stramme Zucht herzerquickend entgegenleuchtet. Nur eines vermögen unsere Kämpfer nicht, die Greueltaten zu verüben, die das vielköpfige Ungeheuer der feindlichen Lügenpresse ihnen gewissenlos andichtet. Auswüchse einer entarteten Kriegsführung sind Dum-Dum-Geschosse und ähnliche Grausamkeiten. Sie werden die deutschen „Barbaren" nie lernen.

Ein weitblickender Ausländer hat schon vor Jahren erklärt, daß die deutsche Sozialreform „ein starkes, lebenskräftiges Deutschland geschaffen habe, das ewig dauern werde". Von Professor Fuster in Paris stammen diese Worte. Wie ein Kassandraruf an seine ewig blinden Landsleute muten sie uns heute an. Was deutsche Beobachter von gefahrdrohenden entsittlichenden und entnervenden Wirkungen dieser Fürsorge erzählten, erwies sich zum größten Teile als Märchen. Die Schlacht von Königgrätz hat bekanntlich der deutsche Schulmeister gewonnen. Jetzt siegen deutsche Schul- und Sozialpolitik.

Die segensreichen Folgen der sozialen Gesetzgebung zeigten sich nicht bloß in der Erhaltung und Steigerung unserer Volkskraft. Auch für die innere Festigung des Reichs, die sich in diesen Tagen so überwältigend offenbart, wurde sie von hoher Bedeutung. Die in den Berufsgenossenschaften gewonnene Kameradschaft der Unternehmer hat den Ausgleich zwischen den deutschen Stämmen erleichtert. Sie trug viel dazu bei, daß die Mainlinie überwunden wurde. Aber auch Unternehmer und Arbeiter hat die gemeinsame Tätigkeit bei der Arbeiterversicherung menschlich und sachlich näher ge-

bracht. Durch Teilnahme an ihrer Verwaltung und Rechtsprechung ist die wirtschaftliche Einsicht der Arbeiter, auch für die Grenzen des Erreichbaren, erhöht worden. Sie überzeugten sich, daß unser Staatswesen nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohltätige, auf die Hebung der Lage der Arbeiter bedachte Einrichtung ist, die auch ihnen unsere Kulturgüter sichert, und an deren Erhaltung jeder Staatsbürger persönlich interessiert ist. Der Arbeiterstand, dessen Kräfte lebendig wurden, lernte, auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zur Verbesserung seiner Lage die Hände zu rühren. Das Spiel mit der revolutionären Phrase und die Vertröstungen auf den Zukunftsstaat verlieren aber bei geistig und wirtschaftlich gehobenen Arbeitern an Zugkraft. Auch von denen unter ihnen, die am eignen Leibe die Vorteile der neuen Fürsorge verspürten, werden viele erhöhtes Vertrauen zum Gegenwartsstaate gewonnen haben. Alles dies, was sich nicht mit Händen greifen oder zahlenmäßig erfassen ließ, mußte schließlich versöhnend wirken. Zwar reifen die Früchte einer guten Tat oft langsam, auf die Dauer können sie nicht ausbleiben. Jetzt bringen wir die Ernte mit vollen Händen ein.

In dem herrlichen vaterländischen Aufschwung ist für Klassenhaß und politische Leidenschaften kein Raum mehr. Sie liegen hinter uns in wesenlosem Scheine. Der Ausspruch des Kaisers: „In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert“ war der treueste Ausdruck einer einheitlichen Volksempfindung. Nachdem eine langjährige aufbauende Tätigkeit in der Sozialreform den Boden vorbereitet hatte, öffnete der Krieg weit die Herzen der Arbeiter. Vergeblich horchten unsere Feinde bei seinem Ausbruch auf den dröhnenden Schritt vaterlandsloser

deutscher Arbeiterbataillone. Das Vaterland stand auf wie ein Mann. Niemals im Laufe seiner langen und schicksalsreichen Geschichte ein so einiges Volk von Brüdern. Der Kaiser rief, und alle, alle kamen. Heldenmütig streiten Schulter an Schulter Unternehmer und Arbeiter, Mannschaft und Offiziere. Sie alle empfinden beim wilden eisernen Würfelspiele des Krieges den befreienden Segen eines vertrauensvollen Aufblicks zum Lenker der Schlachten. Mit Gott für Kaiser und Reich! Wieder fließen die Brunnen eines höheren Lebens, hört Deutschland, um ein Wort Bismarcks zu wiederholen, „den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen". Aus den Schützengräben ertönen „Ein' feste Burg" und „Großer Gott, wir loben dich" als Ausdruck ernster Frömmigkeit und stolzer Kampfesfreude, die weiß, daß der Sieg gelingen muß, „auch wenn die Welt voll Teufel wär". Die gefallenen Kämpfer ruhen vereint in fremder Erde oder in des Meeres Tiefen, noch im Tode gute Kameraden. „Begrabt mich, wenn ich sterben sollte, nicht in der Fürstengruft, legt mich zu meinen Soldaten — und grüßt meinen Kaiser." Das schrieb ein deutscher Prinz auf sein letztes Blatt. Setzt auf die Grabsteine der Gefallenen wie in alter Heldenzeit: „Wanderer verkünde in der Heimat, du habest hier uns liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl". Und unter denen, die zu Hause bleiben mußten, wetteifern mit den übrigen Berufsständen auch die musterhaft geschulten Verbände der Arbeiter in treuer vaterländischer Pflichterfüllung.

„Sein Nationalbewußtsein kann ein Volk nie wieder verlieren, das beim Ausbruch des Krieges alle Streitigkeiten auf allen Gebieten vergißt und nur die eine große Idee der Einheit der Nation kennt." Diese Worte aus den Sozialistischen Monatsheften, die in der gesamten Arbeiterpresse widerklingen, zeigen den Geist, der Deutsch-

lands Arbeiterschaft in diesen Tagen durchweht. „Nur Kinder und Narren", so hört man jetzt aus ihren Reihen, „warten noch auf den Zukunftsstaat." Fürwahr, Großes hat sich begeben. Hoffentlich wird eine der unvergleichlichen Kriegsführung Hindenburgs ebenbürtige Politik diesen köstlichen Gewinn, die gegenseitige Achtung und Versöhnung zwischen Unternehmern und Arbeitern, den Zusammenklang der Arbeiterseele mit dem Fühlen der ganzen Nation, zu bewahren wissen. Die Früchte des Krieges dürfen uns nicht unter der Hand vergehen. Der Friede soll wieder aufbauen, was der Krieg vernichtet, jedoch nicht zerstören, was er geschaffen hat. Dauernde volle wirtschaftliche Harmonie liegt im Reiche der Träume. Wie der ewige Friede der Völker, die ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern schneiden. Wo immer aber wirtschaftliche Gegensätze später auszutragen sein werden, muß es nach dieser Feuer- und Bluttaufe mit dem Blicke auf das Ganze geschehen und mit dem Glauben an die Aufrichtigkeit aller in ihrer Liebe zum Vaterlande. Einer weitschauenden und beharrlichen Staatskunst wird es bedürfen, um diese innere Wiedergeburt unseres Volkes und die für sie, weil jetzt langsamer und schwerer wie zu Beginn des Krieges erkämpft, noch fruchtbringenderen Siege der deutschen Waffen im rechten Sinne zum Wohle des Vaterlandes auszunutzen. Vor der Wiederkehr einer Zeit der versäumten Gelegenheiten, „der Kleinheiten und der mittelmäßigen Menschen", die der edle Freiherr vom Stein in den Tagen des Wiener Kongresses so bitter beklagt hat, möge Deutschland gnädig bewahrt bleiben. Wird es, wie der Reichskanzler verhießen hat, in den Kämpfen der Zukunft für die Regierung nur noch Deutsche geben, „einer dem anderen gleich, einer dem anderen die Hand reichend für ein einiges, heiliges Ziel",

dann wird auch der Wunsch der Novemberbotschaft des alten Kaisers erfüllt werden und die Sozialreform sich als dauernde Bürgschaft inneren Friedens für das Vaterland erweisen.

Daß die für unsere Kriegsbereitschaft so bedeutungsvoll gewordene soziale Fürsorge im Kriege ungestört und sicher weiter arbeitet, daß ihr tief eingreifendes Räderwerk seinen Gang ruhig fortsetzt wie im Frieden, ist wieder ein Zeichen der unserem Volke innewohnenden Kraft. Die Ansprüche der Versicherten bleiben im großen und ganzen unverändert bestehen. Da, wo es sich um den Schutz von Leben und Gesundheit handelt, wie beispielsweise bei der Unfallverhütung oder im Kampfe gegen die Volksseuchen, besonders die Tuberkulose, haben Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten ihre Tätigkeit, soweit möglich, noch gesteigert. Mit Recht hat man gesagt, daß niemals das Kind heiliger, die Mutter mehr ein Hort der Zukunft war, als jetzt, wo der Kampf so große Opfer an Menschenleben fordert. Eine umfassende Mutterschaftsfürsorge, die kürzlich vom Reiche geschaffene Kriegswochenhilfe, trägt diesem Gedanken erfreulich Rechnung. Die Krankenkassen, welche bislang ohne die befürchteten Erschütterungen über die Kriegszeit hinweggekommen sind und trotz Einziehung ihrer kräftigsten und gesundesten Mitglieder weniger anstatt mehr in Anspruch genommen werden, können jetzt mit Beihilfen des Reichs und der Versicherungsanstalten den Wöchnerinnen, namentlich den Ehefrauen der Kriegsteilnehmer, ausgiebig in schwerer Stunde beistehen und für Erhaltung eines gesunden, streitbaren Nachwuchses sorgen. Auch im Arbeiterschutze hat der Krieg nichts Wesentliches geändert. Obgleich er die gesamte männliche wehrpflichtige Bevölkerung zur Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen und für manche Industriezweige

eine außergewöhnliche Häufung der Arbeit gebracht hat, werden Ausnahmen der Schutzvorschriften für Frauen, junge Leute und Kinder nur für den äußersten Notfall zugelassen. Die Sonntagsruhebestimmungen bleiben ebenfalls tunlichst in Geltung. Das kürzlich für Belgien erlassene Gesetz über die Arbeit der Frauen und Kinder ist ein bedeutsames Zeugnis, wie deutsche Sozialpolitik selbst um die Arbeiterschaft im besetzten Feindeslande bemüht ist.

Es war aber nicht bloß der Fortgang der sozialen Fürsorge während des Krieges sicherzustellen. Die großen, besonders finanziellen Kräfte ihrer Organisationen mußten auch im Verein mit umfassenden staatlichen oder gemeindlichen Maßnahmen und einer über alles Erwarten reichen freien Liebestätigkeit zur Linderung der Folgen des Krieges und der durch ihn neugeschaffenen wirtschaftlichen Notlagen möglichst nutzbar gemacht werden. Diese, wenn ich sagen darf, „Mobilmachung" der Arbeiterversicherung, die das Reichsversicherungsamt alsbald nach Ausbruch des Krieges in in die Wege leitete, ist ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte unserer sozialen Fürsorge. Die für sie grundlegenden Beschlüsse sind nicht, wie Fernstehende besorgen könnten, nur die schöne Frucht einer hochgemuten opferfreudigen Stunde gewesen. Sie waren wohlüberlegt und von dem Gedanken geleitet, daß es jetzt gilt, Werte zu erhalten, die höher einzuschätzen sind als der völlig ungeschmälerte Bestand der von den Versicherungsträgern angesammelten Kapitalien. Auch wurden dabei sorgfältig die Grenzen berücksichtigt, innerhalb welcher Aufwendungen der Versicherungsträger für Kriegswohlfahrtszwecke gegenüber der Zukunft rechnungsmäßig verantwortet werden können. Im übrigen hat die Erfahrung längst gelehrt, daß Ausgaben für eine

planmäßige Schadenverhütung, und um solche handelt es sich auch hier, werbende sind, die durch Verringerung der Lasten, insbesondere der schadenausgleichenden Rentengewähr, wieder eingebracht werden.

Die Versicherungsträger stellten zur Unterstützung der weitgreifenden Vorkehrungen der Heeresverwaltung, soweit sie es nicht schon im Frieden getan, sofort ihre Krankenhäuser, Genesungsheime und Lungenheilstätten zur Verfügung. In hohem Maße wertvoll erweisen sich jetzt die reichen Erfahrungen unserer Versicherungsträger über die bestmögliche Heilung von Unfallverletzungen und von solchen Erkrankungen, die als Folgen der außerordentlichen Kriegsstrapazen vielfach zu beklagen sind. Der Förderung, die neben anderen Gebieten der ärztlichen Tätigkeit besonders die Chirurgie durch die soziale Versicherung erfahren hat, ist es mit zu danken, daß die Zahl der rasch genesenen und für den Dienst in der Front wieder tauglichen Verwundeten gegen früher so erfreulich, nämlich auf 73 bis 75 vom Hundert, gestiegen ist. Je mehr es gelingt, die im Felde Verletzten oder Erkrankten gründlich auszuheilen, um so mehr werden den am Verlaufe der Behandlung finanziell interessierten Versicherungsträgern und dem durch feste Zuschüsse zu den Leistungen der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung beteiligten Reiche in Zukunft Opfer erspart.

Durch Überweisung aller verfügbaren Barmittel an die Reichsbank stärkten die Versicherungsträger unsere ausgezeichnete Finanzrüstung. Eine der schärfsten Waffen gegen Kriegsnot in ihren Händen wurde der bisher nur in stiller Friedensarbeit erprobte § 1274 der Reichsversicherungsordnung. Nach ihm können die Versicherungsanstalten mit Genehmigung des Reichsversicherungsamts Mittel aufwenden, um allgemeine Maß-

nahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität unter den Versicherten oder zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu fördern oder durchzuführen. Für die hierdurch umgrenzten Aufgaben der Kriegswohlfahrtspflege erklärten sich die Versicherungsanstalten auf Anregung des Reichsversicherungsamts freudig bereit, Mittel bis zu 5 vom Hundert ihres Vermögens aufzuwenden. Da es sich, wie schon erwähnt, auf über 2 Milliarden Mark beläuft, so steht für jene Aufgaben ein Betrag bis zu mehr als 100 Millionen Mark zur Verfügung. Aus ihm flossen, um nur einiges anzuführen, bis Ende 1914 schon über $1^1/_2$ Millionen Mark an das Rote Kreuz und rund $1^1/_4$ Millionen Mark an die Sammelstellen zur Beschaffung warmer Unterkleider für die Truppen. Auf einem großen Dampfer wird allen durch den Krieg arbeitslos gewordenen unverheirateten deutschen Seeleuten Unterkunft und freie Verpflegung gewährt. Über 2 Millionen Mark sind als besondere Dankes- und Ehrengaben für die Hinterbliebenen der Gefallenen bestimmt worden. Sie sollen über die erste schwere Zeit nach dem Tode des Ernährers hinweghelfen und den Übergang in neue wirtschaftliche Verhältnisse erleichtern. $1^1/_2$ Millionen Mark wurden bereitgestellt, um den für die Versicherten im Felde oft verhängnisvollen Verfall ihrer Ansprüche aus der Arbeiterversicherung, aus Lebens- oder Volksversicherungen nach Möglichkeit zu verhindern.

Weiter beschlossen die Versicherungsanstalten mit Zustimmung des in diesen Tagen „das gute Gewissen unserer sozialen Politik“ genannten Reichsversicherungsamts, durch Lombardierung von Wertpapieren bis zu 200 Millionen Mark flüssig zu machen, um sie als Darlehen zu erleichterten Bedingungen an bedrängte Gemeinden, Kreise usw. auszuleihen. Dabei sollte auch

auf Bekämpfung gesundheitlicher Schäden infolge von Arbeitslosigkeit Bedacht genommen werden. Bisher wurden solche Darlehen schon in Höhe von 24 Millionen Mark gewährt. Den durch den Krieg besonders schwer betroffenen Versicherungsanstalten Ostpreußen und Elsaß-Lothringen stellten die übrigen Anstalten weitgehende Unterstützung in Aussicht.

Endlich beteiligten sich die Versicherungsanstalten mit über 150 und die Berufsgenossenschaften mit rund 40 Millionen Mark an der Aufbringung der Kriegsanleihe. Auch die Angestelltenversicherung steuerte 40 Millionen Mark hierzu bei. Die Versicherungsträger haben dadurch zu dem unblutigen Siege eines Volkes beigetragen, das in langjähriger zäher und mutiger Arbeit, und ohne dabei an seiner körperlichen, geistigen oder sittlichen Kraft und Gesundheit Schaden zu leiden, eine wirtschaftliche Weltmacht geworden ist. Wir erleben, wie es mitten im Kriege durch erstaunliche Anpassungsfähigkeit und frisches Zusammenfassen seiner wirtschaftlichen Kräfte entschlossene Unternehmungslust entfaltet, bei immer mehr sinkender Zahl der Arbeitslosen und der geschäftlichen Zusammenbrüche, bei immer stärkerem Rückfluß von Geldern zu den Sparkassen und einem nur in guten Friedensjahren landläufigen Wechselzinsfuße vor dem Kriege begonnene große Kulturwerke fortführt. Die „Silbernen Kugeln“ der englischen Tartüffs, der von schnödem Krämergeiste geleiteten ränkevollen Regisseure dieses Weltkriegs, werden Deutschland nicht überwinden.

In Stunden der Entscheidung wird dem Volke die Siegespalme zuteil, das, am stärksten von dem kategorischen Imperativ sozialer Pflicht durchdrungen, im Kampfe gegen menschliches Elend die größten Erfolge aufzuweisen hat, den Schutz der Armen und Notleidenden am wirksamsten durchzuführen vermag. Das habe

ich auch im Ausland oft ausgesprochen. Manche haben über den deutschen Idealisten gelächelt. Aber die Geschichte schreibt jetzt darunter ein wuchtiges „Ja“ und „Amen“. Deutschland, das in der sozialen Fürsorge ein hellleuchtendes Wahrzeichen sittlicher Kraft und idealer Gesinnung geschaffen hat, kann und darf in diesem blutigen Ringen nicht untergehen. Es will und wird seine Feinde auf die Knie zwingen. Um jeden Preis. Und bevor es erreicht ist, dürfen uns weichselige Schwärmer nicht von Liebe und Versöhnung reden. Bis dahin kein Friede. Das schulden wir auch unseren Toten. Deutschland ist kein Übervolk und will es nicht sein. Die Rolle des Vampirs am Körper der Menschheit, die England so lange ungestraft gespielt hat, will es gewiß nicht übernehmen. Aber es soll, und das muß ihm der Friedensschluß sicherstellen, den Platz an der Sonne haben, der ihm zukommt, soviel Raum und Luft, als es zur vollen Entfaltung seiner Lebenskräfte bedarf.

Für noch höhere Aufgaben ist unser Vaterland ausersehen, wenn erst die Saat in den durch das Schwert gezogenen blutigen Furchen reifen, wenn mit Freuden geerntet wird, was mit Tränen gesät wurde, und die Völker, die durch den bisher größten aller Kriege gehen mußten, sich ein neues Leben mit neuen Zielen formen wollen. Auf Deutschlands „Ewigkeitsberuf“, das Menschheitsideal zu erfüllen und „auf den Obelisken der Zeiten den Schlußstein zu setzen“, wiesen schon vor hundert Jahren patriotische Männer vertrauensvoll hin. Am deutschen Geist und Wesen, so dürfen wir noch zuversichtlicher hoffen, wird einst die Welt genesen. Das walte Gott!

Anhang.

Die deutsche Arbeiterversicherung.

Merkblatt

herausgegeben im Reichsversicherungsamt.

Die deutsche Arbeiterversicherung ergreift die arbeitenden Klassen bis hinauf in den Mittelstand ohne Unterschied des Geschlechts und der Staatsangehörigkeit. Sie beruht auf Gegenseitigkeit und Selbstverwaltung und gewährt bei Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter oder Tod des Ernährers einen Rechtsanspruch auf gesetzlich bestimmte Leistungen bei kostenfreiem Verfahren.

I. Krankenversicherung.

Die Krankenversicherung umfaßt rund 18 Millionen Versicherte und erfolgt durch rund 10 000 Krankenkassen. Die gesamten Kosten der Versicherung werden getragen zu $^2/_3$ von den Versicherten, zu $^1/_3$ von den Arbeitgebern. Der Erkrankte erhält als Regelleistung von der Versicherung bis zu 26 Wochen und darüber: 1. Krankenpflege (freie ärztliche Behandlung und Arznei, auch Brillen, Bruchbänder u. dgl.), 2. wenn ihn die Krankheit arbeitsunfähig macht, vom vierten Krankheitstag an Krankengeld. Im Todesfalle wird Sterbegeld gezahlt. Wöchnerinnen erhalten Wochengeld für 8 Wochen. Die Krankenkassen können dem Erkrankten an Stelle der Krankenpflege und des Krankengeldes auch Krankenhauspflege nebst Hausgeld gewähren. Zu Zwecken der Heil- und Genesendenfürsorge dienen ihnen u. a. 100 eigene Anstalten.

Seit 1885 hat die Krankenversicherung in 112 Millionen mit Arbeitsunfähigkeit verbundenen Erkrankungsfällen bei 2060 Millionen Krankheitstagen aufgewendet für:

Arzt usw.	1211,0	Millionen Mk.
Arznei usw.	852,0	" "
Krankengeld	2394,7	" "
Wöchnerinnen	91,7	" "
Krankenhauspflege	757,7	" "
Hausgeld	65,5	" "
Sterbegeld	158,8	" "
Sonstige Leistungen	92,0	" "
Insgesamt also (ungerechnet der Verwaltungskosten)	5623,4	Millionen Mk.

Die Zuwendungen im Jahre 1913 betrugen insgesamt .	447,1	Millionen Mk.
An Beiträgen wurden seit 1885 entrichtet		
von den Arbeitgebern .	1924,0	=
von den Versicherten .	4166,0	=
Das Gesamtvermögen betrug Ende 1913	382,0	Millionen Mk.

II. Unfallversicherung.

Die Unfallversicherung umfaßt rund 25 Millionen Versicherte und wird von 117 Berufsgenossenschaften und 561 Ausführungsbehörden durchgeführt. Die gesamten Kosten der Versicherung tragen die Unternehmer. Der durch einen Betriebsunfall Verletzte erhält spätestens von der 14. Woche nach dem Unfall an (vorher tritt die Krankenversicherung ein): 1. Krankenbehandlung, d. i. freie ärztliche Behandlung, Heil- und Hilfsmittel (Krücken, Stützvorrichtungen u. dgl.), 2. für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit eine Rente. Bei völliger Erwerbsunfähigkeit werden $^2/_3$ des Jahresverdienstes als Vollrente, bei teilweiser Erwerbsunfähigkeit wird ein entsprechender Teil der Vollrente gewährt. Wird der Versicherte durch den Betriebsunfall getötet, so wird Sterbegeld und für die Hinterbliebenen eine Rente gewährt. Zur Verhütung von Unfällen sind für die Betriebe und die in ihnen beschäftigten Arbeiter weitgreifende Unfallverhütungsvorschriften erlassen. Die Versicherungsträger sind darauf bedacht, den Verletzten völlig wieder herzustellen und seine Erwerbsfähigkeit zu erhalten. Sie können an Stelle der Krankenbehandlung und Rente Heilanstaltspflege nebst Angehörigenrente gewähren. Zu diesem Zwecke sind auch bereits 6 eigene besondere Heilanstalten von ihnen errichtet worden.

Seit 1885 hat die Unfallversicherung bei 2,681 Millionen entschädigten Unfällen (Verletzten) aufgewendet für:

Heilverfahren	59,5	Millionen Mk.
Fürsorge in der Wartezeit .	15,6	=
Heilanstaltspflege	88,2	=
Angehörigenrente	24,3	=
Verletztenrente	1776,5	=
Abfindung an Inländer . .	23,1	=
Sterbegeld	13,4	=
Hinterbliebenenrente	457,5	=
Witwenabfindung	16,4	=
Ausländerabfindung	5,0	=
Unfallverhütung	28,5	=
Insgesamt also (ungerechnet der Verwaltungskosten) .	2508,0	Millionen Mk.

Die Zuwendungen im Jahre 1913 betrugen insgesamt .	172,7	Millionen Mk.
An Beiträgen wurden seit 1885 entrichtet von den Arbeitgebern	2977,0	- -
Das Gesamtvermögen betrug Ende 1913	595,7	Millionen Mk.

III. Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung.

Die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung umfaßt rund 16 Millionen Versicherte. Für sie bestehen 31 Versicherungsanstalten und 10 Sonderanstalten. Die Kosten werden von Arbeitgebern und Versicherten je zur Hälfte getragen; außerdem gibt das Reich jährlich Zuschüsse. Der Versicherte erhält, wenn er dauernd invalide wird oder das 70. Lebensjahr vollendet hat, eine Rente. Auch erhält er eine Rente im Falle einer Erkrankung von der 27. Woche an; bis dahin tritt die Krankenversicherung ein. Beim Tode eines Versicherten werden unter bestimmten Voraussetzungen Witwen- oder Witwerrente, Waisenrenten, Witwengeld und Waisenaussteuer gezahlt. Zur Verhütung drohender und zur Beseitigung eingetretener Invalidität leiten die Versicherungsträger ein umfassendes und nachhaltiges Heilverfahren ein. Sie führen einen erfolgreichen Kampf gegen die Volksseuchen, namentlich die Tuberkulose. Bereits über 80 eigene Lungenheilstätten, Sanatorien, Genesungsheime und Krankenhäuser mit rund 10 000 Betten haben sie errichtet. Einen großen Teil ihres Vermögens verwenden die Versicherungsträger zur Förderung von Einrichtungen, die der Wohlfahrt und der Gesundung der deutschen Arbeiterschaft dienen, insbesondere zum Baue von Arbeiterwohnungen.

Seit 1891 hat die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung aufgewendet für:

Heilverfahren . . . . . darunter für Tuberkulose 175,3 Millionen Mk.	269,8	Millionen Mk.
Außerordentliche Leistungen .	12,9	- -
Invalidenhauspflege	6,6	- -
Invalidenrente (2,231 Mill. Renten)	1805,0	- -
Krankenrente (0,151 Millionen Renten)	38,7	- -
Seitenbetrag . .	2133,0	Millionen Mk.

Übertrag . .	2133,0	Millionen Mk.
Altersrente (0,529 Millionen Renten)	480,6	" "
Beitragserstattungen (seit 1912 weggefallen)	117,0	" "
Hinterbliebenenbezüge (seit 1912)	2,5	" "
Insgesamt also (ungerechnet der Verwaltungskosten) .	2733,1	Millionen Mk.
Die Zuwendungen im Jahre 1913 betrugen insgesamt .	220,1	Millionen Mk.
An Beiträgen wurden seit 1891 entrichtet		
von den Arbeitgebern .	1780,0	" "
von den Versicherten .	1780,0	" "
Zuschüsse des Reichs .	803,0	" "
Das Gesamtvermögen betrug Ende 1913	2079,0	" "
Von dem Gesamtvermögen waren angelegt:		
Für gemeinnützige Zwecke . und zwar für Heilanstalten, Erholungs- und Genesungsheime usw. 641,7, für Arbeiterwohnungen 482,6, für landwirtschaftlichen Kredit 119,7 Millionen Mk.	1244,0	" "
Für sonstige Zwecke	835,0	" "
Insgesamt . .	2079,0	Millionen Mk.

IV. Die gesamte deutsche Arbeiterversicherung.

Seit ihrem Bestehen bis 1913 hat

die Krankenversicherung . .	5623,4	Millionen Mk.
die Unfallversicherung . . .	2508,0	" "
die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung . .	2733,1	" "
die deutsche Arbeiterversicherung insgesamt	10864,5	Millionen Mk.

also nahezu 11 Milliarden Mark aufgewendet
(ungerechnet der Verwaltungskosten).

Im Jahre 1913 hat

die Krankenversicherung . .	447,1	Millionen Mk.
die Unfallversicherung . . .	172,7	" "
die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung . .	220,1	" "
die deutsche Arbeiterversicherung insgesamt	839,9	Millionen Mk.

aufgewendet.

Mithin beträgt der tägliche Aufwand der deutschen Arbeiterversicherung

über 2¼ Millionen Mark.

Seit ihrem Bestehen bis 1913 wurden an Beiträgen entrichtet für die

Krankenversicherung von den Arbeitgebern	1924,0	Millionen Mk.
Krankenversicherung von den Versicherten	4166,0	" "
Unfallversicherung von den Arbeitgebern	2977,0	" "
Invaliden- u. Hinterbliebenenversicherung		
von den Arbeitgebern.	1780,0	" "
von den Versicherten .	1780,0	" "
Zuschüsse des Reichs .	803,0	" "
für die deutsche Arbeiterversicherung insgesamt		
von den Arbeitgebern .	6681,0	Millionen Mk.
von den Versicherten .	5946,0	" "
Zuschüsse des Reichs .	803,0	" "
Das Gesamtvermögen Ende 1913 betrug:		
bei der Krankenversicherung .	382,0	" "
bei der Unfallversicherung .	595,7	" "
bei der Invaliden- u. Hinterbliebenenversicherung . .	2079,0	" "
bei der deutschen Arbeiterversicherung insgesamt. .	3056,7	Millionen Mk.

Diese gewaltigen Zahlen reden vernehmlich, wie umfassend die deutsche Arbeiterversicherung zum Segen unseres Volkes gewirkt hat. Man war nicht nur bestrebt, eingetretene Schäden auszugleichen, sondern hat immer mehr sein Augenmerk darauf gerichtet, wirtschaftliche Schäden zu verhüten und die breiten Massen gesund zu erhalten. Dadurch ist die Arbeiterversicherung

zu einem Eck- und Grundstein für unsere Wohlfahrtspflege geworden. Sie hat Deutschlands Volkskraft vermehrt und seine Kriegstüchtigkeit gesteigert, wie dies von dem Präsidenten des Reichsversicherungsamts Dr. Kaufmann in seinen jüngsten Abhandlungen und Vorträgen überzeugend dargelegt worden ist. Es ist ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Arbeiterversicherung, wie sie auch ihre Einrichtungen und Mittel mobil gemacht hat, um die Folgen des Krieges und die durch ihn geschaffenen wirtschaftlichen Notlagen zu lindern. Mit Zustimmung des Reichsversicherungsamts haben die Versicherungsträger ihre Krankenhäuser, Genesungsheime und Lungenheilstätten für verwundete und erkrankte Krieger zur Verfügung gestellt und durch Überweisung aller verfügbaren Barmittel an die Reichsbank unsere ausgezeichnete Finanzrüstung gestärkt. Bis zu fünf vom Hundert ihres Vermögens, das sind über 100 Millionen Mark, haben die Versicherungsanstalten für Aufgaben der Kriegswohlfahrtspflege bereitgestellt. Davon haben sie bis jetzt schon über $1\frac{1}{2}$ Millionen dem Roten Kreuz und rund $1\frac{1}{4}$ Millionen Mark den Sammelstellen zur Beschaffung warmer Unterkleider für die Truppen überwiesen. Über 2 Millionen Mark sind als besondere Dankes- und Ehrengaben für die Hinterbliebenen der Gefallenen bestimmt worden. Sie sollen über die erste schwere Zeit nach dem Tode des Ernährers hinweghelfen und den Übergang in neue wirtschaftliche Verhältnisse erleichtern. $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark wurden bereitgestellt, um den für die Versicherten im Felde oft verhängnisvollen Verfall ihrer Ansprüche aus Versicherungen nach Möglichkeit zu verhindern. Durch Lombardierung von Wertpapieren wollen die Versicherungsanstalten bis zu 200 Millionen Mark flüssig machen, um sie als Darlehen zu erleichterten Bedingungen an bedrängte Gemeinden, Kreise usw. auszuleihen, auch zur Bekämpfung gesundheitlicher Schäden infolge von Arbeitslosigkeit. Bisher wurden solche Darlehen schon in Höhe von 24 Millionen Mark gewährt. An der Zeichnung der Kriegsanleihe haben sich die Versicherungsanstalten bisher mit über 150 und die Berufsgenossenschaften mit rund 40 Millionen Mark beteiligt.

Dr. Friedrich Delitzsch, Berlin:

Psalmworte für die Gegenwart

Rede am 15. Dezember 1914

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen — woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Als wir jungen Sekundaner im hebräischen Gymnasialunterricht diesen 121. Psalm lasen, sagte uns unser Professor, der in weiten Kreisen als hervorragender Kenner der griechischen und römischen Literatur bekannt war, daß ihm ein gleich wundervolles Lied im klassischen Schrifttum nicht bekannt sei. Das machte tiefen Eindruck auf unsere jungen Herzen und weckte in ihnen die Neigung zur alttestamentlichen Forschung.

Und als mich weiterhin meine sonstigen Studien zuerst zum Ganges zur heiligen Literatur der Brahmanen, den indischen Veden, führten und später an den Euphrat nach Babylon, konnte mir zwar einerseits nicht verborgen bleiben, was ich mehrfach dargelegt habe, daß so manche Gedanken der babylonischen Weisen über die Schöpfung der Welt und den Ursprung der Sünde, Erzählungen wie jene von der Sintflut und anderes mehr die alttestamentlichen Schriftsteller tiefgehend beeinflußt haben, aber andererseits habe ich nie aufgehört zu betonen, daß weder die indische noch die babylonische noch die semitische Poesie überhaupt eine Liedersammlung besitze, die an poetischer Schönheit vieler Einzeldichtungen, vor allem aber an ernstem Sichversenken in die Rätsel des Menschenlebens und an ergreifender Betätigung lautester Religiosität auch nur annähernd einen Vergleich mit dem alttestamentlichen Psalmbuch zulasse, diesem von stillstem Piano bis zu vollakkordigem Fortissimo anschwellenden Hohenliede des Gottvertrauens.

Ja, in der ganzen Weltliteratur stehen diese, der großen Mehrzahl nach dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert angehörigen Lieder, steht dieses Liederbuch der nachexilischen jüdischen Gemeinde einzigartig da. Die kurzen, wahrhaft monumentalen Worte, mit denen das menschliche Leben nicht nur geschildert, sondern erschöpft wird, haben in ihrer schlichten Einfachheit und Wahrheit durch die ganze Welt hin ihren Widerhall gefunden. „Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen" (Ps. 90, 10). „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darübergehet, ist sie nicht mehr da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr" (Ps. 113, 15 f.). Und wo immer der Ernst dieses irdischen Lebens, das nach dem Propheten Jesaia einem Kriegsdienste gleicht voll Strapazen und Wunden, an uns herantritt, da richtet sich das religiöse Gefühl der Menschheit, Juden wie Christen, auf an Sprüchen des Psalters. Durchschreiten wir die langen Gräberreihen etwa auf dem berühmten Kirchhof von Clarens hoch über dem blauen Spiegel des Genfer Sees, im Hintergrunde die majestätischen Berge mit ewigem Schnee, jenen Friedhof, auf dem die Angehörigen aller Nationen der Erde zu ewigem Frieden vereint liegen, so treten uns allüberall auf den Grabsteinen in allen Kultursprachen der Welt Psalmworte entgegen, vor allem jenes unvergleichliche Trostwort des 23. Psalms (V. 4): „Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich." — Umbrandet von den Wogen des Weltmeers, zeigt der Leuchtturm auf dem Felsenriff von Eddystone (Cornwall) die eingemeißelte Inschrift: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten umsonst, die

daran bauen" (Ps. 127, 1), und brechen sich an unseren Herzen die Wellen des Lebens, wo fänden wir bei Philosophen oder Dichtern trostreicheren Zuspruch als jenen in Psalm 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen"?

Sollten wir nicht auch in dieser ernsten Zeit dem Psalmbuch Worte der Erhebung und Stärkung entnehmen können? Was frage ich! Das Lied unseres Luther, das der Kriegsgesang unseres Volkes geworden ist, welches von den Lippen unserer in Antwerpen siegreich einziehenden Krieger durch die Straßen der eroberten Veste schallte: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen", hat ja sein Leitmotiv dem des 46. Psalms entnommen: „Jahwe ist uns Zuflucht und Stärke, als Hilfe in Nöten erfunden gar sehr. Darum fürchten wir uns nicht, wenn zusammenstürzt die Erde und wenn wanken die Berge inmitten des Weltmeers. Mögen toben, mögen schäumen seine Wasser, mögen beben die Berge, wenn es sich aufbäumt — der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine feste Burg ist uns der Gott Jakobs." Auch Luthers — seit dem 30jährigen Krieg von Millionen von Herzen nachempfundenes und nachgebetetes — Lied: „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir, Herr Gott, erhör mein Rufen" ist bekanntlich der wunderbar verdeutschte und zugleich erläuterte Psalm 130. Ja, gerade Luthers Lieblingspsalm 118, sein edelstes Kleinod, sein Schutz und Schatz, von dem er rühmt, daß er „ihm aus solchen Nöten geholfen, daraus ihm weder Kaiser noch König noch kein Mensch auf Erden hätte helfen können", ist — Gott gebe es! — in allen seinen Sprüchen anwendbar auf die schwere Zeit, die uns nach Gottes Ratschluß auferlegt worden, und wir flehen zu Gott, daß dereinst dieser 118. Psalm als Lob- und Dankespsalm durch Alldeutschland erschalle!

Die Psalmen sind jüdische Lieder, von und für Angehörige des jüdischen Volkes gedichtet, aber sie sind seit nun bald zwei Jahrtausenden auch für die christliche Kirche das geistliche Liederbuch in eminentem Sinne geworden. Mit Recht, insofern das Christentum seinem Ursprung nach mit dem Judentum engst verwachsen ist und die Christenheit sich als das „geistliche Israel" auch ihrerseits zu dem Gotte bekennt, wie ihn die führenden Geister Israels in immer reinerer Weise geschaut, als den einigen Gott aller Völker des Erdkreises, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, den höchsten Gesetzgeber und gerechten Richter der Menschheit. Und an diesem Gottesglauben nebst seinen Verpflichtungen und Verheißungen halten wir um so selbstgewisser fest, als die erkenntniskritische Philosophie immer wieder betont, wie „unserem Erkennen durch sein eigenes Wesen unübersteigbare Grenzen gezogen" sind, wie Glaube und Wissen, Wissen und Glaube brüderlich nebeneinander hergehen dürfen. Wie sich der unermeßliche Raum mit seinen fernen Sternen abspiegelt auf der Netzhaut des Auges des höchstentwickelten irdischen Wesens, so, scheint mir, spiegelt sich eine übersinnliche, unendliche Welt, durchwaltet von einer höchsten geistigen und sittlichen Macht, wider in des Menschen Geist, Herz und Gewissen. „Ich begreife nicht" — schrieb bekanntlich Bismarck an seine Frau — „wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom . . . Sollte ich wie früher leben ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde." Ja, wir verlangen nach einem Ziel, das das menschliche Leben allein lebenswert macht und das allein Kraft und Mut,

Stille und Freudigkeit zu geben vermag in allen Lagen dieses wechselvollen Lebens. Dieses Ziel aber heißt Gott, wie die semitischen Völker seit Jahrtausenden in unendlich tiefsinniger Weise Gott El, d. h. das Ziel, nennen, das Ziel des suchenden Auges, des hoffenden und betenden Herzens.

Es ist aber noch ein besonderer Grund, uns ebenjetzt des Psalmbuchs zu erinnern, zu dessen Darlegung ich etwas weiter ausholen möchte.

Gleich einem Wilde sind wir von einer Welt von Feinden umkreist. Hypnotisiert durch die tagaus tagein in der Masse des Volkes durch eine zügellose Hetzpresse genährte Idee der Revanche, hatte sich Frankreich immer fester mit Rußland verkettet, das seinerseits in seiner unersättlichen Vergrößerungsgier ohne Scheu vor dem durch die Vorsehung selbst geheiligten Haupte des weisen und gerechten Kaisers Franz Joseph das österreichisch-ungarische Staatsgefüge zu unterminieren und zu zerstören trachtete, um die Slawen aller Nachbarstaaten mit seiner trostlosen Volksverdummung, asiatischen Halbkultur und erbarmungslosen Knute zu beglücken. England aber schürte und schürte, indem es diesem gegen die beiden Zentralmächte gerichteten Bund immer bindender seine Mitwirkung zu Wasser und zu Lande versprach, um auf diese Weise seinen eigenen gehaßten Konkurrenten, Deutschland, zur Strecke zu bringen.

Es war drei Jahre nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, als Deutschland aufgehört hatte, nur ein seinen Nachbarn so bequemes Volk von Denkern und Dichtern zu sein, da saß ich eines Vormittags still und arbeitsam im Zimmer des Direktors der ägyptisch-assyrischen Abteilung des Britischen Museums, des immer gleich entgegenkommenden Dr. Birch, und kopierte eine der Tontafeln, die jüngst aus den englischen Grabungen

in Ninewe nach London gelangt waren — als plötzlich Sir Henry Rawlinson, einer der mächtigen Trustees des Museums, im Zimmer erschien und, kaum meiner ansichtig geworden, mit der Faust auf meinen Tisch schlug und voll Zorns ausrief: „Ihr Deutschen nehmt uns noch alles!“ Welcher Unmut mußte in der Seele dieses als Diplomat, Offizier und Gelehrter gleich ausgezeichneten Mannes sich angesammelt haben, um sich plötzlich einem bescheidenen jungen deutschen Doktor gegenüber in solch heftiger Weise zu entladen! Mag plötzlich die Erinnerung in ihm wach geworden sein, daß ihm, der an bevorzugter Stelle drüben in Persien Jahre hindurch gearbeitet und geforscht hatte, der Lorbeer der Keilschriftentzifferung von einem jungen deutschen Gymnasiallehrer entrissen worden war? oder erkannte er mit Unbehagen, daß an der Ausbeutung der britischen Ruhmestaten am Euphrat und Tigris nun plötzlich auch Deutschland immer erfolgreicheren Anteil nahm? — Ich weiß es nicht, weiß nur das Eine, daß jener Auftritt, jenes erbitterte „*You Germans*“ noch jahrelang in meinem Herzen nachzitterte, so oft ich die Schwelle des Britischen Museums betrat. Und noch ein anderes Mal war ich unmittelbarer Zeuge unverhohlener Äußerung britischer Eifersucht und Bitterkeit, als ich vor wenigen Jahren auf einem ziemlich veralteten englischen Australienfahrer von Aden aus in Port Said ankam, und gleichzeitig ein aus der Heimat kommender Dampfer des Norddeutschen Lloyd vor Anker ging — ein bezaubernder, jedes deutsche Herz mit stolzer Freude erfüllender Anblick. Das ganze weite Deck wimmelnd von Passagieren, heitere Musikweisen hinaustönend und die Farben schwarz-weiß-rot hinausleuchtend in einen wonnigen Herbstmorgen, Offiziere und Matrosen wie in festlicher Kleidung, das gewaltige Schiff schmuck und tadellos in allen seinen Teilen, ein strahlendes Zeug-

nis deutscher Seetüchtigkeit, also daß aller Augen wie gebannt auf diesem Zauberschiffe ruhten, während die beiden englischen Reisegefährten, mit denen ich bis dahin in angenehmster, immer freundschaftlicherer Weise verkehrt hatte, alles und jedes in hämischen, ja zum Teil unflätigen Worten so laut wie möglich bekrittelten und belachten, also daß schon diese kleine private Annäherung durch den bloßen Anblick eines deutschen Handelsschiffes gesprengt war.

Das sind alles Dinge, so unbedeutend, daß man in größerer Öffentlichkeit vielleicht gar nicht darüber reden sollte. Aber es hat eben ein jeder, der viel im Ausland sich aufgehalten hat, seine Erfahrungen gemacht, und diese schwellen, alle zusammengefaßt, zu einer solchen Unsumme von Beobachtungen an, daß wir getrost sagen können: Und hätten unsere Diplomaten mit Engelszungen geredet — sie mußten, insbesondere in England, taube Ohren finden. Natürlich genug! Im Zentrum Europas, wo die drei großen Weltbaumeister: England, Frankreich, Rußland bis dahin nur ein Häuflein kleinerer und kleinster Staaten zu sehen gewohnt waren, war mit einem Male das Deutsche Reich erstanden, und dieser neue Großstaat begann sofort nach seiner Geburt in jugendfrischem Tatendrang und unter dem unermüdlichen Ansporn seines weitausschauenden Kaisers voll beispielloser Tatkraft und Allseitigkeit einen Riesenaufschwung auf allen materiellen und geistigen Gebieten zu nehmen, und überall fand sich in erster Linie England davon unliebsam berührt und getroffen. Was sagte doch Haldane? „Der deutsche Professor, der deutsche Chemiker und der deutsche Ingenieur sind eine viel größere Gefahr für den britischen Ruhm und Englands Machtstellung als die deutsche Flotte.“ In der Tat erregte die deutsche Technik, z. B. die Schiffsbau- und

Elektrotechnik, die deutsche Industrie, der deutsche Handel bei unseren Vettern immer größeren Mißmut, und nun gar die immer stolzer sich entwickelnde deutsche Handelsmarine (Imperator, Vaterland), die deutschen Kolonien, die deutsche Bagdadbahn, die sieghaft aufstrebende deutsche Flotte! Es war für England so ruhmvoll und so profitabel gewesen, „des weißen Mannes Bürde" draußen in der weiten Welt allein zu tragen und sich als dem alleinigen weißen Mann alle Völker der Erde dienstbar zu machen! — In Bagdad war es, wo der englische Generalkonsul, wie überall sonst in der Welt, seine besonderen Privilegien hat: eine kleine indische Leibgarde und ein Kanonenboot auf dem Tigris — da lud dieser an einem türkischen Festtage die Vertreter aller übrigen Staaten: Rußland, Frankreich, Deutschland, Belgien, Schweiz usw. ein, sie möchten doch das englische Schiff benutzen und mit ihm zusammen den Tigris aufwärts zum Serail des Wali fahren, und sie alle ließen sich auf diese Weise von England recht eigentlich ins Schlepptau nehmen. Nur unser trefflicher damaliger deutscher Konsul Richarz lehnte dankend ab mit der Bemerkung, daß er selbst Wagen und Pferde besitze, um zum Serail zu fahren. Ein kleiner Vorgang, der sich aber in den letzten drei Jahrzehnten in ähnlicher Weise auf dem ganzen Erdenrund wiederholte, wo immer die deutschen Kolonien nicht länger geduldete Gäste der englischen Klubs sein wollten, sondern im Bewußtsein der ihrem Vaterlande gebührenden Stellung ihre eigenen deutschen Gesellschaftshäuser gründeten. So gab es im Kleinen, Großen und Größten fortdauernde Reibungen, die bei einem Volk wie den Engländern, die sich bis dahin als unumschränkte Herrscher der Welt zu fühlen gewohnt waren und von einem immer Greater Britain träumten, wachsende Eifersucht hervorrief, bis der Entschluß gefaßt war, den

lästigen und drohenden Konkurrenten durch Einkreisen ein für allemal zu vernichten. Es ist ja schon jetzt weltgeschichtliche Tatsache, daß nicht der Schutz des Völkerrechts, der Schutz der Kleinen und Schwachen, nicht die Unterdrückung des deutschen Militarismus es war, was England veranlaßte, seit Jahren diesen Krieg gegen uns vorzubereiten, sondern einzig und ausschließlich das größte Laster der Menschheit: der gelbe Neid, der England die Schmach und das unselige Verhängnis der gelben Bundesgenossenschaft gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Wir aber, die wir mitten in diesem furchtbarsten aller Kämpfe der Menschheitsgeschichte stehen, wir wollen uns jeden Morgen von neuem vor Augen halten, daß die gemeinsame Losung unsrer Feinde, die ebendeshalb die wildesten Völker gegen uns gedungen haben und jetzt auch mit Japan nur noch um den Sündenlohn feilschen, keine andere ist, als „wir wollen sie ausrotten als Volk", oder, wie kürzlich eine englische Wochenschrift des näheren ausführte: wir wollen das deutsche Heer auf den Schlachtfeldern vernichten, das deutsche Volk aber durch dauerndes Besetzen seiner Küstenstädte teils durch Rußland, teils durch England und durch eine unerschwingliche, aber unerbittlich einzutreibende Kriegsentschädigung der Verarmung und dem Hungertod preisgeben!

Dieses wüste „wir wollen sie ausrotten als Volk" erschallte schon einmal in der Geschichte der Menschheit aus dem haßerfüllten Munde von zehn Völkern, nämlich in jener Zeit, in der mancher der ergreifendsten alttestamentlichen Psalmen dem Herzen der jüdischen Sänger entquoll. Und dies ist der besondere Grund, der uns in dieser ernsten Zeit den Psalter in die Hand drückt.

Auch nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil mußte das jüdische Volk klagen (wie unser deutsches Volk

in vergangenen Zeiten): „Auf unserm Rücken haben die Pflüger gepflügt, lang hingezogen ihre Furchen“ (Ps. 129, 3). Der unter Mühen und Schikanen aller Art auf dem Berge Zion endlich wiedererstandene Tempel war von Antiochus Epiphanes abermals verwüstet und geschändet worden, und als es Judas Makkabäus 165 v. Chr. gelang, diesem Greuel der Verwüstung ein Ende zu setzen und dem jüdischen Volk die Stätte seiner Gottesverehrung, den Mittelpunkt seiner Volkseinheit wiederherzustellen, da erhoben sich alle Völker ringsum, die alten Erbfeinde und neue dazu, Edom, Ismael, Moab, Hagräer, Gebal, Ammon, Amalek, Philister, Tyrer und Syrer, alle beseelt von dem einen Drang: „wir wollen sie ausrotten als Volk, Israels Name werde nicht mehr genannt!“ (Ps. 83, 5, vgl. 74, 8). Nichts lag dem jüdischen Volke ferner als Eroberungen, es begehrte nichts als festzuhalten an seinen Idealen: dem Glauben an den Gott seiner Väter und an die Verheißungen der Propheten. Und ebendeshalb, obschon von allen Seiten wie von Bienenschwärmen umringt, vertraute es fest und unentwegt seinem Gotte, dem Gotte der Gerechtigkeit, und zog, von dem Heldengeschlechte der Makkabäer geführt, in den ungleichen Krieg in dem felsenfesten Bewußtsein: „wir werden nicht sterben, sondern leben!“, „unser Gott mag uns züchtigen, aber dem Verderben gibt er uns nicht preis!“ (Ps. 118, 17f.).

In jener Zeit jahrelangen blutigen Ringens empfing Simon Makkabäus aus Priestermund ein herrliches Orakel (Ps. 110, 1—3):

„Der Allherr spricht zu meinem Herrn (d. i. Simon Makkabäus): Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Der Herr wird das Zepter deines Sieges ausstrecken aus Zion,

herrsche unter deinen Feinden! Dein Volk ist ganz Freiwilligkeit an deinem Heertage, in heiligem Schmuck, aus dem Schoße des Morgenrots perlt dir der Tau deiner jungen Mannschaft."

Könnte mit schlichteren, wunderbareren Worten gesagt sein, was wir seit dem 2. August d. J. erlebt haben und andauernd erleben? „Dein Volk ist ganz Freiwilligkeit an deinem Heertag" — das ganze waffenfähige deutsche Volk meldete sich und meldet sich noch immer freiwillig auf den Heerruf seines Kaisers, und ach! auch wir Älteren möchten so gern noch einmal als Kriegsfreiwillige ausziehen, um, wenn es sein muß, mit dem schönsten Tode, dem Tode für das Vaterland, unser Leben zu krönen. Das ganze Volk bringt sich mit allem, was es ist und hat, aus innerem Antrieb auf dem Altar des Vaterlandes dar. Und wie die Tautropfen unzählbar, unabsehbar über die Gefilde sich breiten, die Strahlen des Morgenrots (ach! Morgenrot, Morgenrot!) widerspiegelnd, so erhob und erhebt sich fortdauernd aus Alldeutschlands Gauen die junge Mannschaft morgenfrisch und leuchtenden Auges, wie aus himmlischem Lichte geboren! Dein Volk ist ganz Freiwilligkeit, „in heiligem Schmuck"! Musterhaft ausgerüstet mit Kleidung wie Waffen, vom Kopf bis zu den Füßen — so wird der deutsche Soldat selbst von seinen Gegnern offen anerkannt. Aber zu diesem Schmuck kommt noch ein unvergleichlich höherer, ein Schmuck, der wie der Geist, wie die Seele (nach hebräischer Anschauung) den Körper umfängt, ein heiliger Schmuck. „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth", d. h. der Herr der irdischen Heere — heiliger Schmuck ist ein solcher, der vor den Augen des heiligen Gottes besteht, der den drei in den Psalmen unablässig betonten Haupteigenschaften des heiligen Gottes entspricht: Gerechtigkeit, Treue, Erbarmen. O heiliger Gott! wir

sind weit entfernt, gleich dem Pharisäer uns gerecht zu nennen, schlagen vielmehr gleich dem Zöllner in klarer Selbsterkenntnis und aufrichtiger Reue an unser Herz: „Gott sei mir Sünder gnädig". Aber die Sache, für die wir kämpfen, ist gerecht nach Gottes eigenstem Urteil. Denn wir lesen Psalm 5 Vers 7: „Gott verabscheut die Menschen des Bluts und des Truges". Der Herr verabscheut die Menschen des Bluts. Aus feigem, fluchwürdigem Meuchelmord gedungener Blutmenschen ist dieser Krieg entstanden, wer kann es leugnen? Und sie alle, die diesen Meuchelmördern zu Hilfe kamen, sich mit ihnen für solidarisch erklärten, ja sogar, wie der Präsident Frankreichs, ihnen bewundernde Glückwünsche sandten, und die dann folgerichtig auch uns mit Krieg überzogen, sie alle, die mitgeholfen haben und mithelfen, diese Ströme unschuldigen Blutes zu vergießen, sind dem höchsten Bluträcher verfallen. Der Herr verabscheut die Blutmenschen.

Und die Menschen des Truges. Die drei Weltmächte, die sich als die allein konzessionierten Baumeister der Welt (vgl. Ps. 118, 22) fühlten und zu gegenseitiger Unterstützung verbündet hatten, waren zu Dieben und Einbrechern geworden. Vergessen wir doch niemals die letzten Jahrzehnte mit allem, dem wir zuzusehen gezwungen waren! Mit einer Flut von Spionen und bezahlten Agenten wurden die zu Opfern ausersehenen Staaten Europas wie Asiens unterwühlt, wie mir selbst ein englischer Forscher von Weltruf skrupellos erzählte, wie er im Nebenamte im Auftrage der britischen Regierung bald die Kurden, bald die Armenier mittels englischen Goldes gegen die türkische Herrschaft aufgereizt habe. Unter Englands Führung sahen wir die drei Völker mit einer Brutalität und Ehrlosigkeit ohnegleichen die Welt unter sich teilen. Je eine Hälfte von

Persien nahmen Rußland und England, während England die Türkei bei lebendigem Leibe zerstückelte, sie Cyperns, Ägyptens, Kuweits und großer Teile des Balkans beraubte, Marokko aber an Frankreich verschenkte, jedem anderen Volke aber, das vorstellig zu werden versuchte, Fußtritte versetzend. Und trotz aller dieser Schmutzflut geheimer Umtriebe und gewissenloser Wortbrüchigkeit, trotz dieses Länderraubs an allen Orten und Enden wurden die Herrscher jener drei Mächte nicht müde, Frieden und Gleichgewicht im Munde zu führen, bis zuletzt, da Zar und Präsident gleisnerische Reden voll Friedensbeteuerungen hielten, während ihre Truppen bereits zum Überfalle bereit standen. Der Herr verabscheut die Menschen des Truges.

Dagegen liegt es klar vor jedermanns Augen, wie unser Kaiser das Psalmwort (Ps. 120, 7): „Ich bin Friede" von sich sagen konnte, wie kein Herrscher der Welt jemals vermochte. Trotz aller Herausforderungen wahrte er jahrzehntelang den Frieden und blieb bis zum letztmöglichen Augenblick der von ihm erkorenen Friedensmission treu. „So viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede", aber es kam der Augenblick, da selbst unser Friedenskaiser schwersten Herzens den Frieden nicht länger erhalten konnte. Unser oberster Kriegsherr hat aber mit ebendieser Friedensliebe seinem Heere einen Schmuck verliehen, wie er siegreicher nicht gedacht werden kann. Unsere Soldaten wissen, daß sie für den Gott der Gerechtigkeit selbst in den Kampf gehen gegen die Männer des Bluts und des Truges, sie zu vernichten „im Namen des Herrn" (Ps. 118, 10ff.), nach dem Vorgang der Makkabäer, und nach Luthers Wort: „Das gefällt Gott wohl, daß man sich für Menschen und Teufel nicht fürchtet, vielmehr keck und trutzig,

mutig und steif wider sie sei, wenn sie anfahn und Unrecht haben."

Und zur Gerechtigkeit gesellt sich als unser zweites heiliges Schmuckstück die Treue. Die Treue gegen unsern Bundesgenossen, die Treue gegen unser Vaterland, unsern geliebten Kaiser und sein ganzes Haus, die Treue gegenüber der Pflicht, Treue bis in den Tod. O wieviele Tausende unsrer Tapferen haben solche Treue schon geübt, haben wohl auch das Symbol der Treue bis in den Tod, das Eiserne Kreuz, das ihnen zeitlebens der kostbarste Schmuck sein sollte, in ein frühes Grab mit sich genommen! Aber unsre todesmutigen Helden mögen leben und sterben in dem festen Glauben, daß ihnen allen noch ein höherer bleibenderer Lohn winkt als das Kreuz von Eisen. Der Gott, der den Menschen alle Jahrtausende hindurch das Höchste, das sie an irdischem Glanz und an irdischen Gütern erträumen, mittels seiner unscheinbarsten Kreatur darreicht: Purpur und Perlen, Er wird als der ewige Urquell alles Lebens die, die Ihm, dem Herrn der Heerscharen, Treue bewahrt haben bis in den Tod, hoch und weit über unser beschränktes, dürftiges Denkvermögen hinaus ihre Treue belohnen mit der Krone höheren, ewigen Lebens (Off. 2, 10).

Und obschon im männermordenden Kampfe das Erbarmen, die Milde ihr Antlitz hinter einem dichten Schleier verbergen muß — wo immer sie kann, blickt dennoch auch die Milde durch die Rüstung unserer braven Soldaten und Landwehrmänner hindurch: Erbarmen auch mit dem Feinde, seinen Verwundeten, seinen hilflosen Frauen und hungernden Kindern. Eine ernste Mahnung auch für uns daheim, das „Auge um Auge, Zahn um Zahn", wo immer es mit dem Staatswohl vereinbar ist, auch fernerhin zu mildern im Aufblick zu unserer Christenpflicht, auch die Feinde zu lieben.

Die Erinnerung an manchen Beweis von Feindesliebe, dessen wir deutsche Soldaten 1870/71 uns seitens französischer Männer und Frauen erfreuen durften und für die wir noch jetzt unsere damaligen Feinde segnen, drückt mir diese Mahnung auf die Lippen, zumal jetzt angesichts des großen Festes der Liebe. Uns allüberall, auch ohne Aussicht auf Erwiderung, ja trotz gegenteiligen Verhaltens der andern Parteien, uns als Christen zu bewähren, wird in unsre Herzen und in Zukunft über unser Volk Ströme des Segens ergießen. Denn unser gerechter Zorn gilt ja doch im Grunde nur den Staatslenkern, die mit ihren eiskalten Herzen solch grauenvolles Unheil über uns und über ihre eignen Völker gebracht haben, vor allem den Führern des englischen Volkes, seinen staatlichen wie kirchlichen und journalistischen Treibern. Wir haben ja gelesen, wie der englische Schatzmeister Lloyd George gesagt hat, daß England, das je und je die Schwachen verteidige, auch in diesem Kriege die Rolle des „barmherzigen Samariters" einnehme — England, das Land der Heidenmission, das Tausende seiner zu Sklaven erniedrigten Schutzbefohlenen fern von der Heimat als Kanonenfutter hinschlachtet — ein barmherziger Samariter! Ist das nicht Blasphemie? Und mit Grausen hören wir, daß die führenden kirchlichen Zeitungen Englands verkünden, England führe einen heiligen Krieg, einen Krieg des Lichts gegen die Finsternis, des Christentums gegen die Barbarei — England, das Volk der Bibelverbreitung, das Luther und Deutschland ewige Werte verdankt, führt einen heiligen Krieg gegen das Volk Luthers, indem es eine Meute von Heiden und Götzendienern und Teufelsanbetern gegen uns losläßt, wilde Horden mit vergifteten Wurfmessern, mit denen sie daheim die Tiger erlegen. Ist das nicht gott-

los? Das Wort des Psalmisten (Ps. 139, 21 f.): „Muß ich Deine Hasser, o Gott, nicht hassen und vor denen, die wider Dich aufstehen, mich grauen? mit äußerstem Hasse hasse ich sie“ — sollte dieses Wort nicht Jesus selbst in diesem Falle zu dem seinen gemacht haben?

Sie kennen gewiß die Heldentaten, die die Makkabäer gegen ihre zahllosen Feinde vollbrachten, also daß der Sänger des 78. Psalms, nachdem er über Gottes langes Schweigen und scheinbare Zulassung der feindlichen Umtriebe gegrübelt, in die Worte ausbricht (V. 65 f.): „Da erwachte der Allherr aus seinem Schlaf wie ein Held, der übermannt war vom Weine, und schlug seine Feinde auf die Hinterseite, ewige Schmach ihnen bereitend.“ Gerechter Gott, tue ein Gleiches unsern Feinden! — so zittert es aus unsern Herzen, aber wir unterdrücken dieses Stoßgebet und folgen den Makkabäern in anderer zweifacher Hinsicht. Der 144. Psalm beginnt: „Gepriesen sei der Herr, mein Fels, der meine Hände geübt hat zum Kampf, meine Finger zum Kriege!“ Ja, Lob und Dank sei dem Herrn, daß auch unser Heer gewappnet ist mit kriegskundigem, starkem Arm und wunderbar bewehrt mit Waffen ohnegleichen! Die dem Menschen als höchstes Gut zugeeignete Willensfreiheit und Selbstbestimmung legt uns ja die Pflicht auf zu arbeiten, in treuestem, unablässigem Zusammenwirken von Hirn und von Hand, um unser Heer und alle Heereseinrichtungen auf der Stufe größtmöglicher Vollkommenheit zu erhalten. „Bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit!“ — in diesem Spruche stehen „Bet' und arbeit'“ auf Einer Linie, eines ohne das andere ist nicht möglich. Selbst der Muslim, der an die ewige Vorausbestimmung allen irdischen Geschehens bis ins Kleinste

glaubt, hat das Sprichwort: „Erst binde den Esel an und dann befiehl ihn Gott“. Was in des Menschen Macht und Vorsicht gegeben ist, muß in ausdauernder Arbeit geschehen, und wir dürfen dankbaren Herzens bekennen: es ist geschehen. Und doch bleibt es andererseits dabei: „Mit unsrer Macht ist nichts getan.“ Gerade dieser Krieg mit seinem monatelangen Ringen hat es von neuem gelehrt. Es bleibt bei dem Psalmwort (33, 16 ff.): „Kein König ist siegreich durch große Streitmacht, ein Held wird nicht gerettet durch Fülle von Kraft. Lug ist das Roß für den Sieg und durch die Fülle seiner Kraft vermag es nicht zu erretten. Siehe, die Augen des Herrn sind gerichtet auf die, die Ihn fürchten, die da harren auf Seine Güte.“ So hielten es auch die Makkabäer: kämpfen und beten. „Lobpreise Gottes auf den Lippen und das schneidige Schwert in der Rechten“ (149, 7). — Auch die Wahrheit verwandter Psalmworte haben wir von Anbeginn dieses Krieges an immer von neuem erfahren, ohne daß Namen bestimmter Persönlichkeiten, Namen von Völkern genannt zu werden brauchen: „Besser bei Gott Zuflucht suchen als auf Menschen vertrauen; besser bei Gott Zuflucht suchen als auf Fürsten vertrauen“ (Ps. 118, 8 f.) oder (Ps. 146, 3 ff.): „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen... Wohl dem, des Hoffnung auf den Herrn, seinen Gott, stehet.“ Dem großen Worte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ trete als gleichwertiges Gegenstück das andre zur Seite: Wir Deutsche vertrauen auf Gott und auf uns selbst und auf niemanden sonst in der Welt!

Und noch in zwei andern Erscheinungen erinnert die Gegenwart an jene Zeiten, die so vielen Psalmen ihren

Ursprung gegeben. Wir sind entsetzt über die von jedem unserer Feinde geübten Völkerrechtsbrüche. Das Völkerrecht mit allen seinen unverletzlichen Paragraphen liegt zerfetzt am Boden, aus Verstecken heraus wurden unsre Krieger von Meuchelmördern niedergestreckt, und selbst die Grundsätze gewöhnlichster Menschlichkeit werden mit Füßen getreten, Gefangene durch menschenunwürdige Behandlung zur Verzweiflung getrieben usw. Die gleichen und ähnlichen Klagen lesen wir schon in den Psalmen. „Siehe, die Gottlosen spannen den Bogen, legen ihren Pfeil auf die Sehne, zu schießen aus der Finsternis auf die rechtschaffnen Herzens. Fürwahr, die Grundfesten werden niedergerissen — der Gerechte, was hat er getan?“ (Ps. 11, 2f.). „Es lauert der Feind im Hinterhalte der Höfe, aus Verstecken heraus tötet er den Unschuldigen“ (Ps. 10, 8f.). „Aufgehört hat die Treue unter den Menschenkindern“ (Ps. 12, 2). Aber des Psalmisten Glaube sei auch der unsre! „Der Herr in Seinem heiligen Tempel, der Herr, der da thront in den Himmeln, Seine Augen schauen, Seine Wimpern prüfen. Der Herr prüft die Gerechten und Gottlosen, und den, der Gewalttat liebt, hasset Seine Seele. Er wird regnen lassen auf die Gottlosen Feuerkohlen und Schwefel. . . Denn Gott ist gerecht, er liebet Gerechtigkeit, an Rechtschaffenheit hat Wohlgefallen Sein Antlitz“ (Ps. 11, 4f.).

Und noch ein andres Laster hat dieser Krieg zur höchsten Entfaltung gebracht: die Lüge. Insbesondere England hat auf diesem Gebiete einen Rekord erzielt selbst über den Vater der Lüge, den Teufel. Wir fragen erstaunt: wer war der Lehrmeister jenes nicht in den Mund zu nehmenden Lügenbureaus, das monatelang Tag für Tag immer neue Lügen, nichts als Lügen ausspeit und mit ihnen alle Länder durchseucht, also daß wir, wie schon

der Psalmist klagt, „Schimpf und Schande geworden sind unsren Nachbarn“? Die Antwort ist leicht gegeben: durch jahrzehntelange Übung. Wer im Auslande gelebt hat oder gereist ist, wird dies bezeugen. Ich erinnere mich noch einer Fahrt in den 90er Jahren im Persischen Golf, als von der englischen Telegraphenstation Fao die Telegramme an Bord des englischen Dampfers gebracht und von einem der englischen Offiziere laut verlesen wurden. Alles, was von Deutschland gemeldet wurde, war schon damals durchweg erlogen: Deutschland sollte planen, die und die Insel im Persischen Golf zu annektieren, in den und den fremdländischen Häfen Kohlenstationen zu errichten, aber die Wachsamkeit der englischen Diplomatie habe diese Pläne rechtzeitig erfahren und durchkreuzt, usw. Ich kam mir als einziger Deutscher wie ein Geächteter vor. Doch auch die Lügner und Verleumder sind von Gott gerichtet. Wenn England an seinem Bet- und Bußtag im Januar 1915 aller der Lügen gedenkt, die ihm seit Kriegsbeginn Tag für Tag durch seine Presse aufgetischt wurden und die es jetzt selbst als Lügen erkennt, dann gedenkt es vielleicht auch der Psalmworte: „Der Herr bringet die Lügner um“ (5, 7), „Der Zungenmensch, d. i. der Verleumder, wird nicht bestehen auf Erden“ (140, 12). Und nicht allein verleumdet, sondern auch möglichst klein und verächtlich mußte Deutschland vor aller Welt gemacht werden, um Deutschland ja nicht aufkommen zu lassen und Englands schrankenlose Herrschaft über die Völker des Erdballs zu erhalten. In großen Lettern bringen die Londoner Zeitungen Tag für Tag Berichte aus Paris und Petersburg, während Deutschland oft genug in ganz kleiner Schrift neben Spain und Switzerland und anderen kleineren Staaten rubriziert wird. Und da die wenigsten Engländer, selbst wenn sie jahrelang, die billigere Lebensführung nützend, in

Deutschland leben, sich die Mühe geben, die deutsche Sprache zu erlernen, so bleibt ihnen deutsches Wesen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, und begegnen wir allüberall nicht nur ergötzlichen, sondern auch empörenden Proben einer kaum glaublichen Beschränktheit und Unkenntnis. Die dummdreiste Bemerkung, die eine vornehme englische Dame noch vor wenigen Jahren in einer Gesellschaft zu mir tat, daß ihrer Meinung nach *Germans are only playing at soldiers*, „Deutsche nur Soldaten spielen", steht auf derselben Linie mit der kürzlich getanen Äußerung des militärischen Mitarbeiters einer englischen Zeitung, die deutsche Strategie sei um zwanzig Jahre zurückgeblieben, oder mit dem Wahne der englischen Staatsmänner, daß Bayern und Sachsen und Württemberg sich bei Kriegsbeginn gegen Preußen erheben würden. Merkst du noch nicht, Albion, daß der deutsche Michel, auf den du so verächtlich herabsahst, dir ebenjetzt als der heilige Michael entgegentritt mit dem flammenden Schwerte, triumphierend über die gefallene Engelwelt und über alle Ausgeburten der Hölle?

Ja, unser Gott, der Gott der Gerechtigkeit, gebe auch weiterhin Seinen Segen, daß „die Völker in die Grube, die sie uns gegraben, selbst fallen" (Ps. 9, 16), daß auch wir nach gescheiterter Einkreisung mit dem Psalmisten ausrufen können: „Gepriesen sei der Herr, der uns nicht gegeben hat zum Raub ihrer Zähne! Unsre Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Stricke der Vogler. Der Strick ist zerrissen und wir sind los!" (Ps. 124, 6 ff.). Und schließlich sei uns in Gnaden beschieden, daß sich das schönste Wort des Psalters an uns erfülle (Ps. 126, 5 f.): „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen

mit Freuden und bringen ihre Garben." Ja, das deutsche Volk muß von neuem säen auf dem Felde der Ehre edlen, edelsten Samen unter tausend- und abertausendfach still verhaltenen Tränen. Wieviel Licht und Hoffnung, wieviel Freude und Stolz, wieviel Streben und Wissen haben unsre Väter und Mütter, Geschwister und Bräute in die Furchen des Schlachtfeldes gesenkt, „weithin streuend den Samen", wie der Wortlaut des Psalms besagt, nach Westen wie nach Osten, dem fernsten Osten! Aber wir hoffen zu Gott, daß es auch von Deutschland dereinst heiße: es kommt mit Jubel und bringet seine Garben, einen reichen Gotteslohn für seine unermeßlichen Opfer. Gesicherte Grenzen für unser Vaterland, die ihm für viele Jahrzehnte gestatten, den Fortschritten deutscher Kultur auf materiellem, geistigem, künstlerischem, sozialem Gebiet in Sicherheit und Frieden zu dienen. Die dauernde Erhaltung des idealen Zusammenstehens aller für einen, daß wir in alle Zukunft bleiben ein einig Volk von Brüdern und, wenngleich es auch in Zukunft Parteien geben wird und geben muß, wir nie wieder zurückfallen in die alte maßlose Gehässigkeit, sondern auf dem gottbewährten Boden unsrer im Feuer nie dagewesener Prüfung erprobten staatlichen Gemeinschaft zu gemeinsamer Arbeit in gegenseitiger Achtung vereint bleiben. Die sofortige Inangriffnahme unsrer sozialen Dankespflichten, daß, soweit es in Menschenkräften steht, alle die Ströme von Tränen getrocknet werden, die der Verlust des Ernährers, der Stütze und Hoffnung des Alters, der Verlust von Haus und Hof über unzählige Familien und Witwen gebracht — Garben, goldene Garben in gleich großzügiger Weise wie die Tränensaat! Treue um Treue!

Zu alledem aber erwachse auf den Feldern der Ehre von Westen bis zum Osten, auf denen wir und unsere

Verbündeten gegen Millionen und immer neue Millionen ankämpfen, als wertvollste Gabe ein festgefügter neuer Völkerbund, der nicht auf Anmaßung und Trug gegründet ist, sondern nach dem Worte des Psalmisten jene glückliche Zeit verbürgt, da „Gerechtigkeit und Friede sich küssen" (Ps. 85, 10). Nichts widerspricht deutscher Art mehr als die Anmaßung, Alleinherrscher zu sein. Wie unser deutsches Vaterland sein Glück und seinen Stolz sieht in der Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme und Kulturzentren, und wie kein Volk wie das deutsche veranlagt ist, auch fremde Nationen, zuweilen übertrieben, zu schätzen, zu bewundern und von ihnen zu lernen, so werden wir niemals Alleinherrscher sein wollen, sondern nur mit „unbeugsamem Willen" den Platz an Gottes Sonne bewahren, auf den Er uns gestellt hat, „für uns und alle kommenden Geschlechter".

Noch sind das alles Hoffnungen, die ihrer Erfüllung harren, und es wird noch harter Kämpfe und großer Opfer bedürfen, bis wir auch die ungeminderte Rückgabe aller uns geraubten Kolonien England diktieren können. Aber wenn wir auch noch lange nicht mit dem 118. Psalm das Hallelujah anstimmen können, so werden wir doch nicht müde, Hosiannah zu rufen, d. h. „Ach Herr, hilf weiter!" Ja, Er segne wie bisher so auch fernerhin unsre tapferen Helden, die draußen für uns alle hier kämpfen, auf der Erde und in der Luft, auf und unter den Wogen des Meeres, und halte Seinen Siegesstab ausgestreckt über unsre kampf- und siegbewährten Heerführer! Er segne alle, alle, die draußen und daheim für des Vaterlandes Wohl opferfreudig arbeiten! Er mache stark unsere Herzen und erhalte sie auch in Zeiten, die uns weniger gefallen, in jener stahlharten Ausdauer, die wie ein Magnet den Sieg an sich zieht! Und endlich bewähre sich unser Gott nach Psalm 147, 3 an allen Trauernden

als den, „der da heilt die gebrochenen Herzens sind und ihre Schmerzen verbindet". Viele Gebete! Aber:

„wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn"

(1 Mo. 32, 27).

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen — woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht wanken lassen, nicht schläft dein Hüter. Siehe, nicht schläft und nicht schlummert der Hüter Israels. Der Herr ist dein Hüter, dein Schatten über deiner rechten Hand, daß bei Tag die Sonne dich nicht verletze noch der Mond bei Nacht. Der Herr behüte dich vor allem Unglück, er behüte deine Seele! Der Herr behüte unsern Ausgang und Eingang in das neue Kriegsjahr und sei mit Deutschland von nun an bis in Ewigkeit!" Amen!

Dr. Wilhelm Kahl, Berlin:

Pessimismus und Optimismus im Kriege

Rede am 8. Januar 1915

Deutsche Männer und Frauen!

Der Eintritt in das neue Jahr war ernst. Fünf Kriegsmonate liegen hinter uns. Gott allein weiß, wie viele noch vor uns. Schwere Opfer sind gebracht. Schwere werden folgen müssen. Wir waren von Anfang und bis hierher stark. Wir müssen stark bleiben. Da mag es sich wohl eignen, an der Wende der Zeit gemeinsam zu tun, was jeder einzelne für sich schon unzählige Male getan: den Standpunkt zu erwägen, der im Strom der Tagesereignisse wie gegenüber dem Dunkel der Zukunft uns Halt und Haltung geben soll.

Denn auch wir in der Heimat stehen im Kampf. Anders als die auf dem Schlachtfelde. Aber Kämpfer sind wir auch. Man kann in mancher Hinsicht zweifeln, welcher Kampf schwerer sei. Gewiß können wir uns nicht messen mit den Opfern der Kraftanstrengung, der Entsagung, des Todesmuts, die Tag um Tag, Nacht um Nacht von unsern tapfern Helden gebracht werden. Aber es ist an sich auch etwas Herrliches, das Leben einsetzen für Freiheit und Vaterland, den Sieg vor Augen. Wohl liegen dazwischen schwere Zeiten, mühselig, ohne Erhebung. Aber der Geist des Ganzen packt den ein-

zelnen wieder. Die Größe der Aufgabe hebt, die Kameradschaft trägt, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit macht stark, der Führer begeistert. Es ist kein Märchen, daß auch heute wieder unsere Jungen mit Jauchzen und mit „Deutschland, Deutschland über alles" zum Sturme schreiten. Der Kampf fürs Vaterland hebt auf eine Höhe des Glückes, die weit hinausragt über das Maß des Alltäglichen. Unser kämpfendes und siegendes Heer ist ein fröhliches Heer.

Die Größe und Erhabenheit dieses Inhalts gebricht unserm Kampfe daheim. Fehlte mir nicht die Jugend, ich wüßte, wo ich meinen Kampfplatz zu wählen hätte. Viele Veteranen werden so mit mir denken. Eines fiele uns Alten ohnehin leichter: Sterben fürs Vaterland! Aber miß den Unterschied von draußen und hier, wie du willst. Gewiß ist, daß unser Kampf daheim mehr die Züge der passiven Alltäglichkeit trägt. Er hat das große Ziel, unsern tapfern Streitern im Felde zu dienen oder drohende Not und Sorge in der Heimat zu bezwingen, aber er verliert sich in tausend Kleinigkeiten. Im übrigen fordert der Patriotismus von uns Ausharren, Geduldigsein. Sind die Nachrichten gut, so ist Patriotismus leicht. Sind sie besorglich, so ist die Rolle des unbeteiligten Zuschauers doppelt schwer. Es fehlt die ausgleichende Möglichkeit des persönlichen Krafteinsatzes, die den Soldaten über Wechselfälle des Kriegsglücks trägt. Und der Kampf richtet sich nicht bloß gegen die allgemeinen Sorgen. Es gilt auch dem einzelnen, zu kämpfen gegen das klopfende Herz, gegen seinen brennenden Schmerz. Es darf kein lautes Wehklagen sein. Das verbietet die Schönheit des Opfers und die Würde des Vaterlandes. Kämpfer sind auch wir.

Jeder Kämpfer bedarf einer Waffenrüstung, einer Ausstattung, um mit Ehren und sieghaft zu bestehen.

Mit welcher patriotischen Grundstimmung — von dieser Waffengattung allein ist hier die Rede, es gibt noch höhere — sollen wir uns rüsten? Davon will ich sprechen.

Die beiden Pole der menschlichen Weltanschauung und Lebensbetätigung gegenüber den Vorgängen der Umwelt überhaupt pflegt man durch die Schlagworte Pessimismus und Optimismus zu bezeichnen. Philosophische Systeme sind darauf begründet. In unsern Kriegszeiten spielen sie eine besondere Rolle. Es sind Fremdwörter, aber solche klassischer Prägung, die man nicht zu meiden braucht.

Pessimismus ist die Grundstimmung, in der man die Dinge schwarz oder trübe sieht, dem Ablauf der Ereignisse mit überwiegend kritischem Mißtrauen gegenübersteht, unter den verschiedenen Möglichkeiten eines Erfolges die schlimmere für die wahrscheinlichere hält, geneigt ist, kleinere Störungen der Zwischenentwicklung für entscheidend in der Hauptsache anzusehen und daher die Hoffnungen auf glücklichen Ausgang überall herabgestimmt zu halten. Der Optimismus sieht und betont allein oder überwiegend die günstigen Entwicklungsbedingungen. Auf dem Grunde eines oft nur dunklen Gefühls und Glücksbedürfnisses, ohne klare erkenntnismäßige Rechenschaft im einzelnen, erwartet der Optimist als Regelverlauf aller Dinge das Glückliche, das Günstige. Enttäuschungen erträgt er als Ausnahmen von der Regel und ist sich gewiß, daß aus irgend welchen Ursachen es wieder anders und besser kommen muß.

Beide Standpunkte stellen in dieser Ausprägung einseitige Lebensmethoden dar. Beiderlei Menschen, der Pessimist und der Optimist, sind unbequeme Weg-

genoſſen. Jener mit ſeinen tauſend Wenn und Aber, dieſer mit ſeinem ewigen Sonnenſchein. Gleichwohl begegnen uns beide in Reinkultur in unſerer großen und ſchweren Zeit.

Der Peſſimiſt ſieht das Unglück kommen, weil das Glück ſo langſam kommt. Die erſte Stoßkraft iſt gebrochen. Scheinbar große Erfolge kommen alsbald wieder zum Stehen. Ein Ende iſt überhaupt nicht abzuſehen. Der ungeheuren Übermacht können wir auf die Dauer doch nicht Herr werden. Die Nachrichten, daß es, bald im Oſten, bald im Weſten, nicht günſtig ſteht, ſind ihm ſicher verbürgt. Und lauten die Meldungen im ganzen doch unzweifelhaft günſtig, dann entſchädigt ſich der Peſſimiſt durch Kritik und Zweifel am einzelnen. Dies und jenes hätte doch noch viel vollkommener ſein können und müſſen. Er iſt es dem Vaterlande ſchuldig, ſich zu grämen und zu ſorgen. Heute ging es noch gut, wird es morgen auch ſo ſein? uſw.

Der unentwegte Optimiſt erwartet vom einen Tag zum andern einen großen entſcheidenden Sieg. Daran überhaupt zu zweifeln, iſt ſchon unpatriotiſch. Mit Leichtigkeit werden wir der Schwierigkeiten Herr werden. Es gibt noch Geheimniſſe von Überraſchungen, die unfehlbar wirken. Und wozu die wirtſchaftlichen Plackereien und Kleinigkeitskrämereien! Schreibt man einem den Küchenzettel vor! Dieſer Optimiſt hat auch die Landkarte nach Oſt und Weſt ſchon zuverläſſig abgerundet und die Milliarden im Geiſte einkaſſiert. Alles, was er an Groll auf dem Herzen hat, hat er zuverſichtlich in ſeine Friedensbedingungen eingeſtellt. Es kann überhaupt nicht lange mehr dauern! uſw.

Zwiſchen den beiden reinen Typen ſind Übergänge und unter ihnen Variationen. Es gibt auch ſolche, die an einem Tage Peſſimiſten und Optimiſten

sind. Temperament und Blut spielen eine Rolle, körperliche und seelische Anlage. Stimmungswechsel, die durch Gleichgewichtsstörungen dieser Art bedingt wären, bleiben natürlich außer Betracht. Es handelt sich um Verständigung unter denen, die ihr unbefangenes, ihr gesundes und freies Urteil gegenüber den Ereignissen, in deren ehernen Ablauf der Gang der Weltgeschichte uns gestellt hat, in der Hand haben und halten dürfen, soweit eben dies dem Menschen überhaupt verstattet ist. Was fordert von ihnen das Vaterland?

Das Vaterland kann zunächst verlangen, daß sie *gerecht* seien, daß sie in ihrem Sorgen und Hoffen, in ihren Befürchtungen und Ansprüchen keinen einseitigen Standpunkt wählen. Der Kriegspessimist und -optimist, die uns eben begegnet sind, gehören beide zur Kur in den Schützengraben. Der eine, um sich am frohen Mute unsrer Soldaten zu erfrischen und das Lachen nicht zu verlernen, der andre, um Kugeln pfeifen zu hören und etwas Gruseln zu lernen. Der reine Optimist ist eine Gemeingefahr. Er zieht einen Schleier über die rauhe Wirklichkeit der Tatsachen. Er ermangelt der patriotischen Selbstzucht und Einsicht. Gewänne er Einfluß auf die öffentliche Meinung, so könnte er die Maßregeln notwendiger Vorsicht auf militärischem oder wirtschaftlichem Gebiete verhindern oder nachteilig verzögern. Er ist dem *Ernst der Zeit* nicht gewachsen. Der reine Pessimist schädigt unmittelbar die Volkskraft. Durch sein ängstliches Tuscheln oder nörgelndes Verkleinern gräbt er die Quellen ab, aus denen eben die Stimmungen strömen, die in schwerer Zeit nicht entbehrt werden können: Erhebung und Begeisterung, Blick fürs Ganze und Große, Gegenwartsfreudigkeit und Zukunftshoffnung. Er versündigt sich an der Gerechtigkeit gegen sein eigenes Volk. Er ist der *Größe der Zeit* nicht gewachsen.

Also nicht Pessimismus, nicht Optimismus im einen und andern Sinne. Auch nicht ein Zwischending, halb so, halb so. Denn die Grundlagen sind bei beiden falsch. Und Optimismus doch! Aber nicht den gemeingefährlichen, leichtfertigen und kritiklosen, einen von ganz andrer Art. Wir wählen die Art von Optimismus, die sich in dem unvergleichlich schönen deutschen Worte Vertrauen ausspricht und erschöpft; jene Grundstimmung, die zwar sich alles Urteil in Freiheit und Wahrhaftigkeit vorbehält, aber nicht farbenblind das Weiße schwarz und das Schwarze weiß sieht; die Stimmung, die mit aufgeschlossenem Auge die furchtbar ernste Zeit erkennt, aber auch an der Höhenluft der großen Zeit mit tiefen Atemzügen sich erquickt; die Stimmung, die Erfolge dankbar freudig bucht, aber das Maß der Dinge fein zu wägen sucht, die Rechnung nicht ins Himmelblaue stellt und auch dem Mißerfolg mit ruhiger Überlegung gegenübertritt, darin nicht eine Quelle der Ängstlichkeit oder gar Verzweiflung, sondern verdoppelten Mutes und gesteigerter Opferwilligkeit findet.

Solche Stimmung und Haltung meine ich, wenn ich den Optimismus lobpreise und empfehle. Der falsche Optimist denkt an sich, an seine Seelenruhe, an den Ablauf der Dinge, so wie er ihn gerne hätte, der rechte denkt an die Wirklichkeit und ans Vaterland allein. Der falsche Optimismus ist bequeme Selbsttäuschung und unklares Gefühl, der rechte ist sittliche Tat, die auf klarer Erkenntnis beruht. Auf welcher? worauf gründet er sich? was berechtigt, was nötigt zu ihm in unsrem Krieg? Dem müssen wir nachdenken, darin uns festmachen. Dann schwanken wir nicht sozusagen von Zeitung zu Zeitung. Dann sind wir auch gegenüber den pessimistischen und optimistischen Pflastertretern der

Alltäglichkeit gewappnet, die uns die große Zeit verekeln oder die ernste überflüssig schöner machen wollen.

Also Optimismus in diesem Sinn warum? Versuche ich vieles einzelne unter umfassende Gesichtspunkte zu stellen, so achte ich, unser Anrecht auf Vertrauen habe zweifach verankerten Grund: die Reinheit des deutschen Gewissens und das Bewußtsein deutscher Kraft. Beides auf der Grundlage klarer Erkenntnistatsachen und geschichtlicher Erfahrung. Beides einander stützend. Das gute Gewissen allein gewinnt keine Schlachten, aber die Kraftentwicklung mit gutem Gewissen — die ist der Sieg.

Deutschland hat ein gutes Gewissen. Nicht pharisäisch gesprochen, sondern vor Gott und der Welt bekannt als Ergebnis gerecht wägenden Urteils über die Schuld am Krieg und an der Art und Weise seiner Führung. Das reine nationale Gewissen war von der ersten Stunde an die Hauptkraftquelle unsers Erfolges. Ohne es unmöglich ein 4. August und nachmals ein 2. Dezember. Gab es auch nur eine Lücke im Beweis, einen Angriffspunkt gegen die Wahrhaftigkeit des deutschen Willens zum Frieden, so hörten die Parteien nicht auf, so wurde es kein Volkskrieg, kein heiliger Krieg in unserm Sinne. Daher muß man sich die entscheidenden Tatsachenreihen immer wieder ordnen und klammerfest einprägen.

Unser Reich war schon als Friedensreich gegründet. Das Geleitwort, das ihm am 18. Januar 1871 Kaiser Wilhelm mit auf den Weg gegeben, ist allen unvergessen. Er sprach die Hoffnung aus, „daß es dem deutschen Volk fortan vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden zu genießen“ und, wie um diese Absicht noch einmal feierlich zu bekräftigen, fügte der Kaiser das Gelöbnis hinzu, „allezeit

Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens". Ehrlicher ist nie eine Friedensgründung ins Leben getreten. Wie hat er selbst, wie sein Enkel das Gelöbnis gehalten! Hat man unserm Kaiser doch schon bei Lebzeiten den geschichtlichen Namen „Friedenskaiser" beigelegt. Den soll er behalten trotz des Kriegslorbeers, mit dem gewiß die Geschichte seine Stirne schmücken wird, behalten als ewiges Zeugnis gegen unsre Feinde, als immerwährende Anklage vor dem Weltgericht. Hat man in den 44 Jahren des neuen Reiches je erlebt, daß die deutsche öffentliche Meinung sich versucht sah, die kaiserliche und Reichspolitik von Kriegen abzuhalten? Hat es nicht umgekehrt Lagen gegeben, in denen stürmisch drängende Volkskreise glaubten, sich gegen den „Frieden um jeden Preis" erklären und raten zu müssen, daß man endlich zum Schwerte greift? Immer wieder hat der klarsehende und starke Steuermann durch Wogen und Brandung den Friedenskurs gewählt. Wohl hat er mit weitschauendem Blick und eiserner Energie sein Reichsschiff gerüstet und stark gemacht gegen eine Welt von Feinden, gelegentlich auch mit erlösend markig deutschem Wort übermütige Widersacher verwarnt und die Gewißheit ausgesprochen, es werden, wenn er sein Volk zu den Waffen rufen müsse, alle Söhne des Vaterlandes ihre Schuldigkeit tun bis zum letzten Tropfen Bluts. Jubelnd oder feierlich ernst tönte ihm dann jedesmal das Echo des Heeres und der deutschen Jugend entgegen. Diese Bereitschaft war der starke Träger seiner Friedenspolitik. Nicht „Frieden um jeden Preis", aber Frieden, solange es in Ehren geschehen konnte.

Die Stunde kam, wo es in Ehren nicht mehr möglich war. Seit der Spannung zwischen Wien und Belgrad ist

man zwar wachsam im Deutschen Reiche, aber man will nicht Krieg, man rüstet nicht zum Kriege. Der Kaiser geht auf Nordlandsfahrt. Er unterbricht sie jäh und kehrt zurück. Das war Montag den 27. Juli vorigen Jahres. Sein Volk bekommt ihn nicht zu sehen. Nachträglich erfährt man davon. Er tut wieder die stille Friedensarbeit zur Abwendung des Weltkrieges. Am 28. Juli die erste Mahnung an den Zaren, am 29. die zweite, am 30. die dritte. Aber während der Zar noch scheinbar um Vermittlung und Frieden bittet, hat er Rußlands Armeen schon gegen uns mobil gemacht. Mit Wortbruch ist Friede in Ehren nicht mehr möglich. Am 31. nachmittags kann das Volk seinen ernsten Kaiser begrüßen, seinen kriegsgewappneten Friedenskaiser. Er hat bis zur letzten Stunde für den Frieden gearbeitet. Wohl ihm und uns. Davon hat das Vaterland jetzt den Lohn: das reine nationale Gewissen.

Aber die Schuldfrage wäre damit nicht erledigt. Die Gerechtigkeit fordert die andere: haben nicht unsere Feinde sich auch um den Frieden Europas bemüht? Wo vom Feinde hier die Rede ist, denken wir an das Regierungssystem, nicht an persönliches. Jawohl, während des vorangegangenen Balkankrieges haben auch die Diplomaten der Feinde um Friedensformeln gerungen, und es ist ihnen geglückt, den Krieg der Großmächte — hinauszuschieben. Denn das wissen wir jetzt urkundlich und verbrieft: der Plan, die Koalition waren fertig. Nur die Rüstung war noch nicht am Ende. Der Mörder von Serajewo hat vorzeitig geschossen. Die Erdrosselung selbst war beschlossen, als noch salbungsvolle Friedensworte flossen. So haben wir auch den beiden andern gegenüber gutes Gewissen. Über Frankreich ist kein Wort zu verlieren. Es wurde befragt, welche Stellung es in einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland ein-

nehmen werde und hat hochmütig geantwortet, es werde tun, „was seinen Interessen entspricht". Seinen Interessen entsprach, daß es in deutsches Gebiet einfiel, noch ehe Kriegserklärungen gewechselt waren. Wir haben uns nicht einmal gewundert. Es mußte so kommen. Wegen des andern durfte man schon eher zweifeln. Einsichtige Männer haben noch in den drei ersten Augusttagen ernsthaft die Frage gestellt, was wird England machen? Alle deutschen Zeitungen jener Tage stellen noch die Frage. Sie haben so gefragt, weil sie ehrenhaft dachten und noch an Ehrenhaftes glaubten. Die siebente Abendstunde des 4. August hat dann auch diesen Glauben zuschanden gemacht. Das Volk, das an diesem Abend Berlin durchflutete und „Lobe den Herren" sang und „Ein' feste Burg ist unser Gott", hatte gutes Gewissen. Aufrichtig, fast herzlich hatten wir seit Jahren die Friedensbeziehungen zu England gepflegt, in Versammlungen aller bürgerlichen Kreise, an den Stätten der Wissenschaft, in öffentlichen Aufrufen, durch Schriften, durch Besuche, ja in amtlichen Kundgebungen. Wir diskutierten selbst ein prozentuales Verhältnis unserer Kriegsschiffe zu Englands Flotte. Die Antwort: Krieg! Was etwa noch dunkel war und das deutsche Schuldkonto belasten konnte, hat am 2. Dezember der Reichskanzler aktenmäßig geklärt. Ein neutrales Belgien hat es in jener Nacht, vom 3. auf den 4. August, als im höchsten Notstand deutsche Truppen die Grenze überschritten, überhaupt nicht mehr gegeben. In lichtscheuen Abmachungen mit England war diese Vorrechtsstellung bereits außer Wirksamkeit gesetzt und damit verwirkt. Wir wissen nun mehr. Am 1. August schon hatte England die Zusicherung der Kriegshilfe an Frankreich gegeben, also an diesem Tage schon unter der Maske der

Freundschaft den Kriegszustand mit uns eröffnet. Wir wissen noch mehr. Dasselbe England hat, während es sich den Schein gab, noch an den Friedensvermittlungen beteiligt zu sein, dieselbe Zusicherung nach Petersburg erteilt und so der Kriegspartei den Sieg verschafft. Das Ränkespiel ist aufgedeckt und Englands Schuld. In Wahrheit ist bei ruhig historischer Überlegung auch hier nichts zu verwundern. England hat nie anders gehandelt. Den Grundsatz von dem Gleichgewicht der europäischen Großstaaten hat es niemals auf sich selbst angewendet. Es bezog ihn immer nur auf die Staaten des Kontinents. Es selbst fühlte sich gegenüber dem Kontinent auf seinem Inselreich als die Großmacht schlechthin, und gruppierte seine Bündnisse jeweilig gegen denjenigen Kontinentalstaat, der im gegebenen Zeitpunkte ihm der mächtigste und gefährlichste erschien. Da waren jetzt allerdings wir an der Reihe. Denn in 44jähriger ernster treuer Arbeit hat das junge Reich sich wirtschaftlich und militärisch zur ersten Kontinentalmacht emporgearbeitet. Die Gelegenheit ist günstig und einzig. Die Millionenheere von Ost und West werden das Hauptgeschäft besorgen und man wird nachhelfen, wo es nützlich ist. Diese Politik der günstigen Gelegenheit war also an sich nicht neu. Neu war nur ein Zweifaches.

Zunächst, daß eben *diese* Gelegenheit zur Geschäftspolitik benutzt wurde. Ein entscheidender Umstand für die Frage vom bösen und guten Gewissen! Er ist durch das unmittelbare Interesse an dem gewaltigen Gang der Kriegsereignisse selbst jetzt schon viel zu viel zurückgeschoben. Nicht der Grund, aber der Anlaß des Krieges war Mord, Doppelmord. Eine aus solchem Anlaß geschaffene Kriegsgelegenheit hat England benutzt. Daß Rußland seine schützende Hand über den Mörderstaat

halten werde, konnte man begreifen. Sittliche und kulturelle Motive der Politik setzt man dort überhaupt nicht häufig voraus. Geschah es nicht, so war der Einfluß auf das Slawentum im Balkan vollends dahin und der Weg nach Konstantinopel für immer verlegt. Von England glaubte man sich immerhin eines Restes von Ethik auch in der Weltpolitik noch versehen zu dürfen. Selbst Pessimisten wähnten, das christlich monarchische England werde den Königsmord nicht decken. Aber das Geschäft ging vor. Die höchsten sittlichen Prinzipien sind aus der Politik ausgeschaltet. Vergeblich hält uns der ehrenwerte Herr Grey entgegen, daß England „Vertragstreue" halten mußte. Können wirklich beim Wort „Vertragstreue" zwei englische Minister sich ins Angesicht sehen, ohne zu lächeln, auch wenn sie nicht römische Auguren sind? Sie wissen genau, daß das Götterzeichen der Treue in ihrem Regierungskoder fehlt. Feierlich und nicht nur einmal hatten sie vor dem eigenen Parlament erklärt, daß England auch für den Kriegsfall durch keine Verträge gebunden sei. Aber das galt nicht mehr, wenn der Geschäftspolitik eine gegenteilige Auslegung nützlich schien. Und wenn Vertragspflicht bestand, verpflichtet man sich völkerrechtlich auch, den Mord zu schützen? Das bleibt für schlichtes und redliches Volksbewußtsein der springende ethische Punkt in der Schuldfrage. Man darf ihn nicht verschleiern und abstumpfen lassen. Alle erhabenen Formeln der hohen Politik bringen ihn nicht weg. Englands Politik war mit Königsblut befleckt, noch ehe es zum großen Blutvergießen kam. Das ist die eine Hälfte von Englands bösem Gewissen.

Und neu war noch ein anderes: die Werbung der Bundesgenossenschaften und ihre Verwendung im

Kriege. Wie drastisch ist Kaiser Wilhelms erst unverstandene Mahnung, „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter" zum Verständnis gebracht! Es ging die Nachricht durch die Blätter, ein japanischer Minister habe jüngst gesagt, die Besetzung Tsingtaus sei „die erste Abschlagszahlung der von Deutschland zu leistenden Kriegsentschädigungen". Ein Faustschlag in das Gesicht der ganzen abendländischen Welt. Aber Englands Staatsmänner fühlen die Würdelosigkeit der Lage nicht. Mit welchen Farbenzusammenstellungen müssen wir uns schlagen. Es wäre ein prächtiges Bild, wäre es nicht so furchtbar ernst. Uns kann's nur eine Ehre sein. Ein größeres Eingeständnis der Hilflosigkeit und Schwäche gibt es nicht. Aber der Fluch der bösen Tat ist der: in die Kriegsführung der europäischen Kulturstaaten hat England eine ganz neue, unerhörte und grausame Methode getragen, hat Rassenhaß, Widernatur, Völkerrechtsverletzung zum Kriegsgesetz erhoben, hierin auch in Frankreich einen gelehrigen Schüler großgezogen. Die Annahme, dieses sei unser vornehmster Feind, wird nicht mehr allgemein geteilt. Für England aber kommt die besondere Note hinzu, daß seine Bibelübersetzungen und Missionstraktate den Erdkreis überschwemmen. Indien, Afrika, Australien sind die Hauptmissionsgebiete. Sachkenner haben schon ausgesprochen, daß der Missionsstaat der Welt dem christlich-abendländischen Missionswerk und -gedanken den tödlichsten Schlag versetzt hat, damit zugleich dem Weltberuf der abendländischen Kultur überhaupt. Das ist die andere Hälfte von Englands bösem Gewissen.

Aber machen wir es denn nicht ebenso? Englands böses Gewissen ist noch nicht notwendig unser eigenes gutes. Haben nicht auch wir Unkultur zum Bundesgenossen? Ich schweige davon, wie ein geographie- und

geschichtskundiger Mann aus feindlichem Lager uns schon vorgehalten haben soll, daß wir ja auch die Pommern und die Bayern in unserm Heere haben. Aber man kann im Ernst die Gegenrechnung aufstellen, daß wir seit zwei Monaten im Kriegsbunde sind mit dem Osmanenreiche, mit dem Islam. Freilich liegt ein kleiner äußerlicher Unterschied schon darin, daß wir Türkensäbel weder für Polen und Ostpreußen, noch für flandrische und französische Kriegsschauplätze requiriert haben. Aber der Bund mit dem Islam hat in der Tat schon manchem zu denken gegeben. Weltgeschichtlich ist fast ein Humor dabei. Im alten Reiche wurden Tod, Teufel, Pestilenz und Türken immer nebeneinander genannt. Die Türkenkriege waren seit den Kreuzzügen die schwersten Reichskriege. Dem Briten wäre aber heute ein Zweifaches zu sagen. Einmal dies: die Türken haben mit euch Engländern und mit den Russen selbständige Rechnungen zu begleichen, herrührend aus alter Schuld und Versündigung. Was dagegen hatten wir Deutsche für Streit, Händel und Unrecht mit euren Gurkhas und wie sie alle heißen? Ihr hetzt sie gegen uns, ohne daß sie wissen und ahnen, worum es geht, als Schlachttiere, ohne eigenes Kampfmotiv; sie folgen „dem hohen Wink des Herrschers". Die Türken kämpfen unabhängig von uns mit uns um ihr Recht und wissen genau, worum es geht, um ihre Existenz; sie wissen es vom ersten bis zum letzten Mann. Die Siege, die Gott ihren Waffen schenken möge, können wir mit gutem Gewissen als erfreulichen Zuwachs zu den unsern buchen, zu den — im Unterschied von euch — aus eigener Kraft erstrittenen Siegen. Euer Gewissen mag bei dem Klang des „heiligen Krieges" freilich schneller schlagen. Denn eine Zentnerlast von kolonialen Sünden fällt euch ein.

Und das wäre nun das andere. Auch wir Deutsche verbinden mit dem „heiligen Krieg“ ganz andern Sinn und Begriff, als im geschichtlichen Sinne die Türkei. Er ist für uns der Volkskrieg um die heiligen Güter von Ehre, Freiheit und Vaterland in Gottes Namen. So jetzt aber nicht anders für die Türkei. Als Religionskrieg wäre er auch uns ein Greuel. Jedoch ist sonnenklar, daß der Islam nicht als religiöses, sondern als politisches Prinzip in Waffenrüstung getreten ist. Er kämpft nicht gegen das Christentum oder irgendeine Religion, sondern gegen Staaten, die ihn an hundert Stellen seines internationalen Daseins vergewaltigt und ihm das Völkerrecht gebrochen haben. So können wir auch diese Bundesgenossenschaft vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte guten Gewissens verantworten. Sie steht nicht auf gleicher Stufe mit Englands Farbenspiel.

Das wäre der eine Anker unsres Optimismus. Mit dem guten nationalen Gewissen aber gründen wir weiter unser Vertrauen auf das Bewußtsein deutscher Kraft. Auch das nicht frevelhaft gesprochen, nicht in leichtfertigem Übermut. Wir wissen, wie bitter ernst es noch bis zum Ende ist. Wir wollen es wissen. Weg mit aller Selbsttäuschung und allem einschläfernden Optimismus. Alle machen neue Anstrengungen, uns niederzuringen. Doch aber volles Vertrauen. Die Gewißheit, in unserm Vaterlande sicher und geborgen zu sein, das ist das Bewußtsein deutscher Kraft. Ich rede noch von den Zeichen und den Quellen dieser Kraft.

Auch der Pessimist wird das nicht verkleinern wollen, was an deutscher Kraft sich bisher in Kriegs- und Siegestaten umgesetzt hat. Er hat höchstens noch mehr erwartet. Dem sei zunächst gesagt: und hätte unser Heer nichts andres erreicht, als daß es gegen die Übermacht der

russischen, der belgischen und französischen, der englischen und exotischen Truppen die Grenzen des Reiches mit Erfolg verteidigte, so hätte es Erstaunliches geleistet. Aber es hat Größeres vollbracht. Freilich um ungeheure Opfer! Aber, wer den Willen zum Siege hat, redet von den Opfern zuletzt. Belgien deutscher Verwaltungsbezirk. Ein Achtel von Frankreich tatsächlich in deutscher Gewalt. Im Herzen von Russisch-Polen in schwerstem Ringen siegreiches Vorwärts. Auf den Meeren die Mär von Englands Alleinherrschaft schon jetzt zerstört. Weit über eine halbe Million Gefangene und unermeßliche Werte an Material in unserm Besitz. Und dieser ganze Siegesweg durch herrliche, durch unerhörte Heldentaten zu Wasser und zu Land geschmückt! Eine Wucht der Tatsachen, der gegenüber jeder Kleinmut Versündigung am Vaterlande ist. Versündigung auch schon jede nörgelnde Ungeduld.

Die äußeren Umstände und Schwierigkeiten, die eine rasche Folge großer Entscheidungen verzögern, sind allen bekannt. Man liest sie täglich dreimal. Die ungeduldigen bürgerlichen Strategen aber mögen weiterhin bedenken. Gewiß war es herrlich, als anfangs Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg folgten. Das hat uns über alle Maßen verwöhnt. Wir waren in Gefahr, übermütig zu werden. Schon begann sich eine Vorstellung zu bilden, wir haben es mit schwachen oder unfähigen Gegnern zu tun. Wir rennen sie rasch über den Haufen. In wenigen Monaten sind wir zu Ende. Wir sind jetzt bescheidener und vernünftiger gemacht. Wir können nun, nachdem wir die Kräfte der Gegner kennen, es rechnerisch sicher sagen: solch fortschreitend schneller Erfolg hätte nicht die Garantien geboten, die Deutschland von der Zukunft braucht. Die schnellen Erstlingssiege waren überaus wertvoll an sich. Zeugnisse des alten furor teutonicus. Sie allein trugen den Krieg in Feindesland.

Jetzt aber raffen sich die Feinde im Westen unter einem klugen Feldherrn zusammen und werfen sich unserm raschen Siegeslauf mit Zähigkeit und allen Mitteln moderner Kriegskunst entgegen. Und sie sind tapfer! So muß es sein. Über Schwächlinge und Feiglinge zu siegen, ist für Deutsche kein Ruhm. Schritt für Schritt verteidigen sie ihren Boden, Meter um Meter, Graben um Graben, Hügel um Hügel, Wald um Wald. Nun erst beginnt die wahre Probe unsrer Kraft. Langsam, auch mit kleinen Schwankungen, aber unheimlich sicher schiebt sich unsre Eisenmauer vor. Sie wehren sich verzweifelt. Es hilft nichts. Auf den volkstümlichen Ruhm eines großen Sieges in offener Feldschlacht müssen unsre Feldherrn dort jetzt verzichten. Aber was sie in stetig fortschreitendem Festungskriege vorbereiten, ist die völlige Niederwerfung des Feindes. Er muß alle Reserven beiziehen, alle Hilfsmittel des eigenen Landes, er muß sogar der Zukunft Kräfte vorwegnehmen. Längst ist er inne geworden, daß, hätten wir es mit einem von ihnen allein zu tun, er zerschmettert am Boden läge. Nun müssen sie inne werden, daß auch eine mit den letzten Hilfsmitteln, mit dem äußersten Kraftaufwand aus allen Weltteilen zusammengestellte Koalition nicht stark genug ist, das Deutsche Reich in einem räuberischen Überfall zu erdrosseln. Das wird die Lehre der Geschichte, damit die Garantie der Zukunft sein. Das schafft zugleich in der unbeteiligten Staatenwelt den nötigen Respekt. Der Franzose würde sagen „Bewunderung"; darauf legen wir weniger Gewicht. Von einem in schnellem Sieg erteilten Schlage konnten sich die Feinde bald oder früher wieder erholen und ihr Ränkespiel in wenigen Jahren wieder aufnehmen. Nun sind beide Teile genötigt, die Fülle der Volkskraft zu entwickeln und auszugeben. Denn es handelt sich dabei

ja nicht bloß um die Entwicklung der militärischen, sondern zugleich der wirtschaftlichen Kraft. Auch hier wird der Pessimismus verstummen müssen. Alle Erwartungen wurden übertroffen. Umgekehrt ist an dieser Stelle die Zurechtweisung an die Optimisten angebracht. Auch der größte Reichtum kann verzehrt werden. Also nicht zu vertrauensselig darauf losgewirtschaftet. Es ist noch kein Opfer des Heroismus, den Frühstückstisch nicht in der gewohnten Weise ausgestattet zu sehen. Die wirtschaftlichen Verordnungen der Behörden und die Ratschläge der Sachverständigen müssen gewissenhaft befolgt werden. Dann, aber nur dann halten wir durch. Das hat die Kraftprobe schon gezeigt, und wiederum um so glänzender wird sie es weiter zeigen, je härter die militärische Lage uns zur Geduld, zum Ringen Schritt für Schritt nötigt. Wer nervenstark in diesem zähen und langsamen Kampfe siegt, hat gesiegt!

Und einmal noch die Erinnerung an den Gewinn der Freiheit deutscher Erde. Alle großen Schlachtfelder sind in Feindesland. Haben sich alle klar gemacht und täglich dankbar vorgehalten, was das heißt? Schreckensproben vom Krieg im Lande haben wir ja in Ostpreußen aushalten müssen. Für die Betroffenen schwer genug! Aber es war doch nur für Grenzgebiete und für kurze Zeit. Das dankbare und, will's Gott, siegreiche Vaterland wird die Wohnstätten schöner wieder bauen. Aber der Feind, der Krieg im Lande, das ist furchtbares Los! Ein erschütternder Anblick schon ein einzelnes zerstörtes Dorf! Bergtrümmer von Steinen und verkohltem Hausgerät in brandiger Luft. Vereinzelt ragen Mauern und Giebel in die Höhe und man spürt es wahrhaft am eigenen Leibe: „in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen". Der blinde Zufall eines Schusses hat einen Fußboden oder eine Wand stehen lassen. Du siehst

noch auf ihm die Trümmer eines stillen Glücks: einen gedeckten Tisch, eine Kinderwiege, ein Familienbild. Ringsum das Schweigen alles Lebens. Menschenverlassen. Da und dort ein zurückgebliebenes verschüchtertes Haustier, das blöd und hungrig die veränderte Situation besieht. Das ist das Einzelbild. Es wiederholt sich durch Stunden und Meilen. Und dazwischen der Erdboden aufgewühlt und die Furchen der gesegneten Fluren zerrissen von der Schlacht, die gestern da tobte, übersät noch von erschütternden Resten heißen Kampfs. Aber über alles hinaus sucht sinnend der Menschengeist den Menschen, der da gewohnt und gearbeitet. Er war ja nicht persönlich schuld. Er muß eine ungeheure Gesamtschuld mitverantworten und tragen. Wir haben keinen gekannt. Aber unwillkürlich verfolgen und bilden wir Schicksale. Wo sind sie, die da gelebt haben, tot, lebend, auseinandergerissen, alles Glück zerstört, alle Lebensarbeit vernichtet? wie, wenn sie zurückkehren? wird ein besiegtes Vaterland ihnen je wieder aufhelfen können? Die Phantasie spinnt die Bilder fort und schafft warme Teilnahme an fremdem, unbekanntem Leid, bis sie plötzlich wie aus bösem Traume erwacht: daheim ist es ja anders, dein Hausaltar steht, deine Lebensarbeit ist nicht vernichtet! Du mußt dich ein weniges einschränken, aber es ist fast wie im Frieden, Handel und Wandel gehen ihre Wege, Kunst und Wissenschaft blühen, tausend Kräfte können sich frei regen und in Liebesarbeit für unsere Verwundeten, Kranken und Hilflosen sorgen, konnten unseren Helden draußen ein fröhliches Weihnachtsfest rüsten, — vergiß doch über all dem nicht, daß du lebender Zeuge des furchtbarsten Krieges der Weltgeschichte bist. Wundertat deutscher Kraft!

Die Kraft wird nachhalten. Denn sie strömt aus einem unerschöpflichen und geschichtlich geheiligten Quell: aus

der deutschen Einheit. Das ist nun heute nicht obenhin gesagt in alltäglich patriotischer Redewendung. Diese Kraftquelle ist genannt, weil sie gewährleistet ist durch das Ringen eines Jahrhunderts, dem Gott unverkennbar den Stempel aufgedrückt hat: in diesem Zeichen wirst du siegen! Erschrocken hat vor etwa drei Wochen eine feindselige englische Zeitung geschrieben: „Deutschland ist heute so einig wie nie zuvor. Ein einziger Gedanke beherrscht die 70 Millionen, der Gedanke, zu siegen." Dieser Feind hat die Wahrheit getroffen. Er hätte sich noch der weiteren königlichen Wahrheit erinnern müssen: Die Deutschen sind nie besiegt worden, solange sie einig waren. Diese Siegeskraft haben wir in der Hand. Das deutsche Volk kann nicht anders mehr leben als in der Einheit. Das ist die Jahrhundertpredigt von 1813 bis 1870, von 1870 bis 1914. In seinem unendlichen Ringen um diesen Besitz, in seinem Irren und Sichwiederfinden auf dem Wege zu diesem Ziel hat es die geschichtliche Notwendigkeit und den nationalen Ewigkeitswert dieses Gutes bezeugt. Es ist jetzt nicht die Stunde, dem Werdegang deutscher Einheit näher nachzugehen. Das Bismarckjahr wird uns oft auf diese Wege führen. Dies eine nur als Stärkung. Wie viele geistigen Kräfte haben sich im Zauberkreise dieses Weges von der Freiheit zur Einheit geregt, entfaltet, zerrieben; wie viele Jugend- und Manneskraft sich heldenhaft erhoben und zu Tode gemüht! Wie viele Hoffnungen wurden begraben und wieder geboren, wie viele Pläne verworfen und wieder entworfen. Das muß eine urgewaltige Kraft im Herzen des deutschen Volkes gewesen sein, die nicht zur Ruhe kommen konnte, bis sie die seinem Geist und Wesen gemäße Art nationalen Daseins sich geformt. Das war nicht vorübergehendes Werk. Diese Form zerbricht nicht wieder, wenn sie von ihrem Geiste, von dem willens-

eisernen Entschlusse ihres Dauerbestandes beseelt bleibt. Zweimal hat das deutsche Volk diesen Entschluß im Blute gebadet und bekräftigt. Es behält ihn in der Hand. Er ist sein und seiner Fürsten. Jene siebzig Millionen werden am ersten April den Eid von neuem schwören. Alle ohne Unterschied der Partei. Denn alle haben gesehen und bekannt, daß sie ohne diesen Pakt verloren waren, mit ihm gerettet sind. Die politische Theorie trennt, die nationale Lebensfrage verbindet. Der Streit um jene greift nicht mehr an die Wurzel unsrer Kraft. Das ist die jüngst erlebte Tatsache. Nicht also die bunte Reihe und die Masse der Feinde entscheidet zuletzt, sondern die Einheit, die sich ihr entgegenstemmt. Die gibt den Sieg.

Aber führt nicht der Feind dieselbe Sprache? Alle haben ein gutes Gewissen. Angefangen hat keiner. Sie siegen ununterbrochen. Die Staatshäupter gratulieren einander dazu. Sie erklären sich einig und entschlossen, gemeinsam zu kämpfen, bis sie uns niedergerungen haben. In den ehegestern veröffentlichten Neujahrsgrüßen zwischen Petersburg und Paris sagt der Zar: „Ich bin fest überzeugt von dem Triumphe unsrer gemeinsamen Sache“ und der Präsident der Republik: „Auch Frankreich hat volles Vertrauen auf den Sieg der Verbündeten und auf den Triumph unsrer gemeinsamen Sache“. Den Pessimisten stimmt dies vielleicht bedenklich. Der unbedenkliche Optimist lächelt nur. Dem Dritten ist auch dies Vertrauensfrage. Wem glaube ich mehr? Wer sagt mir die Wahrheit? Der Großfürst, der Lord, der Generalissimus oder die deutsche Heeresleitung und der Neujahrsgruß des Kaisers? Die Antwort ist ihm nicht zweifelhaft. Wenn der Kaiser „voll fester Zuversicht in die Zukunft blickt“ und „unverzagt zu neuen Taten, zu neuen Siegen“ ruft, so

vertraut er, so geht er mit. Das ist recht so, gut deutsch und würde für sich schon genügen. Aber selbst dieses blinde Vertrauen hat seinen besten empirischen Grund. Daß die feindlichen Führer volle Zuversicht zur Schau tragen, ist kriegspsychologische Notwendigkeit. Täten sie es nicht, so wäre der Zusammenbruch fertig. Aber es liegen doch recht bestimmte Anzeichen dafür vor, daß auch rein objektiv die Zuversicht nicht auf echten Quellen ruht. Denn in keinem der drei Staaten schlägt das Volksgewissen einheitlich. Aus England haben sich sehr gewichtige Stimmen vernehmen lassen, die die eigene Regierung des Krieges wegen anklagten. Von Frankreich tönen sehr bewegliche Friedensrufe aus übergroßer Not. In Rußland droht im Hintergrunde die Revolution. Und wie es mit der Einheitlichkeit der drei bis zum letzten Ende steht, ist erst recht eine offene Frage. Die Einheit im Reiche hebt sich strahlend davon ab. In der Kriegsfrage ein Herzschlag; zwischen Kaiser, Bundesfürsten und Volk keine Meinungsverschiedenheit; ein Entschluß, bis zum Ende durchzuhalten. Die Jugend Englands drückt sich, die deutsche drängt sich. Unser Vertrauen ist nicht nur in uns selbst, sondern auch im Vergleich zur Lage in Feindesland gerechtfertigt.

Freilich, welche Opfer! Aber der Entschlossene redet vom Opfer erst nach dem Vertrauen zum Sieg! Denn er will ihn um jeden Preis. Jedes Totenopfer — es sind deren schon viele! — ein Stück vom deutschen Herzen! Aber gerade die Opfer sind es, die uns zum wahren Optimismus erziehen und erheben.

Wir haben vaterländisch besonders schwere Tage erlebt: so, als dort im Osten sich die Fahne niedersenkte in unserer tapferen Kolonie, als nach heldenmütigem Kampfe unsere kleine Auslandsflotte siebenfacher Über-

macht erlag. Harte Proben, aber Schulbeispiele für unser Anrecht auf Vertrauen. Der oberflächliche Optimist begnügt sich mit der Beruhigung: es ist selbstverständlich, daß Kiautschou nicht standhalten konnte gegen Japan; es ist selbstverständlich, daß fünf Kreuzer ohne Stütz- und Ruhepunkt im weiten Ozean einer Hetzjagd von 38 englischen und japanischen Schiffen zuletzt erliegen mußten; beides beweist nichts für den Ausgang des Krieges; wir werden uns schon anderweit entschädigen. Alles gut und richtig. Aber der Optimist von rechter Art bleibt bei äußerlichen Trostgründen nicht stehen. Er gräbt seine Quellen tiefer und sagt: losgelöst von der Heimat, ohne Aussicht auf Erfolg, fast die Gewißheit des Todes vor Augen, ohne Hoffnung, je den Dank des Vaterlandes noch empfangen zu können, haben diese Männer bis zum letzten ihre Pflicht getan. So sind sie alle. Ein Kriegsvolk solchen Heldengeistes wird nicht niedergerungen. Solche Erfahrung — und wie viele sind ihrer noch: denkt an die überlebenden Helden der „Emden"! — hebt das Vertrauen in das Ungemeine. Hier quellen die Jungbrunnen des vaterländischen Optimismus.

Und er trägt noch einen besonderen Zug. Er besteht und blüht auch unter Trauer und Tränen. Er kann zusammenzucken unter dem Schmerze des persönlichen Opfers. Aber er freut sich für das Vaterland. Der einzelne fällt, aber das Ganze erhebt sich in neuem Bau, stärker als zuvor. Das Opfer war notwendig, aber es bleibt in Vorbild und Tat im Vaterlande unverlorene Kraft, Kraft, die sich neu gebiert und wächst. Das ist das wunderbare Geheimnis eines zur Sonne sich reckenden Volkes und Staates, die Unsterblichkeit seines Heldentums, das sich pflanzt von Geschlecht auf Geschlecht. Das ist auch der tiefere Sinn des schlichten

alten Soldatenliedes: „Und wer den Tod im heißen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland."

Lassen Sie uns jede Gelegenheit nützen, den Pessimismus zu bekämpfen, dem oberflächlichen Optimismus zu wehren, das rechte fröhlich-ernste Vaterlandsvertrauen zu gewinnen und zu vertiefen. Dann haben wir, was das Vaterland braucht, ein gutes neues Jahr!

Dr. Reinhold Seeberg, Berlin:

Krieg und Kulturfortschritt

Rede am 15. Januar 1915

Meine verehrten Damen und Herren! *)

Wir wandern im Nebel. Man sieht vor sich hin. Hier und da zuckt wohl ein Lichtstrahl auf, aber der Nebel will und will nicht schwinden. Da werden zurzeit wohl die Finger klamm und das Herz mit seinem Mut beginnt zu sinken. Und dennoch geht durch unser ganzes Volk unzerstörbar der harte Wille zum Siege. Diesen Willen zum Siege gilt es zu erhalten. Es ist die patriotische Aufgabe für uns, die wir hier zurückgeblieben sind, daß wir diesen Willen in unserem Volk mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen, erhalten.

Diesen Willen zum Siege erhält man aber durch nichts so gut als dadurch, daß man an die Frucht denkt, die der Sieg hervorbringt. Und was für eine Frucht sonst könnte genannt werden, die in der Weise alles in sich zusammenfaßt, wie eben die Frucht der Kultur. Jeder Stand und jeder Beruf ist in seiner Weise beteiligt an der Kultur, und jeder Stand und jeder Beruf ist ja auch heute in seiner Weise beteiligt am Kriege. So wird sich's lohnen, in dieser Abendstunde unser Herz zu erheben, indem wir nachdenken über das Thema: Der Krieg und der Kulturfortschritt.

*) Die folgende Rede ist frei gesprochen worden. Ein ausgezeichnetes Stenogramm setzt mich in den Stand, sie fast ganz so, wie sie gehalten wurde, hier wiederzugeben. Nur an einzelnen Stellen ist der Ausdruck geglättet und sind kleinere Ergänzungen eingeschoben worden. Ich bemerke das, damit der Leser die Rede als Rede und nicht als Abhandlung auf sich wirken läßt und mir nicht darum gram wird, daß manches breiter und anderes schmäler gesagt ist, als es ihm vielleicht erwünscht ist. R. Seeberg.

1.

Lassen Sie mich zunächst von der Kultur sprechen, ihre Bedeutung und ihre Bedingungen in einigen Gedanken klarlegen. Was verstehen wir denn unter Kultur? Das Wort ist einigermaßen bekannt, fast überbekannt, man möchte sagen vulgär geworden, und dennoch wüßte ich kein anderes Wort, das an die Stelle gesetzt werden könnte, das so reich, so umfangreich ist wie „Kultur", wo Innerliches und Äußerliches in gleicher Kraft zusammengefaßt sind.

Was verstehen wir also unter Kultur? Kultur hat Ähnlichkeit mit der Bildung. Aber bei Bildung denken wir in der Regel an etwas Verstandesmäßiges. In der Bildung ist etwas Gelerntes an der Hauptstelle und Bildung gehört den einzelnen Menschen an. Kultur aber umfaßt alle Menschen. Kultur gehört schließlich nicht einem Menschen an, sondern einem Zeitalter. Die Kinder einer Zeit oder eine Schicht in der Bevölkerung haben eine gemeinsame Kultur. Dann könnte man zum Vergleich denken an „Zivilisation". Aber auch Zivilisation ist etwas anderes. Zivilisation ist etwas Äußeres, eine gewisse Ordnung unseres Lebens. Zivilisation ist nicht wie Kultur ein innerer, geistiger Zustand.

Was ist denn Kultur? Kultur ist eine Gewohnheit im Menschen, etwas, was regelmäßig, dauernd in seiner Seele bleibt. Und Kultur ist zugleich etwas, was einer Gemeinschaft angehört. So werden wir gut tun, die Kultur etwa so zu erklären: es ist die Gewohnheit geistigen Lebens.

Meine verehrten Anwesenden! Zivilisation bringt von außenher etwas an den Menschen heran. Er empfängt gewisse äußere Formen, die er früher nicht gehabt hat. Er fügt sich ein gewissen Ordnungen des Lebens und des Zusammenlebens. Kultur dagegen erhöht den inneren

Menschen, der Mensch wird in die Sphäre des geistigen Lebens hineingezogen. Er wird etwas mehr und etwas besseres, als er bisher war. Alles das, was wir Bildung nennen, was wir weiter unter religiöser Sittlichkeit, was wir sodann unter staatlicher Sittlichkeit verstehen — es ist alles zusammengefaßt in dem einen Begriff Kultur.

So sind wir allesamt beteiligt an der Kultur. Wo geistiges Leben ist, da ist auch Kultur vorhanden. Wo das geistige Leben zu einer Gewohnheit, die das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit bestimmt, geworden ist, da haben wir von Kultur zu reden.

Nun wird es selbstverständlich sehr verschiedene Arten von Kultur geben. In mannigfachen Strahlungen wird sich dies Licht in dem Leben der einzelnen Menschen brechen und darstellen. Was ist es um diese Arten der Kultur?

An der Spitze steht die Kultur der Persönlichkeit. Dort, wo der Mensch Selbstbeherrschung erworben hat, ist diese Kultur. Selbstbeherrschung nicht bloß in dem üblichen negativen Sinne, daß ich bisweilen dem Zorn, der über mich kommt, Widerstand leiste, sondern Selbstbeherrschung in dem positiven Sinne, daß ich Herr bin über meine Kräfte, daß ich mein ganzes Wesen, wie es mir gegeben ist, so benutzen kann, daß es Mittel wird zu dem Zweck, der mir vorschwebt. Das ist die persönliche Kultur. Es gibt keine echte Kultur, wo nicht persönliche Kultur vorhanden wäre, wo der Mensch nicht irgendwie sich selbst und sein eigenes Wesen leitet und in der Gewalt hat.

Neben dieser persönlichen Kultur stehen aber nun die Mächte, die das Individuum bestimmen, nach denen es sich richtet, wenn es sein eigenes Wesen in der persönlichen Kultur regieren soll. Das ist einmal, äußerlich angesehen, die Ordnung, wie sie im Staate vorhanden

ist; es ist, innerlich angesehen, die Summe von Idealen und Ideen, die dem Menschen dargeboten werden.

Sehen wir uns erstere zunächst einmal an. Die Staaten bestimmen durch die verfassungsmäßigen Organe ihre Ordnungen und Gesetze. Die Beamtenschaft hat die Aufgabe, nach Ordnungen und Gesetzen zu regieren. Es wird ein Heer bestellt, um diesen Staat zu erhalten und zu verteidigen. Eine eherne Ordnung erhält Zucht und Gehorsam in dem Heer. Diese Kultur, die so unter dem Gesichtspunkt des Staates produziert wird, die wie ein Gesetz auferlegt wird dem einzelnen Individuum, das ist die Kultur, die etwa das Preußen des 18. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Denken Sie nur an Friedrich Wilhelm I. oder an Friedrich den Großen, dann haben Sie diese Kultur des Beamtenstaates und des Militärstaates. Mit eiserner Disziplin werden die einzelnen Individuen dem Gesamtinteresse unterworfen. Man bringt sie dazu, daß sie sich unterordnen unter diese Ordnung, wie sie im Staat als Gesamtheit herrscht und wie er sie zu seiner Existenz braucht.

Aber höher als diese Kultur steht die Kultur des Idealismus. Was ist es mit dem Letzten und was ist es mit dem Ersten — das ist hier die Hauptfrage in den Seelen? Was ist es mit den großen bestimmenden geistigen Mächten, die vor den Staaten waren und nach den Staaten bleiben, die ewigen Ursprung und ewige Bedeutung haben? Was ist es mit den letzten Zielen, wie sie in der Menschheit überhaupt erworben werden können? Wo diese Fragen die Gemüter durchdringen und man an ihrer Beantwortung den Wert der Dinge bemißt und nach ihnen das ganze Leben zu ordnen versucht — da ist die Kultur des Idealismus.

Diese beiden Kulturformen rechnen nun darauf, daß das Individuum sie annimmt und selbst sein Leben nach

ihnen einrichtet. Die staatliche Kultur ist ein Zwang, der über das Individuum kommt. Das Individuum sieht sich genötigt, sich dieser Disziplin zu unterwerfen. Sonst ist seine Existenz und die Existenz des Ganzen gefährdet. Die Idealkultur dagegen ist etwas, was auf innere Zustimmung rechnet, was Begeisterung in der Seele hervorruft und so den Menschen mit freiem Willen sich unterwirft. Um das Gute und Edle im tiefsten Sinne des Wortes handelt es sich hier. Der freie Mensch ist es, der in Begeisterung sich diesen Ideen und Idealen hingibt, ohne die Folgen ängstlich zu erwägen.

Das sind die drei großen Haupttypen der Kultur. Fast niemals sind sie isoliert da. Irgendwie wirken sie zusammen, nur daß naturgemäß der eine Typus immer die Führung vor den übrigen hat.

Dazu kommen nun als Untertypen einige andere Erscheinungen. So nenne ich vor allen Dingen die Agrarkultur und die industrielle oder technische Kultur.

Die Agrarkultur entsteht unter Völkern, die wesentlich vom Ackerbau leben. Sie hat ihren eigentümlichen Typus in stark konservativer Richtung, in einer gewissen religiösen Grundstimmung, in einer kritischen Abneigung gegenüber alledem, was aufregend wirkt oder neu ist. Wie eben die Jahreszeiten in konservativem Rhythmus sich bewegen, wie ein Jahr für den Ackerbauer im wesentlichen wie das andere ist und doch aller Ertrag der Erde schließlich in Gottes Hand liegt, so wird der Landbewohner durch den engen Zusammenhang mit der Natur in diesem Sinne konservativ.

Auf der andern Seite steht die technische Kultur, wie sie im Zusammenhange mit der Industrie sich entwickelt. Man kann sie auch die Kultur des Industrialismus nennen. Da ist entsprechend der Art, wie Technik und Industrie sich entwickeln, indem sie immer neue Ansätze zur Ver-

einfachung und Verbilligung des Betriebes rastlos suchen und zu immer neuen Erfindungen fortschreiten, ob nicht eine neue Form, ein neuer noch sichererer und fruchtbarerer Weg entdeckt wird — dementsprechend, sage ich, ist auf diesem Gebiete ein Drang nach Neuem vorhanden. Man ist zufrieden damit, wenn man äußere Formen entdeckt, die den Verkehr etwa bequemer machen, die es leichter machen, Güter zu produzieren oder im Handel Güter in Umlauf zu setzen. Man fragt vor allem nach diesen äußeren Dingen des Lebens und meint, daß ihr Erwerb, die Erleichterung und Verbilligung dieser Betriebe und Güter das Leben erheben und den Menschen befriedigen würde. Der Besitz der äußeren Güter macht die Kultur aus. Danach richtet man sein Leben ein, wie man diese Güter erlangen, wie man sie verwerten, wie man sie für das Leben ausnützen kann.

Das mögen die fünf Haupttypen der Kultur sein, die ich hier in Kürze erörtern wollte. Wenn Sie, meine verehrten Anwesenden, überlegen, so sehen Sie natürlich, daß sie nicht alle gleichartig und gleichwertig sind. Man könnte selbstverständlich hier überall noch weitere Unterabteilungen einführen. So könnte man etwa die Kultur des Idealismus einteilen in eine humane und eine klerikale Form. Es könnte die Personalkultur mehr ästhetisch oder mehr moralisch gefaßt werden. Es könnte die Staatskultur unterschieden werden je nachdem, ob der Staat Monarchie oder Republik ist, ob der Absolutismus des Fürsten oder die Ordnung einer Verfassung in ihm herrscht. Man könnte in der technischen Kultur den Typus einer Unternehmerkultur dem der Arbeiterkultur entgegenstellen. Man könnte ziemlich verschiedene Typen der Agrarkultur je nach der allgemeinen Entwicklung des Bauernstandes und der Verwendung technischer Hilfsmittel bei dem Ackerbau unterscheiden.

Man könnte endlich stark den religiösen Grundcharakter aller Kultur betonen und dann nicht nur katholische und protestantische Kultur unterscheiden, sondern auch Unterschiede aufzeigen zwischen den Ländern, wo lutherische Tradition und denen, wo reformierte Gedanken herrschen. Jedoch alles dieses möchte uns hier zu weit führen, ja es könnte schließlich mehr verdunkeln als erhellen den Weg, den wir zu gehen beabsichtigen. Für uns ist die Hauptsache, daß wir in groben Umrissen die Haupttypen der Kultur herausstellen, dabei ist aber zuzusehen, welche von diesen Typen die maßgebenden Elemente sind für wirkliche Kultur. Denn das zeigt ja schon eine oberflächliche Erwägung, daß nicht alle diese Typen in gleicher Weise und Kraft wirkliche Kultur darstellen. Neben der wirklichen Kultur hat es stets eine Scheinkultur gegeben.

Der technische Typus, durch den der Mensch etwa dazu angeleitet wird, wie er das natürliche Leben ausnützt, wie er die Güter der Erde erwirbt und diese Güter der Erde seinen Zwecken dienstbar macht, wie er beispielsweise die Schnelligkeit der Bewegung vergrößert, Möglichkeiten eröffnet, wie schneller und bequemer die Güter unter viele Menschen verteilt werden, dieser bloß technische Typus ist an und für sich leer. Wohl bringt er mit sich eine emsige, rasche Bewegung. Aber der Nutzen dieser Bewegung greift in das Innere des Menschen nicht ein. Er bleibt beschränkt auf die äußere Bequemlichkeit. Nun ist es wohl schön, wenn wir auf der Reise schnell weiterkommen, wenn die Güter rasch befördert werden. Aber die Hauptsache ist das doch nicht. Die Hauptsache wird doch immer sein, was denn die Menschen mit den Gütern machen, und was die Menschen zu sagen wissen und zu erstreben trachten, die schnell befördert werden. Das ist es doch offenbar, worauf es

ankommt, denn an und für sich kann eine schnelle Beförderung, der raschere Umlauf der Güter ebensowohl zum Bösen wie zum Guten der Menschheit dienen.

Das heißt mit andern Worten: Wirkliche, echte Kultur ist nur dort vorhanden, wo wir die Kultur des Ideals haben, und zwar in persönlicher Anwendung. Nur dort vermag der Mensch sein Wesen zu vertiefen und zu entfalten, nur dort alles zu nehmen, was die Welt ihm gibt, und alles zu geben, was sie von ihm braucht: wo in persönlicher Freiheit eine Beziehung zu den ersten und letzten Dingen des Daseins erreicht ist. Es handelt sich um die persönliche Empfindung der Macht, die alles bestimmt, um innern Einklang mit den starken Wurzeln des Lebens und Strebens unseres Volkes und des ganzen Menschengeschlechts. Und es handelt sich weiter um die Fixierung eines Zieles, das so erhaben ist, daß die ganze Welt ihm zu dienen bereit sein soll, das zugleich alle Kräfte des Menschen fesselt und entfesselt. Wo so eine persönlich erlebte freie Beziehung zu dem Ersten und dem Letzten vorhanden ist, nur da ist echte Kultur. Wie immer dann die Ausgestaltung weiter ausfällt, ob technisch oder agrarisch, echt ist die Kultur nur, wenn die Motive der Ideal- und der Personalkultur in ihr wirksam sind. Das ist nicht so zu verstehen, als wenn nur dann echte Kultur denkbar wäre, wenn man den Personalismus der Renaissancemenschen kopiert, wie Nietzsche wollte, oder wenn man den Idealismus unserer klassischen Zeit wiederholt, wie die Neuromantiker es meinen. Das sind Einseitigkeiten. Die Ideal- und Personalkultur soll nicht den ganzen Leib der Kultur ausmachen, aber sie soll immer ihr Rückgrat sein.

So würde heute die Idealkultur natürlich unfruchtbar bleiben, wenn der Mensch sich in lauter abstrakten Betrachtungen über das Leben ergehen wollte. Wenn er sich

erschöpfte in Schwärmereien über die letzten Dinge des Daseins und dabei über den ersten besten Graben des wirklichen Lebens stolperte, so wäre das eine unfruchtbare Kultur. Vielmehr wird heute jede rechte Idealkultur in Zusammenhang treten müssen mit den realen Interessen des modernen Lebens. Sie soll sie beherrschen und ihnen die maßgebenden Orientierungspunkte für alles darbieten. Wenn also etwa die kirchliche Kultur in irgendeinem Zeitalter, wie besonders dem Mittelalter, einseitig das Ziel des menschlichen Trachtens auf den Himmel beschränkte, so ist das nicht eine wirklich vollkommene Form der Kultur. Erst dort, wo die Gemeinschaft des Menschen mit Gott, wo die Beziehung zu dem Ersten und dem Letzten dazu benutzt wird, um die Ideale praktisch zu machen und um in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Möglichkeiten des Handelns und Wirkens, wie sie in der konkreten Welt vorliegen, diese Ideale, die man hat, zu erproben und durchzusetzen, erst dort werden wir heute von einer wirklichen Kultur sprechen.

Wir haben also, meine verehrten Anwesenden, in der Hauptsache etwa drei Formen des Verhaltens zur Kultur zu betonen. Die erste Form wäre die, wo der Mensch eben nur dem Ideale lebt und darüber das wirkliche Leben brachliegen läßt. Er geht wie Hans Guckindieluft durch die Welt, sein Auge hängt am Himmel und an den Sternen, und er stolpert über die kleinsten Dinge, die ihm im Leben entgegentreten. Das ist bei hochbegabten Völkern nicht selten der Anfang der höheren Kulturepochen gewesen.

Die zweite Form ist die, wo im Gegensatz dazu der Mensch sich nur auf die irdischen Dinge richtet, um nichts anderes sich kümmert als darum, wie er diese irdischen Dinge ausnutzen und auskosten kann, in der Hoffnung, daß dadurch allmählich auch das Innere zur

Befriedigung gebracht werde. Die dritte Form wäre die, wo der Mensch, innerlich ergriffen und bewegt von Ideen und Idealen, erhoben in eine neue Sphäre des geistigen Lebens, im hellen Bewußtsein dessen, daß er abhängt von dem ewigen Willen Gottes und daß ihm ewige Güter anvertraut sind und er ewige Ziele auf dieser Erde zu realisieren hat, mit praktischen Augen anderseits Umschau hält und alle Dinge des täglichen, praktischen Lebens für seine Zwecke wahrzunehmen und als Mittel anzuwenden vermag.

Dies wäre die echte Kultur, die kraftvolle Kultur, wie wir sie heute brauchen. Dagegen ist die bloß äußerliche, geschäftig in den Dingen der Welt hin- und herstrebende Kultur eben nichts anderes, als eine geräuschvolle Scheinkultur, und es ist wiederum jede Kultur, die an die konkrete Wirklichkeit gar nicht herankommt, sondern immer nur über ihr schwebt, eigentlich nur eine Vorstufe der Kultur. Das wirkliche Leben erreicht und beherrscht sie eben nicht.

2.

So mannigfaltig sind die Formen der Kultur. Wenn aber eine Erscheinung so mannigfaltig ist, wenn so verschiedene Typen von ihr geprägt werden, dann kann diese Erscheinung niemals zur Ruhe kommen, dann befindet sie sich in ständiger Bewegung. So ist es auch bei der Kultur.

Alle Kultur vermag ja nur zu bestehen so lange, als sie einen gewissen natürlichen Boden hat, der sie trägt. Nehmen Sie den Menschen die natürlichen Kräfte fort, nehmen Sie ihnen den natürlichen Zusammenhang, in dem sie stehen, so wird ihre Kultur sofort unterbunden werden. Jedes Volk hat seine besondere physische Beschaffenheit, sein Blut, und es hat vermöge seines Blutes

besondere Fähigkeiten und besondere angeborene Neigungen. Es ist daher mit diesem Blute eines Volkes in der Regel auch eine eigentümliche Kulturtendenz gegeben. Jedes Volk bedarf weiter dazu, daß es sich erhält und durchsetzt, einer bestimmten Stärke seiner Vermehrung. Überall dort, wo diese natürliche Vermehrung stockt, wie es etwa in Frankreich der Fall ist, aber auch in England, ist auch die Kultur des betreffenden Volkes gefährdet.

Es sind für alle die verschiedenen Funktionen des Lebens eben nicht mehr genügend Individuen vorhanden. Das Volk muß suchen, ob es nicht von außen her Ergänzung findet. Zunächst sind es untergeordnete Stellungen und Posten, die Fremden überlassen werden müssen. Dann kommen auch die mittleren Stellen in Betracht, und endlich gehen die leitenden an Angehörige anderer Nationen über. Anfangs freilich werden diese amalgamiert, aber allmählich wird durch sie der ursprüngliche Typus des Volkes selbst umgebildet. So wird dann nicht nur die physische Beschaffenheit eines Volkes, sondern auch seine kulturliche Art allmählich durch die Fremden verändert.

Und endlich die geographische Lage. Überlegen Sie einen Augenblick, was für Deutschland die geographische Lage zu bedeuten gehabt hat. So, wie es liegt, von allen Seiten Nachbarn, ist Deutschland eigentlich an allen Dingen, die in Europa geschehen, beteiligt. Aber alle diese Dinge wirken auch irgendwie auf Deutschland ein. Es ist die Folge dieser geographischen Lage, daß in Europa nichts geschehen kann, ohne daß Deutschland irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wird.

Überlegen Sie aber weiter, was für Kulturströme infolgedessen nach Deutschland hineinkommen. Man lächelt darüber, daß wir so bereit sind, Englisches, Fran-

zösisches usw. bei uns aufzunehmen. Das ist zunächst durch unsere geographische Lage gegeben. Weiter ist es auffällig, daß die Deutschen so oft ihr Vaterland verlassen und weit in die Welt ziehen, so daß fast überall in den Nachbarländern man ganze deutsche Kolonien findet. Das hängt wieder an dieser zentralen geographischen Lage, die Deutschland hat.

Deutschland ist immer in der Geschichte der Amboß gewesen, auf den viele Hämmer einschlugen. Aber Deutschland hat auch immer die Gelegenheit gehabt, auf den Amboß von Europa seinen Hammer einschlagen zu lassen.

So hat die geographische Lage eine eigentümliche bewegliche und reiche Geschichte in Deutschland hervorgebracht, die nur deshalb nicht noch viel mehr innere Bewegung in früheren Zeiten verursacht hat, weil ja Deutschland unglücklicherweise zerstückelt war, so daß es nicht einheitlich als Hammer oder Amboß in Wirksamkeit kommen konnte.

Also auf gewissen natürlichen Bedingungen — das sehen wir — ruht immer die Kultur. Wo diese natürlichen Bedingungen erlahmen, wo die Kräfte in einem Volke zurückgehen, da ist es notwendig, daß auch die Kultur allmählich sinkt. Sie bekommt, wie man sagt, einen hippokratischen Zug, aus ihr blickt uns etwas Degeneriertes an. Immer höher, immer höher hinauf geht es, immer steiler wird der Weg, und trotzdem ist nicht mehr urwüchsige Lebenskraft in dieser Kultur vorhanden.

Aber ich sagte schon: Wenn die Kultur eine so vielseitige Erscheinung ist, so ist es ganz selbstverständlich, daß sie in stetiger Bewegung und Entwicklung ist. Sie kommt nicht zur Ruhe. Spannungen müssen eintreten. So ist es ja bei allen den vielseitigen Gebilden der Geschichte, daß die Menschen bald nach der einen, bald nach

der andern Seite gezogen werden. Es ist auf der einen Seite Wahrheit und auf der andern, es lockt hier und dort. Man geht jeder Lockung nach, und erst am Ziel erkennt man, worin ihr Mangel liegt. Das treibt dann zurück dem entgegengesetzten Pole zu. Wie im Zickzack bewegt sich so die geschichtliche Anschauung. Wenn ein Zeitalter materialistisch ist, so folgt das nächste Zeitalter alsbald mit idealistischen Tendenzen, und ein drittes Zeitalter versucht, beides miteinander auszugleichen. Beständige Spannung ist vorhanden, eben wegen der Vielseitigkeit der Kulturentwicklung und ihrer Typen, die wir soeben konstatieren konnten.

Diese Spannung hat nun aber zur Folge, daß die Einseitigkeit zu der etwa ein Volk besondere Neigung hat, nicht leicht dauernd sich in ihm einnisten kann. Reiner Industrialismus, reiner Agrarismus werden sich schwer durchsetzen, ein Typus wird den andern entweder verdrängen oder doch in Schach halten, wenn anders die natürlichen Verhältnisse es erlauben. Denn das ist die Eigentümlichkeit aller Extreme, daß sie am letzten Ende in eine Sackgasse münden. Das Extrem ist immer zum Rückzuge genötigt, weil es eben in eine Sackgasse führt. Dieser Rückzug kann wohl zu dem entgegengesetzten Extrem führen. Indessen wird Rückzug auf Rückzug von Extrem zu Extrem in der Regel zu einer mittleren Linie hintreiben. Je mehr Möglichkeiten die Natur, die Geschichte, die geographische Lage eines Volkes darbieten, desto größer wird die Zahl der zu überwindenden Extreme sein, desto höher aber auch schließlich der königliche Weg, auf dem seine Kultur einherschreitet. Es ist kein Zeichen von Schwäche, daß wir Deutschen mehr Kämpfe um Kultur gehabt haben als unsere Nachbarvölker, und daß wir langsamer einen einheitlichen Kulturtypus zu finden scheinen als etwa der Engländer oder

der Franzose. Im Gegenteil, je mehr Möglichkeiten, desto langsamer der Weg der Entwicklung, desto höher aber auch das Resultat dieser Entwicklung. Aus der Lösung der Spannungen der Kultur gehen ihre schönsten Erscheinungen hervor.

Lassen Sie mich an ein paar Beispielen, die Ihnen allen geläufig sind, das verdeutlichen.

Mit der Reformation setzt eine neue Kultur ein. Die mittelalterliche Kultur war eine religiöse Kultur. Das Religiöse herrschte wie ein Gesetz und unterwarf den einzelnen Menschen. Es hatte die Art der Staatskultur. Das drückte auf die freiheitliche und innerliche Art der germanischen Seele. So entstand die Unruhe vor der Reformation. Die Reformation fordert freie, persönliche Religiosität. Aber sie kann sie fordern, weil sie aus der Renaissancekultur einen neuen Begriff der Persönlichkeit entlehnt hat. Nun wird Persönlichkeit und religiöser Besitz miteinander kombiniert, die Religion wird zum eigenen Erleben. So entsteht die neue Vorstellung vom Glauben bei Luther, die ja die Brunnenstube einer neuen Kultur geworden ist. Nicht die Annahme religiöser Lehrsätze, gleichsam der Gesetze einer kirchlichen Staatskultur, ist hier der Glaube, sondern persönliches Empfinden und Erleben der wirksamen Nähe des allwaltenden Gottes.

Oder überlegen Sie einmal, wie Deutschland gegen Ende des 18. Jahrhunderts war. Da hatten wir einerseits eben jenen preußischen Staat, den Militär- und Beamtenstaat mit seiner äußeren Disziplin. Wir empfingen anderseits die Ideen und Ideale der großen geistigen Führer des Volkes in der klassischen Literatur. Beides strebte auseinander, aber es wird dann zusammengefaßt in jenen wunderbaren Jahren von 1807—1813, da in bitterer Not ein Frühling über Deutschland anbricht, so schön und wunderbar, wie er kaum je früher

erlebt worden war, als der Idealismus der größten Geister unseres Volkes zusammengezogen wird zur Einheit mit der Ordnung und Disziplin, die die großen preußischen Könige in ihrem Staate hergestellt hatten. Indem dies beides, das einander zunächst so fern wie möglich zu stehen schien, sich nun zur Einheit verbindet, wird es möglich, daß jene großen Siege über Napoleon gewonnen werden und daß der Grund gelegt wird zu der späteren Einigung des Deutschen Reiches.

Ja schließlich, wer will es sagen, ob nicht wir unmittelbar vor einem ähnlichen Ereignis, d. h. wieder vor einer großen Kombination verschiedenartiger Kulturtendenzen stehen? Hinter uns liegt eine Zeit des Idealismus. Es folgte eine Periode des Realismus, der bis zum theoretischen und praktischen Materialismus im Verein mit dem Industrialismus und der technischen Kultur sich entwickelt hatte. Wir hatten schon vor Eintritt des Krieges den Eindruck, als wenn diese Elemente einander zu durchdringen angefangen hatten, als wenn eine neue Einheitskultur gewonnen werden könnte. Wenn das der Fall wäre, dann ständen wir ja wiederum vor einem Frühling, dem vielleicht ein Sommer folgt, wie unsere Geschichte ihn noch nie erlebt hat.

Das ist das eine, wodurch Bewegung in die Entwicklung der Kultur hineinkommt. Eben ihre Vielgestaltigkeit läßt die Spannung nie aufhören und erhält dadurch die Bewegung.

Das andere Element ist der Gegensatz von Vätern und Söhnen, der Gegensatz der Generationen. Der Mensch ist nun einmal so geartet, daß er das, was er erworben hat, dem kommenden Geschlecht überliefern will. Das gilt bekanntlich von dem physischen Erwerb. Es gehört zu den Urinstinkten des Menschen, daß er seinen Besitz seinen Kindern vermachen will. Ein gut Stück der

Familienkultur beruht auf diesem Trieb. Aber noch viel bedeutungsvoller in der menschlichen Kultur ist das andere, daß wir auch unsern geistigen und ethischen Besitz mit allen Mitteln den Seelen unserer Kinder einprägen wollen. Welche Mühe geben wir uns, das, was wir für gut und recht, für wahr und richtig, für anständig und vorteilhaft halten, der Seele unserer Jugend mitzuteilen.

Und nun tritt wieder eine eigentümliche Spannung ein. Denken Sie sich: Wie würde das Leben einfach verlaufen, wenn die Kinder all das aufnehmen wollten, was die Eltern ihnen sagen. Es ist ja nicht bloß die persönliche Weisheit der Eltern, die sie der Jugend überliefern, sondern die Eltern repräsentieren ja ihrerseits die ganze Geschichte, die vorangegangen ist. Die Gedanken, die ich etwa habe, sind natürlich ein Produkt von vielen Jahrhunderten. Ich habe das und das aufgenommen, das und das in mir zu einer gewissen Einheit verarbeitet. So, wie sie sich nun in mir zu einer besonderen Einheit gestaltet hat, trachte ich die Sache weiterzugeben. Daher haben die Eltern ja ihre Autorität. Nicht daß sie so klug wären, sondern daß sie dem jungen Geschlecht gegenüber die Träger sind der ganzen bisherigen Entwicklung, das gibt ihnen im tiefsten Grunde die Autorität. Wenn man aber denkt, daß das junge Geschlecht einfach annehmen würde, was die Eltern sagen und setzen, so würde die Folge davon ein Stillstand der Kultur sein.

Es sind nicht gerade liebenswürdige Jahre bei unsern Jünglingen und bei unsern Backfischen, in denen sie zu allem, was ihnen gesagt wird, nein sagen. Aber es ist eine innere Notwendigkeit, die das hervorbringt. Das Individuum verteidigt sich gegen die ungeheure Übermacht der geistigen Tradition. Es könnte sich gar nicht anders erhalten, wenn nicht in der Natur diese schöne

Vorrichtung enthalten wäre, daß zunächst einmal in einer bestimmten Zeit seines Lebens, da sich das Individuum entwickelt, es sich ablehnend der Tradition gegenüber verhält. Dann später nimmt es doch an, viel, viel mehr, als man nach diesem ursprünglichen kühnen Nein wohl meinen sollte. Aber erst so kann das Angenommene zum persönlichen Eigentum werden. Mit andern Augen sehen ja die Jungen unsere Gedanken an, auch wenn sie sie annehmen, als wir selbst. Schon deshalb, weil wir sie selbst erworben haben, haftet an ihnen ein Glanz, etwas Begeisterndes für unsere Seele, was ganz naturgemäß die Jungen, die es eben nur überkommen, gar nicht hineinlegen können. Und weiter schon deswegen, weil die Verhältnisse sich in dieser Zeit irgendwie verschoben haben, wird in der Anwendung auf diese neuen Verhältnisse das, was wir den Jungen überliefert haben, unwillkürlich von ihnen mit andern Augen angesehen und umgebildet werden. So sehen wir wiederum, daß es nicht eine starre Einheit ist, in der die Kultur besteht, sondern daß sie sich in Entwicklung befindet. Die Mannigfaltigkeit ihrer Möglichkeiten und Typen bringt es mit sich, daß stets neue Spannungen eintreten, denen Entspannungen folgen. Die Kultur unterliegt beständig den Änderungen der Entwicklung und dem Fortschritt.

So ist es aber auch in der zeitlichen Folge der Generationen. Jede Generation überkommt Überliefertes, und es ist ihr täglich Brot. Aber sie modifiziert das Überlieferte dann irgendwie, der neuen Lage entsprechend. Dadurch kommt der Kulturfortschritt hinein.

3.

Ja, ist denn aber das Kulturfortschritt, daß die Sache immer etwas anders wird, daß keine Generation

genau dasselbe hat wie die vorangegangene? Ist das schon als Fortschritt anzusprechen?

Verehrte Anwesende! Wir müssen uns darüber klar werden, was denn eigentlich der Fortschritt im Hinblick auf die geistige Kultur des Menschengeschlechts bedeutet. Zwei Gegensätze stehen immer in der ganzen Geschichte nebeneinander: die Konservativen und die Liberalen wollen wir es einmal kurz nennen. Bei den Konservativen ist immer der Hauptgedanke: was die Alten überliefern, die Geschichte, die Tradition ist das richtige. Die Liberalen dagegen betonen: Das Neue, die Veränderungen, die aufgebracht werden von den Jungen, das ist das richtige und die Hauptsache. Jedermann versteht bei ruhiger Überlegung, daß beide gewissermaßen recht haben, aber auch daß jeder der beiden Standpunkte nur darin recht haben kann, worin der andere unrecht hat. Wo nun die eine oder die andere Auffassung ins Extrem verfolgt wird, da ist kein Fortschritt vorhanden, da ist immer jene Sackgasse, die einen nötigt, zurückzugehen. Wenn dagegen, wie das im Laufe der Geschichte in der Regel zu geschehen pflegt, eine Stetigkeit in der Entwicklung sich ergibt, da ist wirklicher Fortschritt vorhanden. Wir wollen hier nicht für oder gegen eine der heutigen politischen Parteien auftreten. Wenn wir konservativ und liberal sagen, so denken wir an zwei Grundrichtungen, die immer in der Parteientwicklung auftreten. Je nach der besonderen Lage kann bald die eine, bald die andere Träger des Fortschritts der Kultur sein. Es handelt sich dabei ja nur darum, daß die Sackgasse des Extremen und Einseitigen überwunden wird. Da ist es naturgemäß, daß, wenn man in der politischen und kulturlichen Entwicklung von dem einen Extrem herkommt, das Recht des andern zunächst größer sein wird. Aber in dem Maße, als sich das neue Extrem durchsetzt, beginnt es ins Unrecht zu geraten. Hier

eröffnen sich nun in der Politik für die Regierung, in der Kultur für die führenden Geister die großen Aufgaben, denen nur der genügen kann, der wirklich innerlich über den Parteien steht. Es ist die Aufgabe, dem Bedarf der Zeit entsprechend einen mittleren Weg zu finden, der so beschaffen ist, daß er allen befriedigende Ziele eröffnet und deshalb alle an sich fesselt. So kann ruhiger, stiller Fortschritt in andauernder Kulturarbeit erreicht werden. Es werden die breiten Massen fast immer Neigung zum Lauten und Extremen haben, weil sie es besser verstehen, weil sie die Gegner so angenehm verdammen können, aber es werden anderseits diejenigen, die wirklich Führer in der Entwicklung sind, immer nur dadurch die Entwicklung beherrschen und fördern, daß sie in der Sache selbst die Ziele wahrnehmen und diese geltend machen, ohne sich von den Parteineigungen den Blick verwirren zu lassen.

Der geschichtliche Fortschritt ist also vor allem ein Produkt des Gegeneinanderwirkens von der Tradition und von den neuen Gedanken. Indem diese beiden miteinander vereinigt werden, wird geschichtlicher Fortschritt erreicht. Das wird zunächst von einigen weitblickenden Personen vorgeschlagen werden. Aber es wird sich auch bei der breiten Masse allmählich mit innerer Notwendigkeit durchsetzen. Dagegen wird schließlich alles rückschrittlich sein, was nicht dieser Vereinigung der Tendenzen dient, was prinzipiell stehenbleiben will in der einen Richtung, was also nicht die Fähigkeit oder die Bereitschaft hat, sich zu entfalten und zu lernen, sondern was sich eigensinnig festlegt auf eine Richtung und eine Bewegung.

Wenn ich unter den Staaten Europas Umschau halte, so würde ich sagen: Es ist der intensivste Kulturfortschritt vorhanden in dem Lande, wo die Gegensätze am meisten einander die Wage halten, wo ein wirkliches Fortschreiten

vorhanden ist, indem die Gruppen genötigt werden, voneinander zu lernen und aneinander sich zu entwickeln, das heißt auf deutschem Boden. Das soll keineswegs bedeuten, als wenn die deutsche Kultur ihre Höhe bereits erreicht hätte, sondern ich will nur sagen, daß in ihr, soviel ich urteilen kann, zurzeit die lebendigste Kulturbewegung vorhanden ist. Wenn ich dagegen veranschaulichen soll, wo kein Kulturfortschritt, sondern Kulturrückschritt vorliegt, so würde ich Frankreich und Rußland in erster Linie nennen. Rußland, das Land der Reaktion, das Land des Absolutismus, wo nichts Neues aufkommen kann, wo nach dem Gesetze der Trägheit alles wieder zurücksinkt in die alte Form. Was hat denn die neue Verfassung dort Neues hervorzubringen vermocht? Frankreich, das Land, wo nur das „Neue" und Neueste gelten soll, das aber eintönig in einer und derselben Richtung durch einen fortwährenden Bulgärliberalismus erhalten wird, der sein Extrem nur immer extremer zu gestalten sich müht. Es ist die Kultur des aufgeklärten und spießbürgerlichen Rentnertums, wie Rußland die Kultur des despotischen Beamtentums darstellt. Beides ist in seiner Weise reaktionär, denn auch dieses beständige Übertrumpfen eines „Fortschrittes" durch den andern ist etwas Reaktionäres, indem es den wirklichen Verhältnissen des Daseins, wo eben Altes und Neues beieinander ist und ineinanderwirkt, nicht gerecht wird.

Dann hätten wir verstanden, was es um Kulturfortschritt ist und um Kulturrückschritt. Dort ist Fortschritt vorhanden, wo sich die in der menschlichen Gesellschaft naturgemäß vorhandenen Tendenzen entwickeln können, wo sie in Spannung treten, wo die Spannungen sich lösen, so daß die beiden Faktoren wirksam werden oder alle verwendbare Kraft auch zur Verwertung gelangt.

Dort ist dagegen Rückschritt vorhanden, wo einseitig immer nur der eine Faktor wirksam ist, denn man kommt da nie weiter, sei es, daß man das Neue vollständig ignoriert — wie will man denn ohne das weiterkommen? —, sei es, daß man das Alte, das ja doch ebenso ein kraftvoller Faktor der Wirklichkeit ist, beiseite schiebt. Ja, wie will man dann auch nur einen Ausgangspunkt gewinnen. Es ist nur Einbildung, daß man von dem Gegebenen absehen könne, daß man immer neue Wege erschaffen könne. Daher versinkt diese prinzipielle Fortschrittsmache bekanntlich nur zu bald in unfruchtbaren Stillstand, über den den Kundigen die luftige Projektmacherei nicht hinwegtäuscht. Wer wüßte auch nicht hierfür aus dem Leben der französischen Politiker wie der Bourgeoisie Belege beizubringen.

Wir haben uns damit über Kultur, Kulturfortschritt, Kulturrückschritt verständigt. Wir begreifen jetzt, was es heißt, daß wir in der Kulturwelt leben, welche Aufgaben das in sich faßt, wie wir alle irgendwie an diesen Aufgaben teil haben und wie auch unser Zeitalter durchzogen ist von solchen großen Kulturspannungen und jeder einzelne nun in seiner Weise die Spannungen empfindet und an der Lösung dieser Spannungen tätig ist.

4.

So geht der Weg vorwärts. Empfangend und schaffend sind wir irgendwie wirksam an diesem Vorwärtskommen. Unser Beruf sei nun irgendein hoher oder er sei ein ganz bescheidener Beruf — immer kommen wir mit Kultur in Zusammenhang. Es sei das religiöse Leben, an das wir denken, oder das politische Leben, es sei der soziale Zusammenhang der Menschen, es sei Handel, Wandel oder sonst irgendeine Berufstätigkeit: immer wieder machen sich die großen Gegensätze geltend, die

Bewegung und Fortschritt in diesen großen Kulturprozeß hineinbringen.

Aber wir wollen ja von Kultur und Krieg sprechen. Kultur war Geistigkeit, und zwar Gewohnheit des geistigen Lebens. Eine neue Tiefe bedeutet die Kultur für das Leben des Menschen. Und der Krieg? Kann man nun vom Kriege sagen, daß er irgendein positives Verhältnis zur Kultur hat? Ist nicht der Krieg weiter gar nichts als der grausame Kulturmörder von Anfang an? Gewiß, es hat immer Kriege gegeben. Gehen aber schließlich nicht alle Rückschritte in der Kultur auf den Krieg zurück? Man denke nur an den Dreißigjährigen Krieg! Was hat der nicht alles in Deutschland zerstört! Um wie viele Jahrhunderte hat er nicht unsere ganze Geschichte zurückgeworfen!

Jeder versteht es natürlich, wie der Krieg die Kultur zerstört. Nicht nur werden kostbare Werte ins Meer versenkt, zerschossen, gehen in Flammen auf, sondern auch die allerkostbarsten Produktionsmittel, die wir haben, die menschliche Hand und das menschliche Gehirn, werden zerstört. Die besten, kräftigsten Menschen, die wir haben, unsere stolze Jugend wird geopfert. Und über wieviel junge Frauen und Mädchen wird dadurch der ganze Jammer unbefriedigter Einsamkeit verhängt werden! Ja, kann es einen grausameren, schrecklicheren Kulturmord als den Krieg geben?

Wohl, was ist es denn eigentlich um den Krieg? Wir machen es uns, glaube ich, am besten und am eindringlichsten klar, wenn wir an den gegenwärtigen Krieg und an die Bedingungen denken, aus denen er hervorgegangen ist. Die antike Welt war, sofern sie überhaupt an Geschichte und Kultur teil hatte, so gebaut, daß jeder Staat sich als den Staat fühlte. In dem war das kräftigste Kulturleben vorhanden, und weil er die Mittel und

Ziele desselben hatte, unterwarf er allmählich, soweit seine Hände reichten, alle die umliegenden Staaten. So ist es, um Ihnen nur Beispiele vorzuführen, mit Assyrien und Babel seinerzeit, so ist es später mit dem Griechenland Alexanders und so ist es vor allen Dingen mit Rom gewesen. Es gab ein herrschendes Volk. Das war das Kulturland, da war geistige und physische Kraft vorhanden. Es mußten Eroberungskriege geführt werden, um die Nachbarn dieser Kultur zu unterwerfen. Der Krieg war in dieser Zeit nicht minder Kulturträger, als wenn heute unzivilisierte Völkerschaften von einem Kulturstaat unterworfen werden.

Nun hat sich in der Neuzeit die Art des Zusammenhanges der Staaten vollständig geändert. Nicht nur ein Staat hat Kultur, sondern die höhere Kultur ist in den großen und größeren Staaten Europas etwas Allgemeines. Folglich ist es nicht mehr möglich, daß ein Staat den andern Staat, seinen Nachbarstaat, einfach unterwirft, sondern die Staaten leben nebeneinander. Je nachdem, welche Kräfte sie haben, je nachdem haben sie in dem großen Gefüge, das dadurch entsteht, daß sie nebeneinander und für einander leben, ihre Stellung und ihre Bedeutung. Es sind bekanntlich die Großmächte, wie wir sie seit Ranke nennen, die in Europa das Gleichgewicht herstellen. Die Kleinstaaten sind irgendwie angegliedert durch Bündnisse oder sonstige Verhältnisse diesen Großmächten. Also das Gesetz des Gleichgewichts ist in Kraft, und jeder Staat hat soviel zu bedeuten in diesem Gleichgewicht, als er Kräfte hat. Um die Kräfte des Volkes handelt es sich also. Diese Kräfte sind entweder von der Natur gegeben, wie die natürliche Frische und Lebensfähigkeit, oder es sind erworbene Kräfte, die durch die allmähliche Steigerung der Kultur nach ihren verschiedenen Seiten hin gewonnen

sind. Auf diesem wie jenem beruht die Kraft eines Volkes. Seine Natur und seine Kultur sind seine Kraft.

Nun können sich aber die Verhältnisse verschieben. Es kann nämlich einmal ein Staat in früheren Zeiten eine politische Geltung erhalten haben, die seiner damaligen natürlichen Kraft und seiner damaligen Kulturkraft vollständig entsprach, die aber nicht mehr seiner späteren Kraft gemäß ist. Wenn etwa das betreffende Volk alt wird, wenn es immer mehr abnimmt an Zahl, die Geburten in ihm immer mehr zurückgehen, wenn der einstige Wagemut, die ursprüngliche Frische seiner Kulturarbeit fehlt, so hat es wohl eine von altersher überkommene Stellung inne, aber seine wirkliche Kraft langt nicht mehr zur Behauptung dieser Stellung. Es ist wie in der guten alten Zeit mit der Schule. Einer ist zu Beginn des Semesters auf den ersten oder zweiten Platz gekommen; aber er hat im Laufe des Semesters so wenig gut getan, daß er zum Schluß des Semesters sicherlich auf den letzten Platz rücken wird. Indes, so lange das Semester dauert, bis die neue Setzung kommt, bleibt er eben auf diesem höheren Platze sitzen.

Sehen Sie, in dieser Wandelbarkeit der menschlichen Kräfte und Leistungen ist der Krieg begründet. Es muß ein Mittel geben, um die Kräfte der Völker zu prüfen, um nachzusehen, ob diese Geltung, dieser Einfluß, den ein Volk ausübt in der ganzen Welt, nicht am Ende viel zu groß ist. Dagegen wird bei einem andern Volke das Bedenken kommen, ob seine Geltung nicht, bemessen an seiner Kraft, zu klein geblieben ist. Dies ist der Punkt, an dem klar wird, welchen tiefen Sinn der Krieg für die Geschichte der Menschen hat. Er ist die große Prüfung, die die Völker gegenseitig aneinander vornehmen, um ihre Kraft zu ermessen. Deshalb übt der Krieg dann aber auch eine Korrektur aus, an dem, was die Völker

im Rate der Völker zu bedeuten haben. Er läßt die einen im Hinblick auf ihre frische Natur- und Kulturkraft in die Höhe rücken und weist den andern im Hinblick auf den Rückgang ihrer Kraft den ihnen angemessenen niederen Platz zu.

Nun kommt aber bei uns etwas weiteres hinzu, was höchst merkwürdig ist. Es lebt nämlich der antike Staatsgedanke an zwei Stellen Europas wieder auf, jener Gedanke von der einen weltbeherrschenden Macht. Wir nennen diese Auffassung heutzutage den Imperialismus. Rußland hat diesen imperialistischen Gedanken und England hat ihn. Das heißt, beide Völker haben den Instinkt in sich, daß ihnen eigentlich die Weltherrschaft gebührt.

In Rußland kommt der Instinkt daher, daß seine geographische Lage in Europa eine unglückliche ist. Rußland muß, wenn es wirklich in Europa mittun will, erstlich einmal die skandinavischen Länder erobern, um so wirklich ans Meer zu kommen — wie wenig es jetzt ans Meer kommen kann, zeigt uns der gegenwärtige Krieg, wo seine Schiffe dort oben eingesperrt sitzen —, und es muß zweitens bestrebt sein, den Zugang zu gewinnen nach Konstantinopel. Indem diese beiden Tendenzen nie aufhören können in der russischen Geschichte, ist ihr der Trieb auf das Imperium eingeboren. Rußland wird immer, solange es in seiner gegenwärtigen Lage bleibt, nach Weltherrschaft ringen. Dazu kommt ein gewisser tatarischer Hang zur Verbreiterung, Vergrößerung, zur Zerstörung von anderer Kultur.

Bei England ist der Gedanke der, sich überall festzusetzen an den Gelenkstellen der Welt — denn, wer an den Gelenkstellen sitzt, der beherrscht natürlich alle Bewegungen in der Welt — und dadurch für das eigene kleine Land, das bekanntlich sich selbst nicht erhalten kann, das lediglich Industrieland geworden ist, nicht

nur die Subsistenzmittel zu beschaffen, sondern über die ganze Welt für dies eigene Land die Herrschaft zu erwerben. England über alles — das hat dort einen sehr realen Sinn gegenüber unserm rein ideal empfundenen „Deutschland über alles"! Ein ungeheures Selbstbewußtsein, das zum Teil auf der Empfindung, im sonderlichen Sinne Gottes Volk zu sein, beruht, gibt diesen Ansprüchen eine gewisse innere Begründung. Man will hier im Bewußtsein einer vermeintlichen höheren moralischen Kultur die Welt beherrschen und freilich eben dadurch auch irdische Güter und Reichtum erwerben. Es ließe sich viel über diesen eigentümlich gefärbten englischen Kulturtypus, wie er seit langer Zeit relativ abgeschlossen ist, sagen.

Das sind, wenn Sie wollen, zwei antike Erscheinungen, die sich immer schärfer und deutlicher ausgeprägt haben. Das ist das eigentlich Merkwürdige an der Gestalt des Königs Eduard VII., daß er, mit einem nie rastenden Instinkt für die Macht ausgerüstet, alle Mittel, die von der Ungeschicklichkeit fremder und der Dreistigkeit der englischen Diplomatie ihm dargeboten wurden, zusammenfaßte, um diese imperialistische Tendenz der Weltherrschaft zu verwirklichen.

Nun stehen wir Deutschen zwischen diesen beiden Mächten. Es ist ein Kampf für Kultur, wenn wir gegen diese Mächte kämpfen. Das kann nicht stark genug betont werden. Es gibt kein anderes Mittel, die Unkultur, die von dort droht, den Kulturmord, den diese beiden Länder mit ihrem antiken Imperialismus in die moderne Welt hineinwerfen wollen, abzuwenden, als eben den Krieg.

So ist die Lage. Sehen Sie Rußland an. Denken wir uns einen Augenblick, Rußland siegte, so zeigt die Geschichte aller der Länder, die Rußland sich im Laufe

der Zeit unterworfen hat — und es hat, im Innern faul und morsch, immer den unheimlichen Trieb gehabt, sich nach außen hin zu vergrößern —, die Geschichte von allen diesen Ländern zeigt, was der Erfolg ist. Kultur wird mit schweren Kosakenstiefeln zu Boden getreten, Freiheit und höhere innerliche Moral mit der Knute zerschlagen. Barbarismus droht jedem Lande, das Rußland an sich bringt. Wir kämpfen dort im Osten gegen die Barbarei und für die Kultur, und ein Mann wie Hindenburg steht auf der Wacht für die Kultur Europas und für die Kultur Deutschlands gegenüber russischer Barbarei.

Weniger deutlich, aber dennoch unverkennbar liegt die Sache auf der andern Seite, bei England. Wenn wir eben festgestellt haben, daß wirkliche Kultur nur die Kultur ist, die die menschlichen Dinge mit dem Höchsten in Beziehung setzt, die den Menschen auf die Höhe des geistigen Lebens erhebt und ihn zu einem Gliede der geistigen Welt macht, dann ist ein Land, das immer mehr in Merkantilismus, in Industrialismus, in technische Kultur versinkt, bei dem infolgedessen immer stärker die Veräußerlichung und Vereinseitigung des ganzen Lebens wird — dann ist solch ein Land — man mag seine Geschichte noch so hoch einschätzen — nicht der geeignete Hüter der Weltkultur. Seine Garantien sind zu gering. Sie sollen moralisch sein, aber wer glaubt es? Aber England will doch eben, wie seine Presse und selbst die Äußerungen seiner Diplomaten es zeigen, eine gewisse Leitung in der Kulturentwicklung der Welt ausüben. Was anderes bedeutet denn die Entrüstungskomödie bezüglich Belgiens oder die Sammlung vermeintlicher kulturwidriger Taten der Deutschen?

Doch wie vollständig unbegründet dieses Bestreben ist, zeigt doch nichts deutlicher, als daß dieses selbe

kultur- und moralstolze Volk im Bunde mit den Russen und Japanern stehen kann. Seine Absicht ist aber, wie jedermann weiß, nur die, unser friedlich aufstrebendes kulturschaffendes Leben, weil es dem englischen Handel und der englischen Weltstellung Konkurrenz bereitete, zu zerstören. Die Hände Englands sind ausgestreckt zu einem Kulturmorde, wie ihn die Welt niemals erlebt hat. Wer aber, der das versteht, könnte dann an die Echtheit der englischen Kultur glauben? Wer will angesichts dieser Stellung mit Ernst dem englischen Imperialismus eine kulturfördernde Wirkung zuschreiben? Wir wollen nicht die einseitige und niedergehende englische Kultur, im klaren Bewußtsein dessen, daß sie zwar Großes geleistet und in ihrer Geschlossenheit oft imponiert hat, daß wir aber ein Recht auf unsere Eigenart haben und wir Keime und Kräfte in unserem Leben wahrzunehmen glauben, die eine höhere und tiefere Kultur als die Englands enthalten und verheißen.

Es ist ja, meine verehrten Anwesenden, jetzt nicht so, als wenn wir bloß für Deutschland kämpften — das wäre schon Anlaß genug, sein Leben hinzugeben —, sondern es ist so, daß wir für das Herz der Weltgeschichte kämpfen. Dies Herz soll der Welt geraubt werden, der Kreislauf des Blutes der Geschichte stillgestellt werden. In dem großen Kampfe, der durch die Welt hingeht, treten wir nicht bloß für deutsche Art ein, sondern für die Freiheit des menschlichen Geistes, sich in echter Kultur zu entfalten. Wir beabsichtigen nicht, mit unserem Wesen die übrige Welt umzuwandeln, wir wollen nur Freiheit, unser Wesen nach seiner Eigenart zu entwickeln, andern die Früchte unserer Arbeit zu bringen und dann die Welt frei wählen zu lassen, was sie besser brauchen kann, den deutschen Geist oder den englischen Geist, die deutsche Kultur oder die englische Kultur. Diese Freiheit wollen

wir für uns, und wir wollen sie zugleich für alle übrigen, zumal die kleinen Nationen. So haben wir das volle Bewußtsein, für die Freiheit der Kultur und für ihre Echtheit zu kämpfen Rußland wie England gegenüber, zum Besten der gesamten Weltentwicklung.

5.

Wenn das aber so ist, dann versteht, meine ich, jedermann, daß zwischen Krieg und Kultur auch eine eminente positive Beziehung besteht. Gewiß, es sterben viele, Leben wird zerstört. Aber es wird auch tiefstes Leben des Geistes künftigen Generationen eröffnet. Wenn je aus Blut Lebenssaat hervorgeht, so wird aus dem Blute derer, die jetzt für das Vaterland sterben, Lebenssaat, Kulturleben emporsprießen. Wenn unsere deutsche Kultur sich frei entfalten, wenn sie ihren Ertrag und ihre Anregung über die ganze Welt ergießen kann — was ist das ein für positiver Erfolg! Wie würden dann bei uns die besten Kräfte in Bewegung gesetzt werden und schlummernde Kräfte erweckt werden! Was könnte die Welt davon haben! Weiter: wenn andere Mächte, die am Werke sind und unsere Kulturkraft lähmen und ihre Werke zerstören wollen, um dafür ihre niedrigere Kultur in Kurs zu bringen, gehindert werden an ihrem schädlichen Tun — was ist das für eine segensreiche Tat! Wenn eine Hand imstande wäre, Wolken, die alles in Nacht hüllen wollen, fortzuwischen — wer wollte diese Hand nicht segnen! Und das tut eben die Hand unseres Heeres, wenn es eintritt für das Vaterland, für die Kräfte, die in unserm Vaterlande wirken und vielleicht erst nur schlummern — Deutschland hat noch lange nicht seine gesamte geistige Kraft entfaltet —, für freies geistiges Wesen, für Eigenart und für echte Kultur.

Dies wäre das Allgemeine. Sie verstehen es alle; ich

brauche es nicht weiter auszuführen. Denken Sie aber auch im besonderen daran, wie der Krieg mit der Kultur zusammenhängt, wie nämlich nur diejenigen im Kriege etwas Großes zu leisten vermögen, die die geistigen Kräfte der Kultur in sich tragen und vermöge dieser Kräfte zu wirken verstehen. Der Krieg wird nicht nur dadurch entschieden, daß der eine Gegner physisch stärker ist, daß er die gesündesten Nerven hat. So wichtig diese Faktoren sind, bei der Entscheidung kommt noch in Betracht der sittliche Ernst, die Fähigkeit der Selbsthingabe an das Ganze, der große Idealismus, der das eigen Leben daran setzt, wenn die höchsten Dinge des Daseins auf dem Spiele stehen, weiter der religiöse Idealismus, der der Überzeugung ist, daß der allmächtige Gott schließlich in allem waltet und dem den Sieg gibt, auf dessen Seite er steht.

Alles das sind Kulturkräfte, die notwendig zum Kriege gehören, die ebenso bedeutungsvoll wie die äußere Macht für den Sieg sind.

Und weiter: was hat die Technik zu bedeuten in einem Kriege jetzt! Denken Sie an den engen Bund zwischen Heerführer und Ingenieur, der den Krieg von heute geradezu charakterisiert. Was hat die sichere Beherrschung des Raumes und die Ordnung der Massen, die sich in ihm bewegen doch für den Sieg zu bedeuten! Denken Sie daran, was für kolossale Leistungen es sind, wenn ganze Armeen, wenn alles das, was diese Armeen brauchen, in wenigen Tagen über einen halben Erdteil hin befördert werden. Man stelle sich's nur vor, was für eine enorme geistige Energie dazu gehört, dies alles zu beherrschen und zu dirigieren. Es sind Kulturproben höchsten Ranges, wenn da jeder Soldat zu rechter Zeit an seinem Platze ankommt und auch seine richtige Ausrüstung hat und sein Essen und Trinken vorfindet.

Also nicht nur so steht es, daß der Krieg für die Kultur eintritt, daß er letztlich dazu da ist, um die höhere Kultur zum Siege zu bringen, sondern auch so steht es, daß dort, wo die höhere Kultur, diese allseitig den ganzen Menschen durchdringende höhere Kultur vorhanden ist, der Sieg zu erwarten ist. Und so ist denn das Verhältnis zwischen Krieg und Kultur keineswegs bloß ein negatives. Das ist mehr Schein. Es ist vielmehr im eminenten Sinne des Wortes ein positives Verhältnis. Kulturkräfte sind es, die den Krieg entscheiden, und der Krieg wird geführt, im heutigen Leben wenigstens — einst bei den alten Kabinettskriegen ist das anders gewesen — ganz wesentlich um die geistige Existenz und um die Kraft der Kultur in den Völkern.

Somit dürfte klar sein, daß der Krieg mit Erfolg nur geführt wird von einer höheren Kulturstufe her, und daß wiederum der Krieg die höhere Kultur verteidigt und, indem er die Vertreter einer niederen Kultur zu Boden wirft, jener die freie Bahn eröffnet. So dient der Krieg der Kultur und auch dem Kulturfortschritt. Derart wird auch dieser Krieg von uns geführt, und dies sind die Motive, aus denen er hervorgeht, und die Hoffnungen, die wir an ihn knüpfen.

Aber auch wir, meine verehrten Anwesenden, die wir nicht hinausgezogen sind und nicht hinausziehen können in den Krieg, haben trotzdem die heilige Verpflichtung, uns alle an diesem Kriege innerlich zu beteiligen, nicht nur durch Gaben von verschiedenerlei Art, nicht nur dadurch, daß wir geduldig das tragen, was durch den Krieg uns an Unbequemlichkeiten auferlegt wird — es ist ja zurzeit noch nicht viel —, sondern vor allen Dingen auch dadurch, daß wir mit ganzem Herzen daran arbeiten, daß die Kultur, für die draußen die Unseren stehen und streiten, bluten und fallen, daß diese höchste

geistige Kultur, die die Ideale des deutschen Wesens darstellt, auch hier daheim von uns nach Kräften gefördert wird.

Sagen wir also nicht: Wir können jetzt doch nichts tun, wir müssen die Dinge jetzt einmal so gehen lassen, wie sie gehen wollen. Vielmehr sollen wir unser eigenes Leben unter dem Gesichtspunkt ansehen: Wie kann ich dies Leben würdig der Angehörigen gestalten, die draußen im Kampfe stehen; wie kann ich es so gestalten, daß, wenn einst der Sieg erfochten ist, die Schalen hier zu Hause alle bereit stehen, in die die Früchte des Sieges hineingefüllt werden können. Das ist unsere Aufgabe, und damit fange jeder an seinem Platze an.

Bilden Sie sich doch nicht ein, daß damit soviel geschehen ist, daß Sie da äußerlich so und so mithelfen — das ist doch wahrhaftig nur selbstverständlich —, sondern darum handelt es sich, daß wir an unserm Platze, jeder soviel er kann und soweit er Einfluß hat, mit allem was in seiner Gewalt steht, mithilft, damit das daheim innerlich erworben wird, für das die Unsern dort draußen stehen und fallen. Da aber greift nun der Ernst, meine ich, jedem, der Herz und Gewissen auf dem rechten Fleck hat — und die sind ja bei den Menschen in diesen Tagen vielfach wieder zurechtgerückt worden —, da greift dieser Ernst einem jedem ans Innerste seiner Seele. Wir denken an das Haus, wir denken an unser eigenes Leben.

Der alte Individualismus, der unser Unglück war, da jeder an sich selbst dachte, jeder sich vor den Spiegel stellte und selbst bewunderte, jeder die Welt ausschließlich von seinen Interessen her gestalten wollte, der muß ein Ende nehmen. Wir müssen uns fühlen als Glieder des großen Ganzen, als Organe einer enormen geistigen Kulturbewegung, als Diener unseres Staates, unseres Volkes und der Gesellschaft.

Aber auch mit einer Erziehung, die es möglich machte, daß die Jugend hin- und herging, irrlichtelierend, ihre eigenen Wege, ohne Ordnung, ohne Zucht, ohne Strenge und Strammheit im Hause, muß ein Ende gemacht werden. Wir stehen ja, der Ausgang des Krieges sei, wie immer er wolle, zunächst vor einem eisernen und nicht einem goldenen Zeitalter. An das junge Geschlecht werden ungeheure Aufgaben gestellt werden. Die Jungen werden es einmal sein müssen, die die Werte, die jetzt im blutigen Kampfe draußen erworben werden, in heiligem Ernst im Leben durchzusetzen haben. Ja, solche Menschen wachsen aber nicht heran, wenn sie nicht mit fester Hand gehalten werden, wenn sie nicht getränkt werden mit heiligem Ernst und nicht von vornherein gebeugt werden unter die heilige Pflicht, zu arbeiten und zu dienen. Es muß ein Ende nehmen mit dem Tändeln und Experimentieren an der Jugend. Es sollen die Jungen Gehorsam lernen und Ehrfurcht vor dem Erbe ihres Volkes und ihrer Väter. Und sie sollen sich gewöhnen, ihre Kräfte anzuspannen, ohne gleich nach der „Erholung" zu schielen.

Darum sehen wir zu, daß wir die Kinder derer, die etwa im Felde stehen, die Kinder, die geboren werden in dieser Zeit, auf die rechte Bahn stellen, daß wir mit Ernst auf sie einwirken, angesichts der gewaltigen Kulturaufgabe, die vor ihnen liegt.

Und endlich: dies Hin- und Herreden über die tiefsten Dinge des Lebens, wo jeder meint, wenn er irgendein paar banale, alberne Bemerkungen über religiöse Dinge macht, dann sei der Beweis seiner Reife und Größe erbracht, muß ein Ende nehmen. Draußen auf dem Schlachtfelde erleben die Menschen, daß Gott der Herr der Geschichte ist und ein lebendiger Gott, eine Realität, vor der die Menschen zittern, und an

deren Macht Leben oder Sterben liegt. Da wollen wir einmal aufhören, mit leeren Witzen und geistloser Kritik von diesem Herrn zu sprechen, sondern wir wollen uns vielmehr beugen vor seiner Gewalt und seiner Kraft. Er ist der Herr und er ist bereit, große Taten an unserm Volke zu tun. So beten wir ihn an in tiefer Ehrfurcht und rühmen seinen Namen, daß er Großes an uns getan.

Und endlich, wenn immer noch unser Volk zerrissen ist — war es einst die Vielstaaterei, so sind es heute die Parteien —, so ist vor allen Dingen dies das Unglück, daß es zwei Völker bei uns gibt, die Höher- und die Niederstehenden. Sie verstehen einander nicht, sie trauen einander gegenseitig das Schlimmste zu. Man denke hier nur an die Vorwürfe, die die Zeitungen der verschiedenen Parteien wider einander erheben, an die Verdächtigungen, die herüber — hinüber gehen, oder man erinnere sich des Tones, in dem nur zu oft die Angehörigen der verschiedenen Klassen und Stände voneinander sprechen. Wir haben seit lange eine Dienstbotenfrage, sie ist nicht gelöst. Gewiß sind die Dienstmädchen nicht ideale Wesen. Aber ist es wirklich die Regel, daß ihre Herrschaft ihnen mit der erzieherischen Rücksicht und der sittlichen Zartheit, die wir sonst jungen Mädchen gegenüber haben, entgegentritt? Man mache sich an dem Ton, in dem so oft die Frau von dem „Dienstmädchen" redet oder die Leute untereinander die Herrschaften verläumden, klar, wie furchtbar tief diese Kluft ist, die unser Volk in zwei Völker teilt. Wenn nun diese beiden Völker heute geeinigt sind, sie seien Sozialdemokraten oder sie gehören welcher bürgerlichen Partei immer sie wollen an, geeinigt sind im Kampfe ums Höchste, Schulter an Schulter und Hand in Hand kämpfen,

wo es gilt den heiligen Boden des Vaterlandes zu verteidigen, dann wollen wir doch auch bereit sein, ein wenig unsere Anschauungen und unsere politischen Meinungen und Urteile zu revidieren. Es ist uns beinahe ungewohnt geworden, uns um das Verständnis der andern zu bemühen. Wir reden viel von sozialen und nationalen Pflichten, und es fehlt bekanntlich auch nicht an sozialen Taten und Gesetzen, aber das soziale und nationale Empfinden steht vielfach noch erschrecklich niedrig. Da wollen wir danach streben, mit dem Gegner und den Genossen einer andern Klasse ihre Bedürfnisse so weit mit zu empfinden, daß wir ein gerechtes Urteil über das, was sie denken und wollen, gewinnen. Es kann ja gar nicht anders sein, als daß der Krieg uns eine derartige Revision unserer Stellung und unserer Urteile nahe legt. Möchten wir durch ihn angeleitet werden, manches vom Alten zu vergessen und vieles Neue zu lernen.

So könnte man das ganze Leben durchgehen — überall stehen Schalen, sie sehen im Licht des neuanbrechenden Tages bisweilen verbraucht, alt und häßlich aus, sie sind beschmutzt. Seht sie genauer an — sie sind doch vielleicht aus Edelmetall. Und wenn die Früchte draußen im blutigen Feld gepflückt werden, so wollen wir wenigstens die Schalen putzen, damit für die Früchte, wenn sie von unseren Helden draußen gepflückt und gebracht werden, die Schalen vorhanden sind, in denen sie geborgen werden können. Auch dieses alles würde ein Kulturerfolg des Krieges sein.

Doch die Stunde ist vorübergegangen. Es gilt, Abschied zu nehmen voneinander, aber es gilt vor allem, die Gedanken, die uns hier in dieser Stunde bewegt haben, nicht loszulassen, sondern sie in unser Leben hineinzunehmen, sie zu prüfen mit dem heiligen Ernst, von dem

ein großer Geist wie Goethe gesagt hat, daß er erst des Menschen Leben zum Leben mache.

Ein großer Kampf ist angegangen. Das Werk, das einst vor 44 Jahren unsere Väter schufen, hat seine Feuerprobe zu bestehen. Das ist schließlich der Sinn unseres Kampfes, ob das Deutsche Reich bleiben und weiter blühen soll, oder ob die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt ist. Aus den vielen kleinen Rinnsalen und Bächlein des alten Deutschen Reiches ist damals ein großer Strom entstanden. Wir stehen jetzt vor dem Augenblick, wo dieser Strom in das Weltmeer sich ergießen will. Das ist die weltgeschichtliche Stunde, die wir durchleben. Der Strom ist zu einer Macht geworden, die in die ganze Welt eingreifen soll. Das ist der Ernst der Stunde. Auf unser Geschlecht, das die Aufgabe hat, dem Strom den Weg zum Weltmeer zu bahnen, schauen lange Generationen der Menschen, gewaltige Helden, die hingegangen sind über die deutsche Erde, von Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa bis herunter zum alten Kaiser und seinen Paladinen. Sie schauen auf unser Geschlecht, ob es würdig ist des Erbes, das sie ihm hinterließen und der Riesenaufgabe, die aus diesem Erbe hervorgewachsen ist. Und auf uns werden hinschauen die kommenden Geschlechter, die wir in weitem Zuge mit dem Auge der Phantasie vor uns aufsteigen sehen. Auch sie schauen auf unser Geschlecht, ob es würdig war, die große Aufgabe in die Hand zu nehmen, die ihm geworden ist.

Kein Mensch kann sagen, wie wir siegen oder wie weit unser Sieg tragen wird. Das liegt in Gottes Hand. Aber eins liegt in unserer Hand. Es ist dies, daß wir in diesen großen Tagen als Brüder und Schwestern einander ansehen und einander helfen sollen am inwendigen Menschen. Wollen wir darnach streben, so gut, tapfer,

opfermütig und edel zu werden, als immer wir es vermögen, um der Aufgabe der weltgeschichtlichen Stunde zu entsprechen.

Und was kann uns dann fehlen? Unter uns die alte deutsche Erde, vor uns eine gewaltige Aufgabe, die eine neue Epoche deutscher Geschichte eröffnen soll, über uns der alte Gott. Das alles haben wir. Da soll das ganze Volk sich erheben in starkem Glauben und froher Hoffnung. Wie unser Heer es draußen im Felde tut, so wollen wir alle, alt und jung, uns erheben und schlicht und tapfer, jeder an seinem Orte, an der großen Aufgabe mitarbeiten, die uns gestellt ist. Es geht um die Existenz des Reiches. Es geht um die höchsten Kräfte und Ideale unseres Volkes. Es geht um die Kultur und ihren Fortschritt. Da erheben wir alle die Herzen und Hände, und geloben einander, daß wir nicht unwürdig sein wollen der Zeit und ihrer Aufgabe. Ist Gott für uns — wer mag wider uns sein?

Dr. Rudolf Leonhard, Breslau:

Amerika während des Weltkrieges

Rede am 29. Januar 1915

Teure Freunde des geliebten Vaterlandes!

Was die Not unserer Zeit im Herzen auslöst, haben bessere Reden längst verkündet. Ich komme nur deshalb hierher, weil ich vaterländische Gefahren sehe, die andere nicht begreifen können, weil sie nicht, wie ich, Dinge kennen gelernt haben, die andern verschlossen blieben.

Vor sieben Jahren wurde mir vergönnt, Ungewöhnliches zu beobachten, was sich jetzt durch den Weltkrieg als wertvoll herausstellt. Die Gelegenheit bot ein Amt, das man mit wenig Geschmack, aber großer Deutlichkeit eine Austauschprofessur nennt. Die Professoren, die man nach den Vereinigten Staaten sandte, fühlten sich dort als Friedensboten, denn sie warben um die Gunst eines befreundeten Volkes. Heute können wir uns getrost Kriegsvorboten nennen; denn nachträglich haben wir es erfahren, daß der drohende Weltkrieg unsere Aufgabe geschaffen hatte. Durch freundschaftliche Beziehungen wollte man ihm vorbeugen.

Wir ließen uns bei der Übernahme unserer Aufgabe lediglich von wissenschaftlichen Zielen leiten, nicht von politischen. Für den Inhalt meiner Vorträge hat man mir auch nicht den geringsten Auftrag gegeben, und ich tat und sagte drüben, was mir gut schien. Mit deutscher Aufrichtigkeit habe ich dies auch immer wieder ausgesprochen. Man hat es mir aber, wie es scheint, niemals

geglaubt, zumal ich den stolzen Titel eines Kaiser-Wilhelm-Professors führte. So wurde ich denn sehr viel besser behandelt, als mir zukam, und konnte Studien machen, die keinem andern Fremden zugänglich waren.

Für die Annäherung Deutschlands an Amerika haben wir freilich fast nichts erreicht, wie sich jetzt zeigt. Doch haben wir so viel mehr gesehen und gehört, als der Durchschnittsreisende, daß wir uns wohl für berufen halten können, über das so vielen rätselhafte Verhalten Amerikas während des Krieges ein Urteil abzugeben. In mehreren amerikanischen Familien habe ich gewohnt, in zahllosen Vereinen Vorträge gehalten bis zum Stillen Ozean, zu acht Universitäten und vielen Zeitungen Beziehungen gehabt, Gerichtsverhandlungen beigewohnt und als Vertreter der Rechtslehre besonderes Gewicht darauf gelegt, neben den Großen und Mächtigen auch Arme und Unzufriedene kennen zu lernen, über deren Schicksal die Zeitungen schweigen. Die unfreundliche Stellung Amerikas zu meinem Vaterlande überrascht mich jetzt nicht völlig. Da ich nun leider nicht mehr, wie 1870, zur Flinte greifen konnte, so habe ich wenigstens zur Feder gegriffen, um in einem umfangreichen Briefwechsel mit einflußreichen Amerikanern Erfahrungen zu sammeln, die meine Einsicht in die amerikanische Presse ergänzen.

Es bedarf keiner Ausführung darüber, daß die Duldung des Waffenverkaufs, vielleicht sogar von Gelddarlehen, an unsere Feinde den Krieg verlängert und einen gerechten Protest von deutscher Seite hervorgerufen hat. Neuerdings reden die Zeitungen sogar von einer bevorstehenden Beschwerde des Präsidenten über unsern Luftkrieg in England. Noch schlimmer aber ist eine gewaltige Presse, die zielbewußte Lügen und Ungerechtigkeiten unserer Gegner durch Zustimmung bestärkt, über die Welt

verbreitet, Neutrale in Feinde verwandelt und die Widerstandslust unserer Gegner verlängert. In Frankreich warfen die Feinde ein Pariser Lügenblatt in den deutschen Laufgraben zugleich mit amerikanischen Zeitungen und dem Bemerken: „Wenn ihr uns nicht glaubt, so lest die Amerikaner."

Das schlimmste ist, daß diese feindliche Stimmung im Anschwellen begriffen ist, wie Georg v. Skal im „Tag" (15. Januar 1915) feststellt. Günstiger urteilt Jastrow in der Zeitschrift „Das größere Deutschland" (S. 101 ff.), doch steht Skal in New York auf dem besseren Beobachtungsposten.

Dies veranlaßt mich zu der Frage nach den Ursachen solcher feindlichen Stimmung. Sie liegen tiefer, als wir glauben. Nicht alle teilen sie. Wir haben drüben bessere Freunde als irgendwo anders. Nicht bloß unter den Deutsch-Amerikanern, sondern auch unter Männern von schönstem altamerikanischen Namen. Ich denke in erster Linie an John W. Burgeß, dann Emerson, Sloane, Thomas Hall, Fullerton und andere. Eine besondere Zeitschrift kämpft in englischer Sprache für Deutschlands Sache, eine neue ist angekündigt. Meinem Kollegen Kühnemann jauchzen auf seiner Rundreise auch bei englischen Vorträgen Tausende zu, wenn er Deutschlands Ehre verteidigt. Über Dernburgs Erfolge bei der Sammlung der Deutsch-Amerikaner zu einer geschlossenen Partei klagt Englands Presse. Dem Botschafter Graf Bernsdorff ist es gelungen, einen wohlorganisierten Zeitungskreis, der über fünf Millionen Leser zählt, für deutsche Beiträge zu gewinnen.

Andere hervorragende Amerikaner fühlen sich zwar zu englischen Sympathien verpflichtet, erheben aber trotzdem einen Widerspruch gegen den Verdacht, Deutschlands Feinde zu sein. So äußert sich in einem Privat-

briefe insbesondere der Präsident der Columbia University N. M. Butler, dem ich eine genugtuende Erklärung schulde, weil ich seine Auslassungen zunächst als deutsch-feindliche auffassen zu müssen glaubte. Der Wohltäter der Menschheit, Andrew Carnegie, nimmt eine für uns in mancher Hinsicht wohlwollende Stellung ein, und dies konnte man auch früher von Theodor Roosevelt sagen.

Wenn man dagegen die Stimmen nicht wägt, sondern zählt, so sieht es sehr böse aus.

Zunächst nahm man an, als die Engländer das atlantische Kabel zerschnitten und ihren Lügenfeldzug eröffnet hatten, daß die ganze Sachlage sich sofort ändern werde, wenn es gelänge, unsere wahren Berichte hinüberzubringen. Darum bildeten sich Vereine zu diesem Zweck. Eine Menge gedruckten und geschriebenen Papiers ist über den Ozean geschwommen; einen Teil haben die Engländer ins Wasser geworfen; der Rest ist glücklich angekommen. Einiges hat gut gewirkt, wie auch Jastrow bezeugt. Der Gesamterfolg war aber durchaus unerfreulich. Die Wahrheit wurde einfach nicht geglaubt, weil man, wie die Staatszeitung von New York im November sehr schön sagte, „dazu nicht prädisponiert war". Selbst für Deutschland bemerkte Goethe, daß es kultivierten deutschen Orten nicht schwer sei, das Wahre, wenn es ungelegen ist, mit Worten zu ersticken. Amerikas Orte haben sich aber in dieser Hinsicht mindestens ebenso kultiviert erwiesen wie die deutschen zu Goethes Zeit.

Warum ist nun aber die Wahrheit, die unser Volk in seinem Recht und seiner Not, seinem Kampf und seinem Sieg darstellt, den Amerikanern so ungelegen?

Auf das englische Blut möchte ich nicht so großes Gewicht legen wie andere. Für mich ist Blut niemals dicker gewesen als Wasser. Gegen das englische Blut kann der deutsche Niedersachse gewiß nichts einwenden,

und doch liebt er sein U 9. Das Blut ist etwas Tierisches, die menschlichen Gefühle und Gedanken sind aber übertierisch. Sie sind nicht physiologisch bedingt, sondern durch Erlebnisse gegeben. Unsere amerikanischen Gegner sind auch keinesfalls alle von englischem Geblüt und die besten unserer Freunde sind es.

Weit mehr als das Blut wirken die Einwanderungsverhältnisse. Insofern sie den Kindern Irlands zu großem Einflusse verhalfen, waren sie uns günstig. Das Gegenteil gilt aber von den eingewanderten Engländern, deren Überzahl Wells kurz vor dem Kriege festgestellt hat. Durch ihre Sprachgemeinschaft mit den Altamerikanern haben sie alle andern Einwanderer an Einfluß überflügelt. In ihrem Hause spricht man nicht mehr von der Schmach, die England dem Tochterlande zufügte, als es das Kapitol zerstörte und die Bibliothek von Washington mutwillig verbrannte. Dadurch kommen die Sonderinteressen der Union gegenüber England zu handgreiflichem Schaden. Das englisch-amerikanische Sprachvolk hält das übrige amerikanische Staatsvolk völlig in Schach. Englands Sprache siegte über Amerikas Interesse.

Für den Ungebildeten ist die Sprache von geringerer Bedeutung. Wer aber in seinem Geistesleben auf Gedrucktes und Geschriebenes angewiesen ist, geht in dem Geiste seiner Sprache mehr oder weniger auf. Auch die Staatsform spricht hier mit. In der Zeit der unumschränkten Herrscher war es den Regierenden gleichgültig, was die Masse der viel zu vielen las und redete. Je weniger die Untertanen sich untereinander verstanden, desto geringer war die Gefahr eines Aufstandes. Anders wurde es durch die volkstümliche Ausgestaltung der vorgeschritteneren Staatsgemeinde. Hier kann jeder zum Staatsorgan werden als Soldat, als

Geschworener, in der Selbstverwaltung, als Wähler und als Abgeordneter. Man erwartet von jedem, daß er Gesetze und Zeitungsberichte lesen könne. Ein solcher Staat bedarf der allgemeinen, einheitlichen Staatssprache für das ganze Volk. Sonst wankt der Bau in seinen Fugen. Darum wird die Kenntnis der einheitlichen Sprache in Amerika unbedingt verlangt. Roosevelt hat für sie einen seltsamen Namen erfunden. Der Amerikaner muß „United States" sprechen. Eine solche Sprache gibt es aber nicht. Sie ist in Wahrheit nur ein Dialekt des Englischen, also der Sprache eines fremden Staats. Dasselbe Volk, von dem sich der große Bund losgerissen hat, gibt ihm seine Staatssprache und bestimmt seine Literatur. Ähnlich auch Jastrow.

Nun ist aber die politische Macht der Sprache unausgesetzt mit dem Durchschnitte der Bildung gestiegen. Die gebildete Sprache „dichtet und denkt" für den einzelnen. Je mehr er zu denken genötigt wird, desto mehr bedarf er der geistigen Nahrung und desto fester umschlingt sie ihn mit ihren Polypenarmen. Washington und Franklin haben die Vereinigten Staaten vom Mutterland losgerissen. Die langsam steigende Volksbildung führt sie stetig und sicher wieder in das frühere Abhängigkeitsverhältnis zurück. Für den höher Gebildeten ist die Sprache mehr als ein Werkzeug des täglichen Lebens, wie sie es etwa für den Oberkellner ist, der viele Sprachen reden muß, aber in keiner ein Buch zu schreiben oder ein wissenschaftliches Werk zu lesen genötigt ist. Für alle höheren Lebensstellungen gibt es eine Sprachkenntnis nur bei dem, der die Literatur beherrscht. Jede große Literaturgemeinde wird dann zur Sympathiegemeinde; ihre Mitglieder kennen dieselben Dichter und lesen dieselben Zeitungen; so bilden

sie einen eigenartigen Kreis mit besonderen Gedanken und Empfindungen.

Aus alledem folgt, daß das Sprachvolk sich mit dem Staatsvolk in Amerika nicht deckt, wie auch im Deutschen Reiche, zu dem die Deutsch-Russen, Deutsch-Österreicher, Deutsch-Schweizer und Deutsch-Amerikaner nicht gehören. Dabei liegt aber doch ein gewaltiger Unterschied vor. Im Deutschen Reich ist zugleich der Hauptsitz der Sprachgemeinde und der Reichsgemeinschaft, da drüben aber liegt der Hauptsitz der Volkssprache im Auslande. Von ihm hängen die Teile ab wie das Glied des Menschen vom Gehirn. So hängt Amerikas Geistesleben mit tausend Fäden an England.

An der Sprache hängt die Presse. Seitdem England gegen uns Kriegsgedanken hegt, ist sie in Amerika sein viel benutztes Werkzeug. Bei dem bekannten Franzosen Huret las ich damals, daß ihm vor etwa zehn Jahren ein einflußreicher Amerikaner sagte: „Wir werden nächstens einen Krieg mit Deutschland haben, und dieser wird der populärste Krieg Amerikas sein." Ein kleines Mißverständnis bei einer Flottenbegegnung, das später durch die Liebenswürdigkeit des Prinzen Heinrich wieder ausgeglichen wurde, hatte man damals zur Aufhetzung Amerikas benutzt. Auch Kiautschou wurde verwertet. Eine Nation, die kühn genug war, um sich an eine so gefährdete Stelle zu setzen, werde sich, so sagte man, auch nicht scheuen, gelegentlich auf Amerikas Küste einen Platz an der Sonne zu suchen. Dazu kam ein wohlgeleiteter Verleumdungsfeldzug gegen unsern Herrscher. Schändliche Behauptungen, deren Unrichtigkeit jeder kennen mußte, der die Ehre hatte, von ihm empfangen zu werden, wurden durch eine weit verbreitete englische Presse im Gebiet der Vereinigten Staaten ausgestreut. Die Saat ging auf. Da fand sich ein edler

Vorkämpfer der Wahrheit, Hermann Ridder, der Herausgeber der New Yorker Staatszeitung. Bei einem Festmahl rühmte er sich in meiner Gegenwart, die Unrichtigkeit der erlogenen Tatsachen festgestellt und deren Gegenteil seinem Volke mitgeteilt zu haben. Damals war wirklich der Wahrheit zur Ehre geholfen worden, aber der Sieg war nur ein vorläufiger. Unter der Decke der besseren Überzeugung wucherte das arge Geschwür der boshaften Verleumdung weiter. Als nun der Weltkrieg ausbrach und neue Lügen die Verantwortung dieses furchtbaren Ereignisses auf unsern Herrscher wälzten, da brach das unterdrückte Gift wieder in tausend Eiterbeulen hervor.

Ganz besonders ist aber auf dem Gebiete des Rechts Amerika völlig englisch. Englands gemeines Recht ist Amerikas Common Law, beides ist von Europas kontinentalem Recht in seinen Grundbegriffen völlig verschieden. Als juristische Grenzmauer ist der Kanal breiter als der Ozean. Englands Rechtsgeschichte ist Amerikas Rechtsgeschichte. Sie scheiden sich vom Denken des europäischen Kontinents.

Als Hauptautorität für Amerikas Verfassung galt, als ich drüben war, Englands Botschafter Lord Bryce. Der hervorragende Mann trat mir in liebenswürdigster Weise näher, obwohl er, vielleicht sogar weil er in mir einen Gegner im Bewerbe um die Gunst der Amerikaner sah. Er wurde in großen Juristenversammlungen zu Portland-Maine und New York empfangen wie ein Fürst, dem sein Volk zujubelt. In Portland sang man bei dem Festmahle zu Ehren der englischen Gäste als gedrucktes Festlied „God save the King“. Bryce sprach in Portland von den Vorzügen der englisch-amerikanischen Rechtsordnung vor der kontinental-europäischen mit rauschendem Beifall. Das war gewissermaßen ein

Todesurteil für mein Bestreben, die deutsche Art des Rechts den Amerikanern näher zu bringen. Da wurde es mir zum überraschenden Glücksfall, daß man mir am selben Tage Gehör und Zustimmung schenkte, als ich in Bryces Gegenwart vor den vereinigten Rechtslehrern Amerikas den Ausspruch tat, daß ich in den Vereinigten Staaten eher ein zweites Europa sähe als ein zweites England. Dies Wort fand hierbei namentlich bei den Juristen des Westens Beifall. Aber ich sehe doch jetzt ein, daß ich mich damals geirrt habe. Das neue Europa da drüben ist in Wahrheit zurzeit nur ein zweites England mit starken anderweitigen europäischen Zusätzen. Die englische Kultur bildet den Grundstamm. Nur auf ihrem Boden kann man Amerikas Recht durch Weiterentwicklung dem unsrigen annähern. Ich schrieb damals nach Deutschland: „Wir werden Amerikas Liebe niemals erwerben, wenn wir nicht gleichzeitig für England Liebe und Verständnis zeigen." Dies wirkte befremdlich, und auch Sie hören es sicherlich nicht gern. Es war aber leider das Ergebnis unbefangener Beobachtung.

Deshalb hatte ich bis zu dem Beginne des Krieges den Rest meines Lebens der geistigen Annäherung Deutschlands an das gastfreie Amerika in Formen gewidmet, die uns zugleich England näherbringen sollten. Diese Aufgabe ist nunmehr für mich weggefallen. Meine Vorlesung über englisch-amerikanisches Privatrecht habe ich für immer aufgegeben. Die Vollendung eines Lehrbuchs für amerikanische Studenten in englischer Sprache, zu der mich ein Kollege der Harvard-Universität aufgefordert hatte, habe ich aufgekündigt. Ich weiß ganz genau, daß damit meine Rolle als Bewerber um Amerikas Liebe ausgespielt ist.

Es gibt aber noch andere Quellen der amerikanischen Stimmung gegen Deutschland. Sehr wichtig ist in

dieser Hinsicht ein Übermaß äußerer Sittenstrenge, die uns zuweilen übertrieben zu sein scheint. Man denke nur an die Abstinenzbewegung. Sittenstrenge ist keine Scheinheiligkeit. Die Sittenapostel Amerikas sind meistens wirklich heilig, nur allzu heilig. Sie hassen das Unrecht, wie es sich gehört. Aber noch mehr als das Unrecht hassen sie dessen Öffentlichkeit. Darin erblicken sie eine unverzeihliche Todsünde. Besonderen Schmerz bereitete ihnen daher das ehrliche Wort unseres Reichskanzlers: „Wir haben in Belgien ein Unrecht getan." Bei der Beurteilung dieses Wortes übersieht man gewöhnlich, daß der Kanzler damals noch hoffen durfte, durch ein bescheidenes Auftreten Belgien und England vom Kampfe fernzuhalten, da er über Englands Absichten falsch unterrichtet war. Hätte der Reichskanzler gesagt: „Wir haben ein Notrecht ausgeübt", dann wäre das für den amerikanischen Sittenrichter vielleicht etwas anderes gewesen. Vielleicht sogar dann, wenn der Reichskanzler zwar ein Unrecht begangen, es aber wenigstens abgeleugnet hätte. Denn das Unrecht darf nach dem strengen Sittenkodex auch im Notfalle nicht anders begangen werden als man Whisky trinkt, nämlich unter allen Umständen nur heimlich. Es liegt mir fern, diese eigenartige Strenge zu verspotten. Sie ist da drüben vielleicht ebenso nötig, wie sie bei uns überflüssig ist. Wo man Einwanderer zweifelhafter Art, Neger und Indianer langsam zivilisiert, da sind strengere Lebensformen nötiger als bei uns. Dies hat ein Seitenstück in dem Alkoholverbot für die russische Armee, das sich gut bewährt hat.

Der wahre Stimmführer des Korps der Tugendwächter ist der berühmte frühere Präsident der Harvard-Universität Eliot. Man nannte damals den einflußreichen Mann den größten Amerikaner. Ich habe bei persönlicher Bekanntschaft doch das Gefühl gehabt,

daß in der frostigen Höhe seiner mächtigen Stellung das frische, natürliche Empfinden von des Gedankens Bläße angekränkelt war. Mich hat daher seine Strafpredigt über Deutschlands Verhalten in Belgien nicht überrascht. Wenn nun dieses Thema da drüben unermüdlich fortgedroschen wird, mit Nichtbeachtung der Urkunden, die in Belgien entdeckt wurden, so glaube ich übrigens nicht, daß dahinter etwas steckt, was unserer deutschen Sentimentalität ähnlich ist. Diese Schwäche teilt der Amerikaner nicht mit uns. Ich weiß, wie man in Amerika unter Umständen aufrührerische Neger oder Arbeiter behandelt. Ich glaube an die Stärke der amerikanischen Nerven, die ich geradezu bewundere. Im klassischen Lande der Lynchjustiz, der Hotelbrände und der Eisenbahnunglücksfälle darf man keine Gefühlsschwäche erwarten. Mich hat es sympathisch berührt, als man einen schweren Eisenbahnunfall, den ich drüben erlitt, meistens lediglich vom humoristischen Standpunkte besprach. Wenn man sich nunmehr so überaus mitleidig gegen das Schicksal des von seinem König in das Elend gebrachte Volk zeigt, so geschieht dies vielfach nur deshalb, weil man den geliebten englischen Sprachgenossen dabei behilflich sein will, sich von der Schuld an dem Kriegsbeginn unter allen Umständen rein zu waschen. Dadurch rettet man auch für sich die moralische Möglichkeit, für England einzutreten, ja sogar es zu unterstützen, und sei es auch nur, um unter allen Umständen möglichst schnell zum Frieden zu kommen. Man glaubt dies deshalb eher durch den Sieg unserer Feinde zu erreichen, als durch den unserigen, weil die Besetzung unseres Landes durch Truppen des Gegners leichter möglich sei, als eine solche der ungeheuren Gebiete unserer Feinde. So erklärt es sich, daß die steten Berichte über deutsche Greueltaten immer noch eine große Rolle spielen. Die Frau des

belgischen Ministers Vandervelde erstattet neuerdings auf einer Rundreise hierüber Berichte. Von dem Verhalten der feindlichen Bevölkerung, das es nötig machte, gegen sie einzuschreiten, ist dabei niemals die Rede.

In das Gebiet der Sittenstrenge gehört auch der englisch-amerikanische Entrüstungsfeldzug gegen meinen hochverehrten Lehrer Heinrich v. Treitschke, gegen Friedrich Nietzsche und den bei uns so wenig gelesenen Bernhardi. Diese Männer sollen einen ganz neuen Kultus der rücksichtslosen Macht begründet und dadurch Deutschland entsittlicht haben. Wäre dies wirklich der Fall, so würde Englands Politik jedenfalls ein Recht darauf haben, als ihr Lehrmeister zu gelten. Auch der Amerikaner kennt die Bedeutung der Macht im politischen Leben, und man darf es nicht allzu ernst nehmen, wenn er dies schamhaft bestreitet. Sehr verfehlt würde es sein, auf so etwas zu antworten.

Eine viel größere Gefahr als aus moralischen Betrachtungen erwächst uns aber aus politischen Gedanken, die mächtiger und gefährlicher sind, als England und Rußland zusammen. Ich nenne sie: die unklaren deutschfeindlichen Freiheitsapostel. Zu ihnen schwört eine Gruppe von Deutsch-Amerikanern, die den Sieg ihres Vaterlandes eher befürchten als wünschen, weil sie undeutsche Freiheitsgedanken verfechten. Sie sind merkwürdigerweise Leute, die mit Recht hoch angesehen sind und die wissen, was sie wollen.

Um diese erstaunliche Erscheinung zu verstehen, muß man schon ein gewisses Alter haben. Der Amerikaner Rudolf Tombo unterschied die Antebellum-Deutschen von den Postbellum-Deutschen, d. h. die Deutschen vor und nach 1870. Nur die ersteren stehen unter dem Einflusse starker Nachwirkungen der Demagogenverfolgungen des Jahres 1848 und der Konfliktszeit. Da-

mals wurden Männer aus Deutschland verscheucht, zu denen später Amerika mit Hochachtung aufblickte. Ich nenne nur Hecker, Kinkel und vor allem den unvergeßlichen Karl Schurz. Letzterer hat sich zwar mit Bismarck ausgesöhnt. Aber trotzdem leben in seinem Kreise Erinnerungen aus den gehässigen Kämpfen fort, deren Sünden, wie es scheint, an uns bis in das vierte Geschlecht gesühnt werden sollen. So erklären sich namentlich die Anschauungen der „Evening Post" und ihres Redakteurs Oswald Garrison Villard, eines angesehenen Mannes deutschen Ursprungs, der Schurz nahestand. Er behauptet, daß es noch zurzeit ein doppeltes Deutschland gäbe. Auf der einen Seite stehen die Fürsten, die Offiziere und die Adligen, auf der andern das gesamte übrige Volk. In der ersten Klasse soll ein schlimmer Despotismus und Militarismus herrschen, die andere aber geknechtet sein. Das erinnert in der Tat an deutsche Redensarten der Revolutionszeit, die auch damals übertrieben waren. Heutzutage sind aber die beiden Hälften Deutschlands längst zu einer Einheit verwachsen. Der Stammbaum Bismarcks, der die getrennten Stücke des Volkes zusammenschmiedete, ragt auf der einen Seite in den Adel hinein, auf der andern in bürgerliche Gelehrtenkreise. Ein Blick auf unser Heer beweist, wie wertvoll unser Adel ist, der uns einen Hindenburg gab, und daß das ganze Volk, ihm an Heldenmut ebenbürtig, mit ihm Schulter an Schulter kämpft. Der alte Zwiespalt ist verschwunden. Nie standen die Fürstengeschlechter fester als jetzt. In unsern Laufgräben sind die Tage wiedergekommen, in denen der Herrscher sein Haupt in den Schoß des Letzten seiner Volksgenossen ruhig legen konnte. Dabei soll es bleiben.

Das glaubt man aber da drüben nicht. Bis zum Kriege schrieb nämlich ein Teil unserer Presse noch

ganz in dem Tone, der aus der Zeit längst vergangener Kämpfe stammte, und ihre Gegner erwiderten oftmals mit gleicher Schärfe. Die Schlagworte des Despotismus, des Militarismus, der Vorherrschaft Potsdams, der Unterdrückung der Bayern durch die Ostelbier, alle diese Wendungen, die uns jetzt im Munde der Feinde so widerwärtig sind, sind leider made in Germany. Aus deutschen Federn stammen die Waffen der Feinde, durch den sie den Krieg verlängern. Ich will hiermit keinen Vorwurf erheben. Was bei uns gegen unser Heer zum Schaden des Vaterlandes geschrieben wurde, geschah fast durchweg im besten Glauben; denn es beruhte auf einem Irrtum. Man kannte unsere Gegner nicht, man glaubte an ihre Herzensgüte. Man unterschätzte daher die Vorsichtsmaßregeln gegen ihre Tücke. Das war ein Unrecht, aber immerhin ein edles Unrecht. Jetzt aber ist für alle früheren Gegner unserer Rüstungen das Heer ihr Stolz und ihre Freude. Sie brauchen dies nicht erst zu versichern. Die Tatsachen beweisen es, und zu dem, der nicht hören und sehen will, braucht man auch nicht zu reden.

Ich glaube übrigens, daß in dem Groll der Amerikaner gegen Fürsten und Junker ein wenig unbewußter Neid steckt. Wäre ihre Abneigung gar so echt, so würde nicht ihre Neigung viele dazu treiben, ihre Töchter den hart geschmähten Aristokraten als Gattinnen anzuvertrauen, Einladungen zu Hofe nicht ungern zu sehen und Fürstensöhne, die hinüberkommen, mit Huldigungen förmlich zu überhäufen. Auch den Kriegsruhm, den der Sieg bringt, würde der Amerikaner durchaus nicht für sein Volk verschmähen, ungeachtet aller Predigten gegen den Militarismus. Die Mitteilung unserer Triumphe erweckt daher keineswegs überall freudige Gefühle in denen, die diesen Ruhm nicht teilen, und hat des-

halb bei vielen durchaus nicht zu unserm Vorteile gewirkt.

Eine demokratische Richtung verspricht neuerdings sogar dem deutschen Volke eine Befreiung als Folge unserer Niederlagen. Der Kosak soll uns von dem Junker befreien, den man zwar nicht kennt, aber doch mißbilligt, etwa wie man den Teufel durch Beelzebub austrieb. Zeitungen, die für Freiheitsgedanken kämpfen, feiern die Siege des Zaren in Riesenlettern. Obwohl man an den Pogroms keinen Gefallen findet, so jauchzt man doch den Soldaten zu, die sie veranstalten. In blinder Gehässigkeit vergißt man, daß die siegreiche russische Knute wahrscheinlich bis Paris und London vordringen und schließlich auch den unsterblichen Akademiker und den Lord nicht verschonen würde. Deutschland würde dann freilich diesem Erfolge seiner Gegner kühl bis an das Herz gegenüberstehen. Freilich ist die russische Knute zurzeit von England nur als Mittel zur Vernichtung Deutschlands begehrt. Wie es aber den Geist, den es herbeirief, später loswerden soll, ist zunächst schwer zu begreifen. Wir können uns aber darauf verlassen, daß unsere zielstrebigen Gegner auch darüber nachgedacht haben. Als neulich in Petersburg eine Revolution ausbrechen wollte, wurde sie von den sozialistischen Freunden der Urheber aus dem Westen her sofort unterdrückt. Nach dem Schlachtplane der internationalen Umstürzler war sie verfrüht. Erst als letzter Akt des großen Dramas soll diese Revolution erfolgen. Erst sollen die volkstümlichen Fürsten Deutschlands durch Rußland vernichtet werden; dann kommt der Zar an die Reihe. Nur so erklären sich die unvorsichtigen Bemerkungen, daß man vom Ausgange dieses Krieges eine Beseitigung aller Könige erhofft. Ist dies richtig, so würden Rußlands Niederlagen den Zar vom sicheren

Verderben gerettet haben. Er sah es nicht voraus, als man ihn in die Kriegsfalle lockte, und ob seine Ratgeber es voraussahen, das weiß ich nicht. Der Weg über Berlin sollte ihn nicht nach Konstantinopel führen, sondern in die russische Revolution. Dafür starben die Garibaldianer, nicht für Frankreichs schöne Augen.

Daß freilich alle amerikanischen Freiheitsprediger so tief in die Sachlage hineinsehen, darf man wohl nicht annehmen. Ein Zeitungsausschnitt aus der Sun vom 23. Dezember 1914 berichtet aus einer Versammlung der New England Society, daß Dr. Eliot den Krieg für einen Kampf zwischen den Mächten der Freiheit und den Mächten des Despotismus und der Disziplin erklärt, die sich auf Knechtung fremder Völker richte. England vertrete von jeher das Freiheitsideal. Eine Randbemerkung zu dem Ausschnitt bezeichnet diesen Redner als den früheren Präsidenten der Harvard-Universität, Dr. Charles W. Eliot. Ich halte es aber für wahrscheinlich, daß eine Verwechslung vorliegt und es nicht der Hauptbegründer des Professorenaustausches sein kann, der in solcher Weise auf Deutschlands Huldigung für Amerikas Wissenschaft antwortet, Freiheit und Disziplin als Gegensätze bezeichnet, eine schroffe Behauptung aufstellt, die sich mit den Tatsachen der Geschichte nicht vereinigen läßt, und Rußlands Sieg als Überwindung des Despotismus feiert. Für wahrscheinlich halte ich das nicht, aber leider nicht für unmöglich; denn Dr. Charles W. Eliot beweist in seinem Briefwechsel mit einem bekannten deutschfreundlichen Geschäftsmanne, daß er als echter Theoretiker in den Kriegen weniger einen Kampf lebendiger widerstrebender Volksbedürfnisse sieht, als einen Streit allgemeiner Gedanken. Darin liegt allerdings viel Idealismus, aber wenig Menschenkenntnis.

Die Predigten gegen den Militarismus zugunsten der Kosaken sind nicht bloß auf den Schlußakt des Krieges berechnet. Sie wissen, was sie mit dem Schlachtrufe „Kosakentum gegen Junkertum“ oder „Petrograd gegen Potsdam“ schon jetzt bezwecken. Die berechtigte Scheu vor der russischen Knute hat den Sozialdemokraten in Erinnerung gebracht, daß sie Deutsche sind. Ihre von England so sehnlich erhoffte Revolution am Beginne des Krieges ist ausgeblieben. Jetzt will man wenigstens nachträglich die Einheit des Heeres sprengen. Ein Artikel in der „New York Times“ hofft noch immer auf eine Revolution wegen deutscher Kriegsmüdigkeit. Darum macht man den Kosaken den deutschen früheren Feinden der Regierung schmackhafter. Man frisiert ihn als Befreier. Aber auf diesen Köder beißt der deutsche Sozialdemokrat nicht an. Dafür haben die Kosaken selbst in Ostpreußen gründlich gesorgt.

Man vergegenwärtige sich nur die Sachlage. Der Feind will unser Volk durch Hunger töten, durch unzivilisierte Horden unerhörte Greuel verüben lassen, unsere Fabriken niederbrennen, unsere Schiffe versenken. Dies alles soll nun angeblich zum Besten Deutschlands geschehen, zu seiner Befreiung. In solcher Behauptung ist durch die Bitterkeit des Kampfes der letzte Rest menschlichen Schamgefühls verloren gegangen, sofern sie wider besseres Wissen geschieht. Dies ist aber, wie ich glaube, in Amerika nicht der Fall. Man kennt dort drüben das deutsche Recht fast gar nicht. Von oberflächlich beobachtenden Reisenden kann so etwas nicht erkannt werden. Man glaubt drüben alles Ernstes, daß bei uns eine despotische Einzelherrschaft besteht und ruhige Bürger sich von übermütigen Junkern hilflos mißhandeln lassen. Die meisten geht ja in der Tat unser Recht nichts an. Sie beschäftigen sich lieber mit ver-

gnüglicheren Dingen. Darum kann man ihnen leicht Märchen aufbinden. Aber auch bei solchen amerikanischen deutschfeindlichen Freiheitspredigern, die unser Recht kennen, vermisse ich vielfach die Einsicht, daß die Freiheitsformen nach Zeit und Land verschieden sind und auch in dieser Hinsicht jedes Volk nach seiner Fasson selig werden kann. Mir ist beispielsweise die Art, in der man bei uns die Freiheit schützt, sympathischer als die Freiheitsformen, die man vielleicht drüben vor uns voraus hat, ohne daß ich der Gleichberechtigung beider Arten zu nahe treten will. Zu solchen deutschen Freiheitsformen rechne ich den Arbeiterschutz gegen Krankheit, Unfall und Alter, der von schweren Sorgen befreit, und das festgeprägte Gesetz, das den Armen auch ohne kostspieligen Anwalt von dem Gefühle der Rechtsunsicherheit befreit. Dahin rechne ich auch die Freiheit von den Unzuträglichkeiten, die bei der Wahl eines neuen Staatsoberhauptes eintreten müssen.

Von der Politik führt der Weg zur Wirtschaft. Auch geschäftliche Beziehungen hat Dr. Stein in „Nord und Süd" zur Erklärung der amerikanischen Denkart herangezogen. Dies stimmt mit meinen Eindrücken von Amerika nicht überein. Die führenden Amerikaner sind nicht die Dollarmenschen und Mammonsdiener, als die man sie bei uns ansieht. Man zeige mir in Deutschland einen Andrew Carnegie, der so, wie er, sein Vermögen dem Gemeinwohl widmet. Er steht nicht allein da. Es ist ein völliger Irrtum, zu glauben, daß der politische Einfluß drüben mit der Größe des Vermögens wachse. Ein hoher Beamter in Washington beklagte mir gegenüber, daß man in Deutschland wohlgemeinte Huldigungen für die Vereinigten Staaten an ganz falsche Leute richte. Man wäge den Wert ihrer Bürger nach dem Geldsack. So lese ich denn zur Entschuldigung der

amerikanischen Waffenlieferungen, Onkel Sam sei eben ein guter Geschäftsmann. Dies wird von den besseren Amerikanern als schwere Beleidigung empfunden werden. Natürlich ist klar, daß die Verkäufer der Waffen auf ihren Gewinn hinstreben. Daß aber der Staat das erlaubt, kann nicht aus Gewinnsucht geschehen. Im Weißen Hause herrschen keine Mammonsknechte. Duldet die Regierung so etwas, so geschieht es aus Abneigung und itriger Mißbilligung unserer guten Sache. In gewissem Sinne ist dies freilich noch schlimmer, als wenn es nur des Geldes wegen geschähe.

Dazu kommt noch Amerikas Vorliebe für Paris, deutlich erkennbar aus unserem Todfeinde, dem New York Herald. In der strengen Atmosphäre der Heimat würden viele Amerikaner es nicht aushalten, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein Pariser Aufenthalt die unentbehrliche Erholung böte. Für die elegante Dame ist die Wallfahrt zum Pariser Modemagazin ein Leitmotiv ihres Gefühlslebens. Die leichte Grazie des Pariser Pinsels und Meißels beherrscht Amerikas Geschmack. Ich wohnte einem Vortrage mit Lichtbildern bei, der dies zugunsten Deutschlands bessern sollte, aber ich bemerkte, daß man Böcklins Schöpfungen nur als blaue Meerwunder anstarrte. Wie London das Heim des amerikanischen Denkens ist, so ist Paris das Heim des amerikanischen Geschmacks. Wer in solche Orte Bomben wirft, den lieben die Amerikaner nicht, gleichviel, ob er das Völkerrecht auf seiner Seite hat oder nicht.

Aus alledem folgt, daß wir unsere wenigen amerikanischen Freunde auf Händen tragen sollen, vor allem die vornehmen Altamerikaner, in denen Washingtons Geist sich forterbt. Daneben aber auch die Deutschamerikaner, deren „großes Heimweh“ uns Freunde schuf, so treu, so tapfer, so zuverlässig, so wohltätig,

wie nur selten ein Volk in der Not sie im Auslande gefunden hat. Ich freue mich jetzt von Herzen, daß ich mich damals ohne jeden Auftrag, lediglich dem inneren Triebe folgend, ganz in den Dienst der deutsch-amerikanischen Sache gestellt habe. Mir hat es immer einen Stich in das Herz gegeben, wenn man in Deutschland diesen Sprach- und Sympathiegenossen fremdartige Dollarprinzen vorgezogen hat.

Vor allem aber müssen wir alles unterlassen, was die üble Lage verschlimmert. Ich warne namentlich vor schweren Mißgriffen, vor denen wir uns in Zukunft hüten können und sollen. Bei jeder Krankheit sind falsche Heilmittel verderblich, ebenso schlimme Diätfehler.

Zunächst muß man alles vermeiden, was wie eine Bitte um amerikanische Hilfe aussieht. General v. Kleist betete in der Schlacht von Kesselsdorf: „Lieber Gott, hilf nur den Gegnern nicht, ich verzichte dann auf Deine Hilfe". Dies gilt gegenüber Amerika. Doch verbietet unsere Würde, auch nur dies zu sagen, weil man uns selbst diese bescheidene Bitte nicht erfüllt hat. Wir dürfen es aber denken.

Ein zweiter Mißgriff war es, unser Vaterland gegen die Vorwürfe der amerikanischen Presse zu verteidigen. Damit macht man einen Gegner ohne Not zum Richter. Da Zeugen in solchem Verfahren nicht möglich sind, so muß man den Prozeß verlieren. Deswegen ist es klüger, ihn gar nicht anzufangen.

Noch unglückseliger wirkte die Verteidigung der deutschen Wissenschaft gegen die Schmähungen, mit denen Englands Gelehrte den Krieg beginnen zu müssen glaubten. Daß ihre verletzenden Urteile nicht der Wahrheit entsprachen, wußten die Beleidiger selbst. Es handelte sich lediglich um einen Akt der Bosheit. Solche Schmähungen hängt man niedriger, oder man beachtet sie nicht

oder man zahlt mit gleicher Münze, am besten durch den völligen Abbruch jeder Beziehung zu dem Beleidiger. Das letztere haben viele getan, zu denen auch ich gehöre. Andere aber waren damit nicht zufrieden. Sie hielten es für angebracht, über die Verdienste unseres Vaterlandes um die Menschheit ausführliche Berichte aufzustellen. Darauf veröffentlichte der New York Herald ein Bild, das uns deutsche Professoren als Karikaturen im Stile der fliegenden Blätter als Sänger unseres Selbstlobes verhöhnte. Das war nicht schön, mußte aber erwartet werden.

Auch die Bewerbungen um die Sympathie der Amerikaner sind verfehlt. Liebe ist ein Ding, das freiwillig verschenkt wird, aber nicht erbettelt werden darf. Das menschliche Herz ist mit seinen Neigungen ungerecht von Jugend auf.

Soviel über falsche Heilmittel der amerikanischen Gefahr. Nun muß ich noch vor einem Diätfehler warnen, den Deutschlands Volksseele neuerdings begeht mit schwerer Schädigung unserer amerikanischen Beziehungen. Ich meine die allzu schroffen Formen, in die wir unsern berechtigten Haß gegen England einkleiden. Dieser Haß wurzelt in der Liebe für unsere unschuldig leidenden Volksgenossen. Dies heiligt ihn. Das Evangelium sagt nicht: „Wer dein Kind auf die rechte Wange schlägt, dem reiche auch die linke des Kindes hin.“ Es spricht nur von der eigenen Wange. Es redet aber auch von dem höllischen Feuer, das dem frechen Beleidiger gebührt. Wir brauchen uns unseres Hasses nicht zu schämen. Den schlechten Mann muß man verachten, der bei den Leiden seiner Angehörigen kalt bleibt. Wir können den Haß nicht aus der Seele reißen. Wir dürfen es nicht. Wir sollen es nicht. Solche Unnatur sei ferne von uns. Wir können aber durch die Macht des Verstandes

ihm Gegengewichte in die Seele legen, die uns verhindern, durch unser nur allzu menschliches Gefühl dem Vaterlande zu schaden. Das Vaterland verlangt auch dieses schwere Opfer. Nichts liegt mir ferner, als etwa schwächliche Rücksichten zu empfehlen. Uns ist nicht bloß ein Krieg erklärt worden, sondern ein Vernichtungskampf. Hundertundzwanzig Millionen Menschen wissen, daß sie dem Hungertode verfallen sind, wenn nicht Englands Kriegsmacht zerschlagen wird. Bernhard Shaw verspottet die Engländer, welche vorschlagen, alle deutschen Frauen zu töten, um die Rasse auszurotten. Wir haben für den Humor solcher Dinge kein Verständnis. Zwei Völker ringen auf Tod und Leben, keiner will ein Amboß sein, denn beide sind von des Hammergottes Geschlecht; die Kriegshämmer fallen auf harte Schädel. Den Walküren gleich sausen Luftschiffe über die Walstatt. So muß es sein, wenn Riesenvölker miteinander kämpfen.

Aber inmitten des gellenden Kriegsgeschreis wollen wir in einem Punkte dem Feinde nicht gleichen. Wir halten die Gerechtigkeit hoch, um unseres Gewissens willen. Bei der berechtigten Erbitterung der Deutschen gegen England führt die Vieldeutigkeit dieses Wortes leicht zu Gefühlsverirrungen. Das Wort hat viele Bedeutungen. Bald bezeichnet es das unschuldige Landgebiet, bald das Volk, das wir nicht ausrotten können und nicht ausrotten wollen. Fernerhin bezeichnet man damit die Regierung, deren Männer vielleicht nur Organe anderer sind, die hinter ihnen stehen. Daneben weist das Wort auf Englands Kriegsmacht hin. Ihre Vernichtung wird allerdings von mehr als 120 Millionen erstrebt. Der eigentliche Haß gilt aber dem Gesamteindrucke der gegenwärtigen englischen Politik, vor allem den verleumderischen Kriegshetzern, nicht allen einzelnen. Auch diese müssen fallen, wenn sie dem Angriff im Wege

stehen. Wir wissen aber, daß sie, von der Masse fortgerissen, es nicht einmal zugeben dürfen, wenn sie unfreiwillig mitgehen.

Leider kann man von ihnen die Kriegshetzer nicht unterscheiden. Es steht mit diesen Hetzern sehr schlimm, aber vielleicht doch nicht ganz so schlimm, als wir glauben und sie selbst behaupten. Das wichtigste Motiv ihrer Vernichtungswünsche ist nicht die Erwerbssucht, wie wir meistens annehmen, sondern die Furcht. Es ist ein Unterschied, ob mich jemand grundlos überfällt, um mich zu berauben, oder ob er es tut, um sich zu verteidigen, weil er mich für einen Räuber hält. Die Engländer werden freilich aus politischer Klugheit eine Furcht niemals eingestehen. Trotzdem war und ist sie vorhanden. Warum hielten sie uns aber für eroberungssüchtige Räuber? Weil sie selbst es sind, und daher bei ihren Vettern eine gleiche Gesinnung voraussetzen. Würden die Engländer über ein solches Heer verfügen, wie wir, und dann noch dazu eine Flotte bauen, so würden sie auch nicht eine Stunde zögern, um über einen mächtigen Wettbewerber herzufallen.

Diese Erwägungen geben uns ein inneres Übergewicht, durch das sich in unsern gerechten Zorn ein milderndes Lächeln einmischt. Lächeln müssen wir, wenn die Unbarmherzigen über Unmenschlichkeit klagen.

Lächeln müssen wir aber auch über ihre Unfähigkeit, unsere Uneigennützigkeit zu begreifen. Sie können nicht einmal unser „Deutschland über alles" richtig übersetzen. Bei einem hochgebildeten Engländer, Ellis Barker, las ich mit Staunen, daß in diesen Worten der Wunsch einer deutschen Herrschaft über alle Länder liegen soll, das heißt das brüderlich zusammenhaltende Deutschland soll „über alles herrschen", nicht aber, wie Hoffmann von Fallersleben meinte, uns über alles teuer sein. Der

Übersetzungsfehler erklärt sich leicht, wenn man an das englische „Rule Britania" denkt. Wenn wir siegen werden, das heißt einen Frieden mit Sicherheit für die Zukunft erstreiten, dann werden die Engländer behaupten, daß wir unterlegen sind; denn die Oberherrschaft über alle andern Staaten werden wir allerdings nicht erreichen. Daß wir dies nicht wollten, werden uns die Engländer hartnäckig bestreiten.

Man glaubt gar nicht, wie der Vorwurf napoleonischer Tendenzen, die unser braver Hoffmann von Fallersleben uns empfohlen haben soll, dazu ausgebeutet wird, um neutrale Heere gegen uns in Marsch zu bringen. Auch der Amerikaner, der kein Deutsch kennt, wird sich darin täuschen lassen. Wir sahen ja, daß auch Dr. Eliot uns Knechtungstendenzen gegenüber fremden Völkern vorwirft. Unmöglich kann aber jemand ein Land lieben, von dem er glaubt, daß es auch sein Vaterland unterjochen wolle. Darum sieht er es gern, wenn so etwas verhindert wird. Onkel Sam ist übrigens nicht unbelehrbar, und man sollte es versuchen, ihn über diesen Punkt aufzuklären, am besten durch unsern Botschafter. Am Anfange des Krieges hatte die Presse Amerikas allerdings alle Deutsche als beutesüchtige Eroberer hingestellt. Doch hat man sich in diesem Punkte belehren lassen. (Jastrow a. a. O., S. 102 ff.)

Wir werden aber namentlich unsern Haß nicht gegen die englische Kultur richten dürfen, sondern Shakespeares Werke, Volksvertretung und Selbstverwaltung bleiben uns verehrungswürdig. Wir wünschen aber, daß Neu-England aus seiner Abhängigkeit von Alt-England befreit, zum Nachfolger als Mittelpunkt dieser Kultur, die wir verehren, das entartete England verdrängt.

Daß man dem Haß gegen den einzelnen Engländer Zügel anlegen muß, um nicht aus Versehen einen be-

freundeten Amerikaner zu treffen, hat unsere Regierung im Anfange des Krieges mit Recht hervorgehoben. Die Zahl dieser Freunde ist nicht allzu groß, aber deshalb müssen wir sie um so höher schätzen.

Indem die Rücksicht auf die Amerikaner uns dies nahe legt, erfüllt sich schon jetzt der Wunsch vieler Mitglieder der Vereinigten Staaten, unter den teutonischen Vettern versöhnlich zu wirken. Damit tun sie uns wirklich einen Gefallen. Denn jeder Massenhaß lähmt den Verstand dessen, in dem er zittert. Werfen wir mit den wirklichen Todfeinden die Masse der von der Notlage Mitgerissenen in einen Topf, so drängen wir sie in einen verzweiflungsvollen Todesmut. Wir zerstören uns dann die Hoffnung, daß diese Masse, des zwecklosen Tötens müde, andere Männer an die Spitze bringt, denen es nicht verwehrt ist, die Stimme der Vernunft zu hören. Die Urheber des Krieges können das nicht; denn sie spricht ihnen ein Todesurteil.

Unser Haß gegen England würde überhaupt nicht so groß sein, wenn ihm nicht eine unbegründete Anglomanie vorangegangen wäre. Wir hatten kein Recht auf eine menschliche Politik Englands. Wir wußten genau, daß es eine solche nicht gibt, und blieben dennoch seine Freunde. Wir durften nicht erwarten, daß wir die ersten Feinde Englands sein würden, denen man mit Menschlichkeit begegnen würde. Wir haben aber auch kein Recht auf Amerikas Liebe; denn es hat uns nichts Besonderes zu verdanken. Wir haben nicht einmal einen Anspruch auf Amerikas Gerechtigkeit; denn wir erkennen es nicht als unsern Richter an.

Ich sage dies nicht, um zur Vorsicht zu mahnen; denn nach Bismarck findet der Appell an die Furcht im deutschen Herzen keinen Widerhall. Ich sage es, um die Hoffnung festzuhalten, die nicht zu Schanden werden läßt. Sie gründet sich auf nüchterne Erwä-

gungen. Nichts von alledem, was uns heute von Amerika trennt, ist unüberwindlich. Englands Literatur hat auch bei uns Heimatsrechte, und den Massenhaß hat unser Scheffel als Teufelswerk bezeichnet. Die Abneigung gegen unsere Staatsform sitzt, wie ich hervorhob, nicht allzutief. Die verlogene Presse ist nicht unbesiegbar. Früher bestrich man in Amerika den unredlichen Zeitungsschreiber mit Teer, wälzte ihn durch Federn und führte ihn dann durch die Stadt. Diese Sitte ist verschwunden, aber der wohlgesinnte Amerikaner unterscheidet noch immer den berufsmäßigen Lügner vom redlichen Manne. Wirtschaftliche Rücksichten sprechen auch zu unsern Gunsten und für die amerikanische Vorliebe für Paris haben wir ein volles Verständnis.

Erst nachdem ich diese schwachen Hoffnungsklänge aufgezeichnet hatte, traf mich eine Kunde, die sie in meinem Herzen mächtig anschwellen ließ. Es ist die Nachricht von dem Amerikanischen Protest-Komitee, das die Duldung der Waffenschmiede für unsere Feinde verurteilt. Heil und Segen denen, die dies erklärt haben. Was sie für die Ehre ihres Vaterlandes taten, dafür mag man ihnen drüben danken. Wir danken ihnen für das grüne Hoffnungsreis, das sie uns in einer ernsten Stunde darreichten. Wer, wie ich, von einem Ozean bis zum andern, überall, nicht bloß bei Deutsch-Amerikanern, von einem Fahnenschmuck begrüßt wurde, in dem sich das glorreiche Sternenbanner mit der deutschen Reichsflagge kreuzte, der kann und will's nicht glauben, daß die beiden Fahnen sich dauernd trennen sollen. Heil und Dank ihnen, die diese Hoffnung bestärkt haben für jetzt und für alle Zukunft!

Bisher war nur von Gefühlsstimmungen die Rede. Nun werfen wir noch einen Blick auf Amerikas viel-

gerühmte nüchterne Beurteilung der Tatsachen. Hierbei macht es uns immerhin stutzig, daß ein Artikel der New York Times uns eine sichere Niederlage ankündigt ungeachtet unserer Erfolge. Man muß uns also doch für schwächer halten als wir sind. Ich gedenke der Rede, die der kraftvollste Amerikaner, Theodor Roosevelt, in der Berliner Universität gehalten hat. Er ist an der Entstehung des Weltkrieges nicht unbeteiligt; denn er schuf die amerikanische Flotte, die Englands Entsetzen war, ohne daß man unter Roosevelts Präsidentschaft in London wagte, so wie jetzt mit Amerika zu reden, und noch weniger so, wie mit uns zu verfahren. England hielt sich deshalb an uns aus geographischen Gründen. Vielleicht sah Roosevelt darin eine Folge unserer Nachgiebigkeit. Denn er warnte davor, bei uns durch übergroße Friedensliebe den kriegerischen Sinn absterben zu lassen. Er kannte das noch nicht, was uns heute den Sieg verbürgt. Es ist das nicht die Gerechtigkeit unserer Sache. Sie ist zwar viel wert, denn sie gibt unsern Kriegern den inneren Frieden, der sie singend in den Tod ziehen und in das Meer hinabsinken läßt. Wir wissen aber, daß nach den unerforschlichen Gesetzen des Weltverlaufs oft die gerechteste Sache zu Boden getreten wird. Ein anderer, zuverlässigerer Grund verheißt uns den Sieg. Das ist die Liebe jedes einzelnen zu dem geeinten Volk, das sich mit seinem Herrscher eins fühlt. Diese Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes, das einst dem Leonidas zu sterben befahl. Wenn wir unsere Einigkeit hervorkehren, so glaubt das der amerikanische Gegner nicht. Er wittert darin nur einen geschickten Schachzug, den uns eine große Notlage aufzwingt. Vielleicht sieht er noch einmal unser Volk in Waffen mit den Augen Sven Hedins. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls können wir ihn auch als Feind nützen. Denn

er lehrt uns, was wir sollen. Blutsbrüderschaft sollen wir halten, erworben und gewonnen durch das teure Blut der gefallenen Helden. Ihre Geister sollen uns in aller Zeit zurufen: Seid einig, einig, einig! „Dann schmäht wohl niemand mehr das Deutsche Reich.“ Dann erst wird das Ausland wissen, wer wir sind.

Dies lehrt uns der Blick auf Amerika.

Dr. Otto Hoetzsch, Berlin:

Der Deutschen Kampf im Osten

Rede am 5. Februar 1915

Meine hochverehrten Damen und Herren!*)

„Der Deutschen Kampf im Osten!“ Ich glaube, wenn Sie dieses Thema lesen oder hören — eine schier unübersehbare Fülle von Gedanken drängt sich sofort vor Ihre Augen: das Ringen in Polen, die Leiden unserer Provinz Ostpreußen, der Winterfeldzug in Galizien, Rußland als unser mächtiger Gegner, die Erinnerung an die Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen — und dann: alles wird überstrahlt von dem Namen des Feldherrn, dem die Verteidigung dieses Ostens anvertraut ist, und uns beglückt das Vertrauen zu dieser Führung und zu diesem Manne: der wird's machen.

Was wird er da machen? Wir können die Antwort auf diese banale Frage, auf die Frage nach dem inneren Zweck und Ziel und der Aufgabe dieses Kampfes im Osten uns nicht mit einem Worte geben, wie in unserm Ringen gegen den Westen. Gegen Frankreich, das den alten Revanchegedanken wieder erhoben hat — der muß niedergeworfen werden, bis er nicht wieder aufstehen kann. Gegen England, das den Anspruch erhebt, die

*) Die Rede ist völlig frei gehalten worden und wird hier nach einem vorzüglichen Stenogramm unv rändert gedruckt. Die Leser wollen sie daher auch als Rede und nicht als für den Druck geschriebenes Wort aufnehmen. Otto Hoetzsch.

Meere zu beherrschen — dieser Anspruch muß gebrochen werden. So mit einem Worte läßt sich Sinn und Ziel des Kampfes im Osten nicht bezeichnen, zumal wir da doch Schulter an Schulter fechten mit unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, von denen wir zunächst nicht gleich so sagen können, ob sie dieselben Ziele und Gedanken in diesem Kampfe haben wie wir.

Suchen wir, während draußen das Geschützfeuer und das zähe Ringen in der Winterkälte um Schützengräben und feindliche Positionen weitergeht, diese Frage hier zu beantworten. Stellen Sie sich, bitte, im Geiste die Karte von Europa östlich der Elbe vor, und beantworten Sie zunächst mit mir die Frage: was ist Osten?

„Ostelbisch", das ist Ihnen ein vertrautes Wort aus den Kämpfen der Parteien in unseren Tagen, dem Gegensatz zwischen Westen und Osten in unserm Vaterlande. Was östlich der Elbe liegt und begrenzt wird durch die Sudeten und Karpathen, das ist Osten, Ostdeutschland, Osteuropa bis — ja, wohin? — bis zum Ural, das Land an dem kleinen Stück Ostseeküste, um das eben deshalb, weil das Stück so klein ist, das Ringen in der Vergangenheit und in der Gegenwart wieder so stark und so gewaltig ist zwischen den Staaten, die den Kontinent, können wir sagen, Osteuropa bewohnen. Südosteuropa: österreichisch-ungarisches Gebiet, das, was südlich der Sudeten und Karpathen liegt, östlich des Böhmerwaldes, das Donauland und das Land der Theiß und schließlich — es ist doch eine Schlachtfront von Memel bis nach Konstantinopel — im weiteren Verfolge die Donaumündung, die Balkanhalbinsel, Schwarzes Meer, Durchfahrt durch die Meerengen. Das sind die geographischen Vorstellungen, die in uns wach werden sollen, wenn wir von den Kämpfen der Deutschen, der mit ihnen verbündeten Österreicher

und Ungarn und der mit beiden verbündeten Türkei in diesem weiten, weiten Osten sprechen.

Zuerst der Osten, unser preußisch-deutscher Osten! Noch einmal das Wort, das wir, wie gesagt, im Kampfe der Parteien hin und her warfen: „ostelbisch". Ja, meine Damen und Herren, ist es ein Wunder, wenn dieser große Gegensatz durch unser Leben geht, der als Unterschied des Landes westlich und östlich der Elbe empfunden wird? Das, was westlich der Elbe liegt, ist, soweit wir deutsche Geschichte kennen, immer deutsches Land gewesen, deutsches Mutterland. Was aber östlich der Elbe liegt, ist koloniales Land, Tochterland, gut ein Jahrtausend jünger als das Mutterland zwischen Elbe und Rhein. Dieses ostdeutsche Land ist uns gewonnen worden in einer Entwicklung, die wir im vollen Lichte vortrefflicher Quellenüberlieferung heute erkennen können.

Ich möchte gern im Rahmen dieser kurzen Stunde alle die Erinnerungen neu beleben, die an dieser größten Tat unseres Volkes im Mittelalter hängen, die Kriegstaten und die Staatskunst Heinrichs I., des Sachsenkaisers, und seines Sohnes, Ottos des Großen, Heinrichs des Löwen, der Askanier, und auch der ersten Hohenzollern. Dann die große Bewegung des Volkes, von der wir leider in unserm Geschichtsunterrichte so wenig hören und so wenig wissen, wie die jüngeren Söhne aus dem Dorf und der Stadt, aus dem Kloster und der Ritterburg des deutschen Westens über die Saale, über die Elbe, über die Oder, die Weichsel hinströmen und unter dem Schutze jener Fürsten dieses Land deutsch machen, es roden, aus Wald- und Sumpfanlagen die deutsche Stadt, die deutsche Burg bauen, die deutschen Kirchen und Dome, die Ihnen vor allem im Ordenslande heute noch so lebendig von dieser großen Zeit

sprechen. Und über die Grenzen unseres heutigen Reiches ist ja diese strömende Bewegung gegangen. In Nowgorod, südlich von Petersburg, stand das Kontor des deutschen Kaufmanns. Wenn sich jetzt unsere Soldaten wundern, daß sie am Laufe der russisch-polnischen Weichsel ein deutsches Dorf nach dem andern finden — vornehmlich aus jener Zeit stammt das. Und wenn in Galizien heute gerungen wird zwischen den Russen und den Verbündeten — auch deutsche Dörfer haben dort unter den Unbilden des Krieges zu leiden. Bis dahin ist die Welle deutschen Volkstums gedrungen, ja darüber hinaus: im Norden, in die baltischen Lande, in die Ostseeprovinzen bis nach Narwa und an die Grenzen Finlands, und im Südosten bis an die Karpathen, wo jetzt Deutsche und Österreicher Schulter an Schulter die eingedrungenen Russen zum Lande hinauswerfen, wo die Siebenbürger Sachsen, die 700 Jahre dort gesessen haben, jetzt wieder geschützt werden von den Söhnen des Mutterlandes, das sie vor so langer Zeit verlassen haben.

Eine glänzende Zeit des Mittelalters, die ihr Ende findet, wie Sie wissen, 1410 mit der ersten großen Schlacht bei Tannenberg, die die Geschichte kennt. Da wird dieses Strömen Deutschlands nach dem Osten zurückgedämmt, es folgt ein fast ununterbrochener Kampf da von Polen und Schweden und Russen, Jahrhundert um Jahrhundert. Es sind die müden und schweren Jahrhunderte, in denen erst der große Kurfürst wieder beginnt, die Oststellung des Deutschtums neu zu begründen, wie er Pommern fest zu knüpfen sucht an seinen brandenburgischen Staat, wie er das östliche Preußen löst von dem Königreich Polen. Darauf die Periode, in der wir heute noch leben, die Friedrich der Große einleitet mit der Eroberung Schlesiens und mit dem Gewinn Westpreußens. Polen bricht zusammen in dem großen Ringen

um den europäischen Osten zwischen Preußen und Rußland. Die Nachfolger Friedrichs des Großen erwerben dann zu Schlesien und Westpreußen das Gebiet hinzu, das beide verbindet. 1815 zieht der Wiener Kongreß die Grenze, die bis zum jetzigen Kriege Deutschland und Rußland getrennt hat.

Ich sage: im Zusammenstoß der Großmächte Osteuropas ist Polen zusammengebrochen, und wenn jetzt in diesen Kämpfen naturgemäß die polnische Frage in vielen Köpfen wieder auftaucht — für uns, für die Oststellung des Deutschtums in Europa ist und bleibt sie so gelöst. Da heißt es gegen alle Träume und Hoffnungen, die jetzt wieder wach werden wollen vom selbständigen Polen, was Bismarck im Jahre 1867 den polnischen Abgeordneten entgegengerufen hat: „Was du vom Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ Was ihr vom Augenblick ausgeschlagen habt in der Zeit, da es möglich und nötig war, einen starken Staat zu begründen, das bringt keine Ewigkeit zurück. Die Oststellung in Osteuropa, die Preußen-Deutschland gewonnen hat, auch auf Kosten des polnischen Gebiets, muß bleiben um unserer eignen Existenz willen, sie kann nicht preisgegeben werden zugunsten polnischer Träume.

Was ist durch sie gewonnen, was gewonnen in dieser Arbeit, die ich nur so mit wenigen Worten hier skizzierte? Bismarck hat es mit einem schlagenden Wort ausgedrückt: das östliche Glacis der Machtstellung unseres Volkes in Europa. Und um dieses, durch Staatskunst und Kriegstaten, durch friedliche Siedelungsarbeit und die Arbeit des Geistes gewonnene östliche Glacis in unserer deutschen Stellung in Europa wird heute, soweit Deutschland in Frage kommt, mit den Russen gefochten und gerungen. Es ist gut drei Fünftel des deutschen Reichsgebiets, dieser preußische Osten, und die Kaiserstadt

Berlin liegt selbst an seiner Grenze, ist schon auf kolonialem Boden selbst erwachsen.

Ja, meine Damen und Herren, in den Jahren vor dem Kriege, als der deutsche Westen Jahr um Jahr zunahm an industrieller Kraft und an händlerischer Bedeutung, da hat wohl mancher im Westen geringschätzig auf diesen deutschen Osten geblickt, der wie ein kostspieliges Anhängsel an dem Reiche zu hängen schien. Nicht einmal Hände hat er genug, um die Ernte des Sommers einzubringen: Hunderttausende von fremden Arbeitern muß er alljährlich hereinziehen. Heute wird uns klar, was dieser Osten für die Stellung unseres Volkes im Kriege bedeutet: die Kornkammer, die durch eine weise Schutzzollpolitik in die Lage versetzt war, dem Volke Nahrung zu schaffen, Getreide und Fleisch soviel, daß wir bei verständiger Sparsamkeit auch durch diesen großen Krieg hindurchkommen können, auch wenn uns die Zufuhren abgeschnitten sind über See. Und wenn manchmal der Westen auf diesen Osten herabblickte, weil er, der Westen, schneller und großartiger vorankam — mit wessen Hand, mit wessen Arbeitskraft ist die Entwicklung etwa des Kohlenreviers oder der Industriezentren unseres deutschen Vaterlandes möglich geworden? Doch durch die Söhne des Ostens, die durch eine jahrzehntelang dauernde Wanderung dem Osten weggezogen wurden in den Westen hinein, so daß diesen Osten die Blutleere zu befallen drohte, diese Blutleere, die wieder zu beseitigen, die wieder mit frischem Blute zu erfüllen eine der großen Aufgaben unseres Volkes nach diesem Kriege sein muß. Das ist der Sinn der Kämpfe zunächst im preußisch-deutschen Osten.

Nun ein Wort über die Stellung unseres Verbündeten, Österreich und Ungarn. Ganz andere Verhältnisse dieses Staates als bei uns. Wir ein ge-

schlossener Nationalstaat, dort ein Reich, scheinbar im Zufall zusammengekommen, zusammengeheiratet, wie man so oft gespottet hat.

Erst ein Hinweis: Wenn Sie durch die Straßen von Wien gehen, dann haben Sie immer ein etwas anderes Gefühl, als wenn Sie durch eine Berliner Straße gehen. Man macht sich's nicht immer ganz klar, worin der Unterschied besteht, aber er ist da. Es ist eine andere Luft, ein anderes Sein und Weben, in dem man steht. Um mit einem Worte es zu sagen: wir sind hier junges Kolonialland, das dort — Wien, Oberösterreich, Niederösterreich — altes, kostbar altes Mutterland. In einer Zeit, als unser Osten eben erst gewonnen wurde, blühte dort Kunst und Dichtung. An einem nur lassen Sie mich's klarmachen. Der größte Dichter deutscher Zunge im Mittelalter, Walther von der Vogelweide — wie sagte er einmal: Zu Österreich lernte ich singen und sagen. Vom preußischen Osten spricht er auch einmal, aber mit weniger Begeisterung: Ehe das und das Böse mir geschähe, ehe ward ich Mönch „ze Torberlu" eher würde ich Mönch zu Dobrilugk, das war damals für ihn und für Österreich gewissermaßen Sibirien. Köstliches deutsches Mutterland: Wien, Oberösterreich, Niederösterreich mit den Alpenländern. 1278 und 1526, das sind dann die beiden weiteren Jahreszahlen, an denen wir uns den Werdegang des Donaustaates merken. In jenem wurde Böhmen und Mähren, in diesem Ungarn gewonnen — dieses die drei Kernstücke des uns verbündeten Staates. Alles andere sind Außenwerke, wertvolle Außenwerke, aber eben nur Außenwerke: Galizien, die Bukowina, wie auch das von Italienern bewohnte Trentino.

Und nun noch einmal: der Staat ist zufällig zusammengekommen, steht in höhnendem Gegensatz gegen jede

nationale Idee, und er ist doch da, er hält zusammen, er hat Erschütterungen im 19. Jahrhundert von stärkster Krise überdauert.

Er ist in diesen Krieg hineingezogen — die Feinde dachten: die Völker Österreich-Ungarns selbst werden revoltieren gegen den Krieg. Wie war's? Wie Bismarck gesagt hat: „Wenn der Kaiser Franz Josef zu Pferde steigt, folgen ihm alle seine Völker." Ganz zufällig kann also dieser Staat doch nicht erwachsen sein, ist er auch nicht. So große Staaten kommen nicht durch Zufall zusammen. Sehen Sie wieder hin auf Wien. Halten Sie sich wieder die Karte vor, wie da die Flußläufe und die Straßen und die Ausläufer der Gebirge zusammen kommen auf diesen wundervollen Mittelpunkt eines großen gewaltigen Reiches.

Freilich, wenn die Arbeit in unserm Osten das Land deutsch machen konnte bis zur Reichsgrenze, abgesehen von den Millionen Polen — drüben der Staat unseres Verbündeten, er wurde ein deutscher Staat im ganzen nicht, sondern ihm erwuchs als seine Aufgabe, daß die Deutschen mit den Magyaren und Rumänen, mit den Tschechen und Slowenen, mit den Slowaken und Ruthenen und Polen zusammen einen Staat bilden, der eine besondere große Aufgabe in diesem Osten hat. Worin beruht sie? Sie ist mit einem Worte ausgedrückt. Donauabwärts nach dem Schwarzen Meer und der Balkanhalbinsel schaut das Antlitz des österreichisch-ungarischen Staates, und die Aufgabe hat er, in das Gewirr dieser Staaten hinein doch eben die deutsche Kultur, die deutsche Organisationskraft hineinzutragen, nicht genau in den Formen, mit denen das die Preußen getan haben nach dem Osten Europas, aber in anderer Weise, doch zu gleichen Zielen hin.

Daß aber diese Organisation, daß dieser Staat für die Stellung unseres Reiches in Osteuropa notwendig ist, das kann wieder mit einem Satze belegt werden, den Bismarck ausgesprochen hat. Er hat gesagt: „Denken Sie sich Österreich-Ungarn von der Karte weg, dann sind wir allein zwischen den beiden stärksten Militärmächten Europas eingekeilt, zwischen Frankreich und Rußland, und je nach dem Willen des einen oder andern abhängig von dem Willen dieses einen oder andern." Darin liegt Wert und Aufgabe und Notwendigkeit des österreichisch-ungarischen Staates für uns in diesem Kampfe der Deutschen im Osten. Wir flankieren einander, wir halten nebeneinander die Positionen, die die ganze große Schlachtfront von Memel bis nach Kimpolung der Weichsel entlang gehen und vor den Karpathen.

Ich streife nur mit einem Worte die letzte Fortsetzung und den Schluß dieses Kampfes. Denn eigentlich gehörte ein besonderer Vortrag dazu, Aufgabe und Bedeutung der Balkanstaaten und der Türkei in diesem Ostringen nun ebenso zu umreißen. Die Flankierung — um den Ausdruck noch einmal zu gebrauchen — wird fortgesetzt durch die Türkei bis nach Konstantinopel, ja darüber hinaus in die großen Zusammenhänge Vorderasiens bis hin nach Bagdad. Und darin liegt die Gemeinsamkeit mit dem türkischen Bundesgenossen für die beiden großen östlichen Mächte Europas, die in diesem Kampfe stehen, einem Kampfe, dem vorläufig ja die andern Balkanstaaten noch neutral, noch aufmerksam und mit innerer Unsicherheit zusehen. Ob sie es dauernd können werden, ob nicht auch sie in dieses große Ringen um den europäischen Osten von Memel bis nach Konstantinopel hineingezogen werden, das wird die Zukunft lehren.

Dies die Aufstellung, die Aufstellung der Mächte, Deutschlands und Österreich-Ungarns und der Türkei, in dem System der Staaten Osteuropas von heute. Nun der Gegner, der Gegner Rußland, der auf der ganzen Linie vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere uns und den Bundesgenossen von uns gegenübersteht. Zunächst, was ist sein Ziel und seine Idee und der Zweck seines Kampfes in dem Ringen gegen unsere Aufstellung, gegen uns? Ich meine gegen das Reich und die eben umrissene Stellung des Reiches im europäischen Osten.

Ja, da ist schwer, positiv auf die Frage zu antworten. Das Wort kommt uns heute abgenutzt vor und ist doch wahr, und war historisch-richtig und politisch-zutreffend, daß Reibungen zwischen Deutschland und Rußland nicht vorhanden waren. Sie wissen, daß eine lange festgehaltene Freundschaft oder wenigstens gute Beziehung diese beiden Staaten und vor allem die beiden Dynastien der Hohenzollern und der Romanows miteinander verbunden hat. Ja, gewiß, es gibt manchen Wirrkopf heute in Rußland, der mit dem Blaustift über die Karte fährt und sagt: Ostpreußen und die Weichselmündung muß zu Rußland kommen und das Deutsche Reich muß aufgelöst werden in seine Bestandteile Preußen und Sachsen, Hannover und Württemberg. So habe ich noch heute morgen einen solchen Artikel in einer russischen Zeitung gelesen — Narrheiten, die auch nicht einmal die Bedeutung einer überspannten politischen Idee haben. Da gilt doch und gilt auch, meine Damen und Herren, für das Denken und Sinnen ernsthafter politischer Köpfe in Rußland das Wort, das Friedrich Wilhelm I. gesprochen hat von seinem Staate, daß er sein solle und sei ein rocher de bronce, ein Fels von Erz. Daß das Deutsche Reich ein solcher Fels von Erz ist, das haben

auch die wildesten Panslawisten in Rußland immer sich gesagt, und im stillen gestehen sie es sich heute auch zu. Und wer es sich nicht zugestehen will, der hat sich den Schädel eingerannt an der offensiven Mauer, die die deutschen Armeen gegen Rennenkampf und gegen den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch aufgerichtet haben.

Anders das Ziel Rußlands gegenüber unsern Verbündeten. Sie lesen jetzt bis zum Überdruß oft das Schlagwort vom Panslawismus. Ich könnte Ihnen stundenlang sehr gelehrt reden über die Begründung dieses Panslawismus theoretisch und historisch und geschichtsphilosophisch. Aber das ist gar nicht notwendig. Ich mache ihn, wenn ich darüber spreche, immer sehr einfach klar. Ich nehme aus einem russischen Buche — einem russischen Buche — eine Karte, auf der die slawischen Bestandteile Osteuropas farbig gemalt sind, und die nicht slawischen, die deutschen, die magyarischen, die rumänischen weiß geblieben sind. Dann sieht man: der eine slawische Flügel geht bis nach Danzig, in die Kaschubei, bis ins Königreich Sachsen, mit den Sorben und Wenden, und mit den Tschechen ins Königreich Böhmen, und der andere Flügel geht unten am Balkan hin, Bulgaren, Serben, Serbokroaten, Montenegriner und die südslawische Bevölkerung Österreich-Ungarns — zwei Flügel, und der Panslawismus will, mit einem Worte, daß diese beiden Flügel zusammenklappen und eine Gesamtfarbe angestrichen werden könnte auf der Karte von der Leba bis zur Adria und bis nach Konstantinopel. Sie werden sagen: das ist eine sehr rohe Charakteristik dieser politischen Idee. Aber der Panslawismus ist auch eine rohe Idee. Es ist eine rohe Idee, die lediglich auf Grund einer Fiktion eine Gemeinsamkeit herstellen möchte, die keine ist. War es nicht ein Hohn auf diesen Panslawismus, daß

der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, als er in einem Aufruf die österreichischen Slawen zum Abfall aufforderte, das tun mußte in Aufrufen in neun verschiedenen Sprachen! So einheitlich ist dieser Panslawismus, daß er neun verschiedene Verständigungsmittel braucht, um seine Ansprüche deutlich zu machen, und man hat oft im Scherz gesagt — aber das Wort ist richtig —: es gibt eine gemeinsame Sprache aller Slawen, ganz gewiß, und auf den panslawistischen Kongressen in Wien, in Prag und in Moskau ist das auch ausprobiert worden: diese gemeinsame Sprache aller Slawen ist das Deutsche.

Trotzdem — rohe Ideen haben, wie Sie wissen, oft Völker aufrühren, Staaten erschüttern können, und weil dieser Panslawismus in sich keine eigne kulturelle Tragkraft hat, so geht er in rohem Zerstörungstrieb an gegen die Macht, die eben einen großen Teil der Slawen unter nicht-slawischem Zepter vereinigt, gegen Österreich-Ungarn. Einer der besten politischen Köpfe des heutigen Rußlands, der Führer der Oktobristen, Alexander Gutschkow, hat das Wort gesagt: Auf den Trümmern Österreich-Ungarns entsteht Großserbien. Da haben Sie in einer knappen Formulierung das, was der Panslawismus will. Da haben Sie in einem Programmsatze die ganze Wühlerei und Agitation an der südlichen Grenze Österreich-Ungarns, die schließlich auch diesem langmütigen Staate den Geduldsfaden reißen ließ bis zu dem Ausbruche vom Juli des letzten Jahres. Wenn so dieser Panslawismus den uns verbündeten Staat in seinem Kern bedroht, wenn er zunächst ein Großserbien aufrichten will auf den Trümmern Ungarns und Österreichs, wenn er die Tschechen und Polen an sich selbst heranziehen will, und wenn das richtig ist, was ich vorhin sagte, daß diese Flankierung eines deutschgeführten

Österreich-Ungarns uns notwendig ist, dann ist die Todfeindschaft gegeben zwischen dem Deutschen Reiche mit seiner Oststellung und Österreich-Ungarn zusammen gegen solche politische Idee, die jetzt Millionen von Soldaten mobil gemacht hat gegen die beiden verbündeten Zentralmächte.

Und drittens und letztens, um die Ziele Rußlands abzuschließen: sein Gedanke auf Konstantinopel, auf die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel und in Vorderasien. Auch das kann ich eben nur streifen, warum Österreich-Ungarn sich diesem Gedanken entgegenstellen mußte, warum Deutschland mit seinem Bundesgenossen Österreich-Ungarn zusammen hier bis aufs letzte stehen mußte, warum diesen maßlos überspannten russischen Balkanplänen ein Halt entgegengerufen werden mußte.

Das sind die Ziele, um derentwillen unser russischer Gegner angeht gegen die Aufstellung Deutschlands und Österreich-Ungarns und der Türkei, die ich vorhin bezeichnete.

Nun ein Wort über seine Rüstung, mit der er diesen Kampf herausgefordert hat, in der er glaubt, diesen uns aufgezwungenen Kampf zur Erreichung der eben geschilderten Ziele durchführen zu können. Ich bin, meine Damen und Herren, im letzten Jahrzehnt manchesmal im heiligen Rußland gefahren, manchen Tag und manche Nacht. Langweilig ist mir das niemals gewesen, denn wer mit offenen Augen in dieses Land und Volk zu schauen weiß, dem bietet es unendlich viel Erinnerungen der Vergangenheit wie Probleme der Gegenwart. Natürlich, wenn man da die Weiträumigkeit des Landes, die ungeheuren Entfernungen auf sich wirken läßt, dann liegt der Gedanke nahe, der Ihnen vielleicht auch vor die Seele getreten ist: Ist denn dieses Land wirklich zu besiegen, nicht nur wegen der Millionen

Soldaten, die es aufstellen kann, sondern vor allem eben wegen des Landes, der weiten, riesenhaften Entfernungen? Wie war's denn vor hundert Jahren, als ein großer Kriegsfürst, Napoleon I., den Feldzug gegen Rußland begann? Was machte der Führer der Russen dagegen, Kutusow? Kehrt! Er führte die Truppen zurück bis nach Moskau, hinter Moskau, und Napoleon rückte nach, auch im Winter, immer von einem Siege zum andern, bis er im Kreml in Moskau stand, umgeben von dem Flammenmeere, das die Russen ihm angezündet hatten, und bis er den Rückzug antreten mußte, den verhängnisvollen Rückzug des Winters 1812/13.

Ja, meine Damen und Herren, legt sich da nicht, wenn wir uns diesen Ostkampf so ansehen, auch uns ein Druck auf die Seele: ob wohl Deutschland und Österreich-Ungarn diesen Kampf durchkämpfen können, ob nicht gerade — ich wiederhole es — die großen Entfernungen, der Schutz, den Rußland in der Ausdehnung seines Landes hat, ihm den Sieg geben müssen? Niemals ist mir, wenn mir solche Gedanken durch den Kopf gingen, zweifelhaft gewesen, daß trotzdem die Heeresführung Deutschlands in dem Kriege gegen Rußland die Ziele erreichen könnte, die sie sich stecken würde. Das ist nicht nur eine patriotische Redensart, die ich hier sage, um über diesen Druck und Zweifel hinwegzuhelfen. Sie wissen: seit einem Jahrhundert ist unsere Armee erzogen auf die große Lehre von Clausewitz, daß der Gegner nicht ist das Land oder eine Stadt oder eine Festung, sondern das Heer und die Führung des Gegners. Die Strategie der Vernichtung, so hat Alfred Graf Schlieffen den treibenden Gedanken der deutschen Strategie bezeichnet. Und nun sehen Sie nach Tannenberg, ich meine das Tannenberg von 1914, und blicken Sie nach der Schlacht an den Masurischen Seen, und

sehen Sie auf das gewaltige strategische Manöver, das wir in der Gesamtübersicht unserer Heeresleitung von Anfang November an überschauen konnten, da haben Sie den Kardinalgedanken des Feldmarschalls: nie die Armee des Gegners zur Ruhe kommen lassen, sie zu treffen, sie zu schlagen. Es ist sehr sekundär, meine Damen und Herren, ob und wann Warschau erobert wird; man führt nicht Krieg um Steine, sondern die Hauptsache ist, die Armee des Gegners festzuhalten und die Armee des Gegners zu schlagen. Und daß das die Deutschen können, und daß das die Führung vermocht hat und weiter können wird, das wissen wir, und das ist festes, klares Vertrauen nicht nur, sondern das ist beglückende, zukunftssichere Erfahrung. Daher brauchen wir uns den Kopf nicht wirr machen zu lassen über die Weiträumigkeit des russischen Gegners. Sind es doch auch nur Soldaten und Menschen, die er uns entgegenstellen kann und die geschlagen werden. Zweimal ist die große, mit vielem Lärm angekündigte russische Offensive zusammengebrochen, und das dritte Mal — — Sie lesen die Nachrichten aus den Karpathen eben jetzt in glückverheißendem Gange!

Massen von Menschen kann Rußland aufbieten, ganz gewißlich; es hat aber auch schon den letzten Mann aufgeboten zu diesem Ringen, und daß, Mann gegen Mann gerechnet, der deutsche Soldat, der deutsche Offizier dem Doppelten und Dreifachen auf der andern Seite gewachsen ist, das wissen wir auch. Das haben wir früher geglaubt, und das wissen wir jetzt nach den Erfolgen, die wir diesen Offizieren und Truppen in dem Feldzuge danken.

Zum zweiten, ein alter abgegriffener Satz: Zum Kriegführen gehört Geld. Wie steht's damit? — Die Hauptfrage für unsern russischen Gegner, abgesehen

vom Militärischen. 1600 Millionen Rubel betrug, als der Krieg ausbrach, der Goldschatz seiner Reichsbank, also über 3 Milliarden Mark, eine stattliche Summe; aber das ist auch alles. Der Staat ist abgeschlossen von der Auslandszufuhr. Die Ostsee wird beherrscht von den deutschen Kreuzern, die Dardanellen sind gesperrt durch den Eintritt der Türkei in den Feldzug, der Hafen von Archangelsk ist vereist — bleibt nur der Hafen von Wladiwostok und die dünne Linie der sibirischen Bahn, um das so notwendige Kriegsmaterial hereinzubefördern. Man hat vor dem Kriege wohl auch in Rußland selbst sich kaum vorgestellt, wie abhängig man darin vom Ausland war, in Pulver und Blei, in Gewehr und Geschütz, in Tuch und Ausrüstung, und wenn man auch etwas hereinbekommt ins Land — natürlich, der Krieg dauert Monate, so daß auch auf der sibirischen Bahn vieles hineinkommen kann — das muß man bezahlen, bezahlen mit dem Gold in der russischen Reichsbank. Denn Kredit findet der russische Verbündete auch nicht bei seinen Freunden. Damit England eine Anleihe übernehmen konnte, hat es sich erst vorsichtig eine Summe von 8 Millionen Pfund Sterling in Gold ausbezahlen lassen. Sicher ist sicher, dachte man, trotz der engen Freundschaft und der Bundesgenossenschaft.

Meine Damen und Herren! Wir können mit unserer entwickelten Volkswirtschaft, mit den stark entwickelten Kräften unseres wirtschaftlichen Lebens, die wir ja jetzt erst wirklich, da sie auf die Probe gestellt werden, spüren — wir können aufeinandertürmen Darlehnskassen und Kriegsanleihen und können den Gebrauch des täglichen Lebens bis zum Markstück im Scheine bezahlen. Wir trauen unserm Staate den Kredit zu und das Ausland, wenn es darauf ankommt, auch. Mit Rußland

ist das aber nicht der Fall, sondern diese ganze unentwickelte Volkswirtschaft, die noch in den Anfängen des Kapitalismus steht, ruht eben immer und immer wieder auf dem Bestande an Gold, den man hat, und auf dem basiert die Währung und der Kredit und das, was man vom Ausland bekommt, und der schmilzt zusammen, nicht von heut auf morgen, aber langsam und sicher. Wir sahen ja schon, daß der russische Finanzminister zu seinen verbündeten Kollegen gefahren ist, um von ihnen eine Riesenanleihe, 15 Milliarden Franken, zu erhalten. Wir wissen noch nicht, was er nach Hause tragen wird. Aber die Reise ist — das läßt sich gar nicht verschleiern — ein Beweis dafür, ich will nicht sagen, daß dem russischen Reiche der Atem schon finanziell ausgeht, aber daß es ihm schwer wird, zu atmen, daß gewissermaßen ein Anfall von finanziellem Asthma bei ihm zu konstatieren ist.

Dritter und letzter Punkt der Rüstung unseres Gegners: Wir wollen, meine Damen und Herren, die Nachrichten von revolutionären Unruhen in Rußland nicht überschätzen. Glauben Sie mir: das meiste, was Sie davon in den Zeitungen lesen, ist aus dritter, vierter Hand, nicht zu kontrollieren, oft ganz gefälscht. Rußland ist in sich gefestigter, als viele, die es nicht kennen, denken. Ich unterschätze nicht die Fülle von Zündstoff, die da vorhanden ist an materieller Unzufriedenheit, an politischer Opposition usw. Aber der Krieg ist in großen Schichten populär. Jene Ziele, die ich skizziert habe, können wenigstens volkstümlich gemacht werden, wenn der Pope im Dorf den Bauern sagt: Deine heilige russische Kirche ist bedroht, die ungläubigen Hunde in Konstantinopel sitzen immer noch da, die eigentlich das griechische Kreuz sein müßte, und wo ebenso ungläubigen Hunde, die Deutschen, die verteidigen

sie jetzt. Jetzt hat der Zar, Väterchen Zar, Euch alle zusammengerufen, damit einmal ein Ende damit gemacht wird, und deshalb müßt Ihr alle fechten. Ja, mit so einfachen Dingen kann man auch dem russischen Bauern den Krieg einprägen als etwas Notwendiges, daß er schließlich schreit: „Schapkami jich zakidaem" (Mit unseren Mützen wollen wir sie schon zudecken).

Aber etwas anderes ist es, eine andere Schwäche, die in diesem russischen Staate vorhanden ist, die auch nicht von heute auf morgen, aber doch nach und nach wirksam wird. Man denkt ja so oft: Rußland ist ein nationaler Staat wie Deutschland oder Frankreich. Weit gefehlt. Rußland ist ein Nationalitätenstaat, mehr als Österreich-Ungarn. 170 Millionen Einwohner mindestens leben in dem russischen Staate. Davon sind allein rund 70 Millionen Großrussen das Element, das den Staat trägt und schützt und verteidigt. Die Kleinrussen und die Polen, die Deutschen und die Finnen, die Rumänen und die Esthen, die Letten und die Litauer — um nur die wichtigsten der Fremdstämmigen, wie man in Rußland sagt, zu nennen — stehen diesem Staate nicht mit Liebe und Staatsgefühl gegenüber. Nicht alle gleichmäßig im Haß. Die einen, bewußter, hassen in diesem Staate die Macht, die alte Kultur, fremde Kultur brutal zertreten hat. Bei den andern lebt ein dumpfer Groll über jahrhundertelange Unterdrückung, der vielleicht noch nicht oder sicher noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Aber jedenfalls, im ganzen liegt hier für unsern russischen Gegner eine Schwäche, die von größter Bedeutung werden kann.

In dieser Rüstung steht er uns gegenüber. So wird gerungen in den Kämpfen der Deutschen im Osten.

Sollen wir noch im einzelnen uns das Bild zu malen versuchen, das diese Kämpfe später auf die Landkarte

zeichnen mögen? Das lehne ich ab. Die Zeit ist nicht dazu gekommen. Es ist Kannegießerei, wenn man — ich brauchte schon das Bild — mit dem Blaustift über die Karte hinfährt und sagt: Ostseeprovinzen zu Deutschland oder Polen dahin, und wie die Teilungspläne alle heißen. Und vollends Phantasterei ist es, wenn man sagt: man müsse diesen russischen Staat, der eine jahrhundertelange einheitliche Geschichte hat, in seine natürlichen Bestandteile auflösen, eine Vorstellung, die gar nicht rechnet mit den Tendenzen, die ein Volk und einen Staat gründen und einen großen Staat machen.

Trotzdem aber können wir die Ziele in diesem Ringen uns doch so bezeichnen. Soweit Deutschland in Frage kommt: die Sicherung eben des östlichen Glacis unserer mitteleuropäischen Machtstellung, ohne das wir nicht bestehen können, so wenig wir im Westen sein können ohne das linke Ufer des Rheins. Für unsern Verbündeten Österreich-Ungarn die Sicherung dieses Staates als einer Großmacht, die im Bunde mit uns ihren gewaltigen Aufgaben nach Süd-Osten nachgehen kann, und für die mit beiden verbündete Türkei die Niederwerfung eines Panslawismus, der in maßlos überspanntem Machtehrgeiz die Sphäre der eignen Macht ausdehnen möchte bis an die Adria und bis an die italienische Ostküste. Ich glaube, das sind ganz klar und einfach zu definierende Ziele. Sie haben etwas gemeinsam; sie tragen einen durchaus defensiven Zug, und das ist auch richtig.

Der Krieg, den Rußland gegen uns und unsere Verbündeten führt um diese Stellung und diese Ziele im Osten, ist drüben doch nicht ein wahrer Volkskrieg. Das kann mit aller Bestimmtheit gesagt werden. Er ist die Mache eines bestimmten politischen Kreises, einer Clique von Militärs und Diplomaten, von Publizisten und politischen Abenteurern, die wohl mit dem Aufrühren alter geschicht-

licher Traditionen, die wohl mit dem Schlagwort des Panslawismus Europa in Flammen setzen können, die aber nicht auf die Dauer einen Krieg des russischen Volkes gegen uns damit führen können. Die Ziele sind defensiver Natur in diesem Osten, die Behauptung, die unbedingte Behauptung der Stellung, wie ich sie hier umrissen habe. Und es ist — das hat auch das 19. Jahrhundert seit 1815 gezeigt — möglich und durchführbar, mit der Behauptung dieser Stellung auch die notwendigen Lebensinteressen Rußlands zu vereinigen. Darüber wollen wir uns gar nicht den Blick verschleiern und trüben lassen: weder in den baltischen Fragen noch auch in den Fragen des Orients sind die Interessen so gelagert, daß ein Kampf nur so ausgehen könnte: entweder du oder ich. Aber damit diese Einsicht herbeigeführt werde, damit der maßlos überspannte Machtehrgeiz des russischen Gegners in die Grenzen zurückgeführt werde, innerhalb deren er seinen Lebensinteressen ruhig nachgehen kann und innerhalb deren er mit den unseren und den österreichischen und den türkischen Lebensinteressen zusammengehen kann, damit das geschehe, muß es eben heißen in diesem kriegerischen Ringen: Hier sollen sich brechen deine stolzen Wellen, hier ist nicht nur das Deutsche Reich, hier sind auch die mit ihm Verbündeten — noch einmal sei das Wort des Preußenkönigs wiederholt — ein rocher de bronce, ein Fels von Erz, an dem das feindliche Heer sich die Köpfe einrennt.

Und damit sind wir, meine Damen und Herren, zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zu dem alle unsere Gedanken über diesen Kampf der Deutschen im Osten immer wieder zurückgehen, zurückgekehrt, zu unsern Truppen und zu der Führung dieser Truppen. Es ist kein an den Haaren herbeigezogener Zufall, sondern eine

tiefe historische und beglückende Wahrheit, wenn ich zum Schluß den Zusammenhang hervorhebe zwischen diesen großen geschichtlichen und politischen Dingen des Ostens und dem Manne, dem das Vertrauen des Kaisers die Führung der gesamten Ostkräfte übertragen hat.

Als jene Arbeit des deutschen Volkes beginnt, von der ich eingangs sprach, die uns drei Fünftel des Reichsbodens gewonnen hat, da taucht unter den deutschen Rittergeschlechtern, die Pommern kolonisierten, bei der Kolonisation der Insel Wollin auch das Geschlecht derer von Hindenburg auf. Der Feldmarschall selbst aber hat seine Wiege gehabt im Rosenberger Kreise, in der Provinz Westpreußen. Ein Kind des Ordenslandes ist er, der größten militärischen und politisch stärksten Organisation, die vor dem preußischen Staate in diesem deutschen Osten geschaffen worden ist. Er ist sich dieses Zusammenhanges selbst bewußt, hat selbst einmal gesagt: Als ich in die Tannenberger Schlacht fuhr, fuhr ich vorbei an meinen eignen Wäldern, und daß er sich fühlt als ein Kind des Ordenslandes, das ist selbst von ihm ausgesprochen worden.

So erfassen wir diesen großen und gewaltigen und glückhaften Zusammenhang, der uns in diesem Führer gegeben ist, und so dringen unsere heißen Segenswünsche zu den Truppen, die um diese Zusammenhänge, um diese Ziele dort im Osten kämpfen. Stolzeste Erinnerungen werden wach, wenn wir auf diesen Kampf hinblicken. Wenn unsere Kreuzer in der Ostsee den Feind treffen — die Erinnerungen der Hansa rauschen um ihre Kiele. Wenn unsere Truppen sich mit dem Feinde messen auf den Schlachtfeldern in Polen — die Erinnerungen an den deutschen Orden und seine größten Schlachten ziehen um sie. Landwehr und Landsturm haben vom ersten Tage an die Grenzverteidigung wahrgenommen in diesem

Osten, in diesem am schwersten bedrängten und leidenden Ostpreußen, da, von wo diese stolzen Namen zuerst an das Ohr des deutschen Volkes schlugen vor 100 Jahren im Kampf um unsere Befreiung. Vor allem aber gedenken wir, wenn unsere Gedanken jetzt immer und immer um diesen schweren Kampf in den Ebenen Polens und in den Gebirgspässen der Karpathen gehen, vor allem denken wir doch des Hohenzollernkönigs, der diese Oststellung Deutschlands recht eigentlich begründet und abgeschlossen hat, und an den wir vor allem dachten im August 1914, als wieder wie 1756 der deutsche Heerkönig die Krone setzte auf die Spitze seines Degens. So wünschen wir und flehen wir zu Gott, daß auch fürderhin wie schon bisher in diesem schweren, aber doch siegreichen Feldzuge über uns und unsern Truppen und den mit ihnen verbündet Kämpfenden in Polen und in Galizien und überall schweben mögen die Siegesadler Friedrichs des Großen!

Dr. Brandl, Berlin:

Byron im Kampf mit der englischen Politik und die englische Kriegslyrik von heute

Rede am 12. Februar 1915

Verehrte Landsleute!

Unsere Großväter haben Byron wesentlich nur in ästhetischer Hinsicht bewundert. Sie ließen sich von seiner farbenreichen Phantasie auf den Gipfel der Jungfrau führen, an die Gestade des Mittelmeers, an die Pforten des Paradieses; sie ließen sich von ihm die glühendsten Leidenschaften ausmalen, verwegene Liebe, Abenteuerlust, Trotz bis in den Tod; sie schwelgten in seiner Philosophie des Weltschmerzes. Das war die Zeit des Vormärz, in der sich die reisenden Engländer, die zu uns kamen, verwunderten, daß Dreiviertel unserer Zeitschriften nur von Literatur, Musik und Theater handelten. Byron galt damals als eine Vereinigung romantischer und klassischer Schönheit, wie bereits Goethe ihn hingestellt hatte, und philisterhaft schien es, ihn mit robuster Wirklichkeit zusammenzubringen.

Aber tatsächlich hatte Byron noch eine andere, sehr reale Seite. Gehörte er doch einem Volke an, das von seinen Anfängen an immer wissen wollte, wie es regiert wurde, das auch selber mitzuregieren wünschte, und zu diesem Zwecke das System des Parlaments im Laufe von Jahrhunderten ausbildete; einem Volke, das, seitdem es sich auf seiner Insel geeinigt hat, so viele Erfolge auf allen Meeren erreichte, daß man dort nie

sagte: „Politisch Lied, leidig Lied!“ Byron gehörte überdies zum Adel dieses Volkes, der sich besonders zur Mitregierung berufen fühlte, und zu den Dichtern dieses Volkes, die von jeher politische Stoffe gern und glücklich behandelt haben.

Viel des Ergreifendsten und Wuchtigsten in englischer Sprache ist auf diesem Gebiete geschrieben worden. Die Königsdramen von Shakespeare sind ein großer Aufruf an seine Landsleute, innerlich sich zusammenzuschließen zu einer nachdrücklichen Politik nach außen. Die „Feenkönigin“ von Spenser ist nicht ein Feenmärchen, sondern auf weite Strecken hin eine Streitschrift gegen spanische Politik und die Partei der Maria Stuart. Nur der kann Miltons „Verlorenes Paradies“ bis in seine Tiefen verstehen, der sich gegenwärtig hält, wie empört Milton war, als sich seine Landsleute nach dem Tode Cromwells von der republikanischen Regierungsform wieder zur monarchischen zurückwandten. Als die französische Revolution ausbrach, kam es in England nicht zu Straßenaufläufen: mit der Feder wurden dort die neuen Gedanken ausgefochten und in Versen am eifrigsten ausgeprägt.

Ein reiches Erbe von Kunstmitteln kam hiemit auf Byron, um ebenfalls seine Ansichten über Gesellschaft und Staat in Dichterrede darzustellen. Und welch bewegende Geschehnisse in öffentlicher Hinsicht haben seiner gewartet! Der Aufstieg Napoleons und sein Sturz, die Neuordnung des ganzen Festlandes auf dem Wiener Kongreß, die erste Auflehnung einzelner Völker gegen dieses Diplomatengebilde, endlich daheim die Organisation der Arbeiterschaft, für die während der Napoleonkriege die Fabriken gebaut und die Maschinen aufgestellt worden waren, als vierter Stand: all das stürmte auf ihn ein und gab ihm zu denken. Ein Einsiedler hätte unter

dem Eindruck solcher Erlebnisse zum Volksredner werden können.

Die Art, in der sich Byron aussprach, war eine sehr wechselnde. Mit Vorliebe hat er Reiseepen gedichtet, „Childe Harold“ und „Don Juan“, in denen er seine imaginären Helden von Land zu Land führt, so daß sich Gelegenheit genug bietet, um über die Einrichtungen dieser Länder und ihr Verhältnis zu England zu reden. Aber auch mitten in einer Geschichte erlaubte er sich lange Abschweifungen solcher Art, oft in den spannendsten Momenten, um episch zu retardieren; so sagt er im „Beppo“ gerade da, wo der heimkehrende Gatte mit dem Liebhaber zusammentreffen soll, vielerlei über den Unterschied von Italien und England: wie in Italien das Laster in der Sonne spazieren geht, in England aber vor dem rauhen Nebel sich verkriechen muß; wie zwar die Sitten verschieden, die Sittlichkeit aber im moralischen Norden eigentlich nicht viel besser ist. „Verhaltene Parlamentsreden“ hat man das wohl genannt. Dann bot er wieder eigne Dichtungen, in denen nur politische Fragen verkörpert sind, wie z. B. „Die Prophezeiung des Dante“, wo er den Seher des „Inferno“ aufruft und die Wiedergeburt eines einigen Italien weissagen läßt; oder die „Vision vom jüngsten Gericht“, wo er sich aus einer Reihe britischer Freiheitsrenegaten den Hofdichter Southey herausholt und in seiner Erbärmlichkeit bloßstellt. Immer jedoch, ob er in episodischer oder in selbständiger Weise öffentliche Fragen behandelt, ist er voll Witz, voll Bilder, voll Feuer; die Aufrichtigkeit, ja Leidenschaftlichkeit, mit der er sich da erschließt, verleiht solchen Schöpfungen, auch wenn der Gegenstand längst verblaßt ist, einen dauernden Reiz.

Für uns Deutsche sind sie zugleich beherzigenswert, weil sie uns die Psyche des englischen Volkes erfassen

helfen, was ja keine so einfache Aufgabe ist. Der Dichter ist überhaupt derjenige, der uns über die Stimmung eines Volkes zur Zeit, in der er schreibt, am besten zu unterrichten vermag. Wollen wir die Tatsachen erkunden, die sich öffentlich abspielten, so fragen wir den Historiker; wollen wir die Ziffern erfahren, in denen sich wirtschaftliche Verhältnisse bewegen, so sagt uns diese der Statistiker; was die Staatsmänner in die Öffentlichkeit gebracht haben wollen, das steht in ihren Blaubüchern und Weißbüchern; aber was das Volk wirklich empfindet und denkt, das sagen uns am besten die Dichter. Denn der Vers verleiht ihnen eine ungewöhnliche Wärme, Offenheit und Stilgröße. Außerdem hatte Byron persönlich die einflußreichen Kreise, aus denen seine regierenden Landsleute stammten, kennen gelernt. Er war vertraut genug mit dem Londoner Salonleben, um sich durch die Manieren des vollendeten Gentlemans nicht hinwegtäuschen zu lassen über das, was unter dem feinen Rock pulsierte. Er ließ sich auch von den puritanischen Redensarten nicht kirren, die gerade in England zur Verbrämung nationaler Hab- und Machtsucht sehr gang und gäbe sind. Er hatte gesehen, wie man hohe Politik macht, und er war zugleich entschlossen, die Wahrheit darüber vollauf zu sagen, ohne sich nach Art sittlich niedrig stehender Patrioten hinter den Spruch zu verschanzen: „Ob recht, ob schlecht, my country". So wie er über sich selber oft mit verwegener Schonungslosigkeit geredet hat, so tat er es über sein Land. Die Sachkenntnis und rückhaltlose Offenheit, die seinen Bekenntnissen eigen ist, gibt ihnen den Hauptwert.

Was war nun die Grundlage von Byrons politischem Denken? Vergessen wir nicht, daß er gerade ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution geboren wurde. Während er aufwuchs, erklangen rechts und links

um ihn die Schlagworte der Pariser Umformer. Eins von ihnen hat auf ihn und überhaupt auf das literarische England tief gewirkt: es war das Wort von den Menschenrechten. Byron war noch ein Kind, da erschien bereits das Buch von Thomas Paine „The Rights of Man", und bald folgte das Buch von Mary Wollstonecraft, der Schwiegermutter des Dichters Shelley, „The Rights of Women". Byron übersetzte sich diese Forderungen kurz und bündig mit dem Ausdruck equal rights. Aus seinen Jugenddichtungen, aus den Romanzen, aus den späten Hauptwerken tönt es immer wieder heraus: möglichst gleiche Rechte für alle Schichten der Menschen! Jeder soll den Anspruch auf menschenwürdiges Dasein im Leben erfüllen können. Für Byron bezog sich dieser Anspruch nicht nur auf äußerliche Wohlfahrt, sondern auch auf Bildung, auf nationale Einheit und innerhalb dieser auf die Freiheit kultureller Entwicklung. Wenn er in der „Braut von Abydos" einen Räuberhauptmann schildert, dem es gelingt, seine Schar zu äußerster Hingebung im Kampfe zu begeistern, so verfehlt er nicht zu betonen, daß dieser Held den Drang seiner besten Untergebenen nach equal rights verstand, wenn auch ein solches Ideal nie völlig zu verwirklichen sei.

Nun hätte er als Peer des Reiches und hochbegabter Mann viel Gelegenheit gehabt, in dieser Richtung eigne praktische Arbeit zu leisten. Er hätte in eine Partei eintreten, er hätte im Parlament sprechen und, was schon damals noch viel wichtiger war, in den Nebenräumen des Parlaments seine Meinung verfechten können. Aber dazu hatte er nicht Lust. Dazu besaß er nicht genug Parteidisziplin. Dazu war er überhaupt zu sehr Individualist. Er begnügte sich, seinen Sitz im Oberhaus einzunehmen, und zwar auf der Seite der Konstitutionellen. Er hielt nur drei Reden: eine zur Ent-

laſtung verwahrloſter Arbeiter, die aus Verzweiflung Maſchinen und Fabriken zerſtört hatten; eine, um die Gleichberechtigung der Katholiken zu empfehlen; und eine dritte, um Übergriffe einer Polizeibehörde zurückzuweiſen. Sonſt aber verließ er, kaum mündig geworden, England und begab ſich auf Reiſen.

Viel mehr als die innere Politik hat ihn, den Phantaſiemenſchen, die äußere angezogen. Seine erſte Reiſe begann er im ereignisreichen Jahre 1809. Sie ging dorthin, wo eben der Krieg getobt hatte, nach Spanien. Portugal nahm er auf dem Wege mit und erinnerte ſich in Cintra des Vertrages, durch den die Engländer das Land vor kaum einem Jahre von den Franzoſen geſäubert hatten. Das Mädchen von Saragoſſa erfreute ſich ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit. Dann fuhr er weiter nach Malta, das damals im Mittelpunkt der Kampfesintereſſen ſtand. Malta war ja, nachdem es zuerſt Napoleon auf der Fahrt nach Ägypten den Johannitern entriſſen hatte, in engliſche Hände übergegangen, und England verſprach im Frieden von Amiens 1802, es zurückzugeben. Aber trotz des Friedensverſprechens gab England die wichtige, leicht zu verteidigende Inſel nicht zurück, und ſo entbrannte der zweite Krieg zwiſchen England und der franzöſiſchen Republik, der dann bis zum Sturz Napoleons dauerte. So wichtig war Malta für England. Kein Wunder, daß es ſich Byron betrachtete.

Dann ging es weiter nach Konſtantinopel und hinein nach Kleinaſien bis nach Smyrna. Auf den Orient hatte ja beſonders die Fahrt Napoleons nach Ägypten das Intereſſe gelenkt. Endlich fuhr er über Griechenland und Albanien nach Hauſe.

Viel hat Byron auf dieſer Reiſe geſehen und überlegt. Die wichtigſte Frucht in poetiſcher Hinſicht

war „Childe Harold", in bezug auf sein Denken aber die Befreiung vom Insulanertum. Da lernte einmal ein Engländer, vorbereitet durch das Weltbürgertum der französischen Revolution, frühzeitig und nicht zu flüchtig seine Inselheimat von außen beschauen; er hörte, was andere Völker darüber dachten, was sie für Freiheitsbedürfnisse hatten und für Freiheitsrechte aufstellten; er bekam ein Verständnis für außerenglische Wünsche nach Eigenentwicklung.

Rechtzeitig kam er dann 1811 nach Hause zurück, um die letzten Akte der Napoleontragödie mit zu erleben.

Zu Napoleon hatte Byron von Jugend auf ein merkwürdiges Verhältnis. Dieser Mann aus einfachem Stande hatte sich ja nicht nur zum Kaiser der Franzosen aufgeschwungen; er hatte sich auch mit den legitimen Herrschern Europas geschlagen und sie überwunden: das Genie hatte sich gleichen Rang mit der höchsten Geburt erstritten. Das war so recht nach dem Herzen Byrons. Schon als Schulknabe auf dem Gymnasium zu Harrow hatte er den großen Feind Englands bewundert wie einen Romanhelden und seine Büste verteidigt gegen die Angriffe der Schulkameraden. Dann sah er mit wachsendem Beifall, daß Napoleon nicht bloß ein Feldherr war, sondern zugleich ein Gesetzgeber, der Überwinder blutiger Anarchie, der Aufrichter einer vielversprechenden Neuordnung, die dem Wunsche Byrons nach equal rights mehrfach entgegenkam. Obwohl er nie vergaß, daß Napoleon der Feind seines Heimatlandes war, bedauerte er dennoch vom persönlichen Standpunkt aus, daß Napoleon in Rußland sein Heer verlor, in Leipzig geschlagen wurde und sich nach Frankreich zurückziehen mußte. Aber immer noch hoffte Byron, der sieggewohnte Feldherr würde allen verbündeten Gegnern einen Streich spielen und sich behaupten. Als

dies nicht geschah, sondern Napoleon sich in Fontainebleau im April 1814 ergab, gesund und unverwundet ergab, da brach Byrons Achtung für ihn zusammen. Die Niederlagen hätte er ihm verziehen, aber die Persönlichkeit Napoleons genügte ihm jetzt nicht mehr. Damals schrieb Byron unter dem frischen Eindruck der Nachricht seine berühmte „Ode auf Napoleon", die mit der Empörung darüber beginnt, daß der Mann, der so viele Mitmenschen auf die Schlachtfelder geschickt hatte und für sich bluten ließ, jetzt nach seinem Sturze weiterleben mochte: so abject, yet alive! Zum ersten Male stellte er sich kritisch Napoleon gegenüber und fragte sich, was eigentlich dieser hochbegabte, mit aller Gewalt ausgerüstete Mann hätte schaffen sollen. Er hätte Kraft gehabt, um als Retter und Heilbringer zu wirken, power to save; aber jetzt, wo die Summe von Napoleons Tun vorlag, erblickte Byron am Grunde seines Wesens nichts als Ehrgeiz: ambition's less than littleness. Er verglich ihn mit dem Feldherrn, der die Vereinigten Staaten gerettet hatte, mit Washington: der war nach Byrons Herz, der hatte sein Vaterland befreit und dann willig die Macht niedergelegt und sich ins Privatleben zurückgezogen; so hätte es nach Byrons Ansicht Napoleon machen sollen; so wollte später Byron selber es machen, als er sich für die Befreiung Griechenlands in die Schanze schlug.

Der Eindruck dieser Begebenheit, dieses Sturzes von Byrons politischem Helden in äußerer und in seelischer Hinsicht, wirkte auf ihn bis ins innerste Wesen. Der stolze Individualist suchte jetzt mit der Sitte der Gesellschaft, in der er sich befand, Frieden zu machen. Er versuchte eine Art heiliger Allianz zwischen seinem Vaterlande und seiner Person zu schließen. Er ging über zu frommen Versen und schrieb die „Hebrew Melodies".

Er vermählte sich, und zwar mit einer hochmoralischen Dame, für die er zuerst eine Weile auf Probe leben mußte, bis sie ihn annahm. In der Zeit, wo er mit ihr vermählt war, schrieb er eine Romanze, „Die Belagerung von Korinth", in der sogar ein ausgesprochen christliches Pathos vorkommt: die Tochter des venezianischen Gouverneurs von Korinth weist den Befehlshaber des Türkenheeres, obwohl sie ihn liebt, zurück, weil er ein Renegat ist, und stirbt für diese Überzeugung. Byron war auf dem Weg, ein korrekter Engländer zu werden.

Aber sein Leichtsinn in Liebesdingen warf ihn aus dem Geleise. Seine Frau verließ ihn und kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Es war ein Skandal. Jetzt machte Byron Bekanntschaft mit der moralischen Ader seines Volkes. Alles, was Gesellschaft hieß, nahm gegen den sündigen Gatten Partei, wie um alle unentdeckten Sünder gleicher Art mit an ihm zu strafen. Selbst in den Blättern erschienen Andeutungen, und eine Schauspielerin, die man mit ihm in Zusammenhang brachte, wurde von der Bühne gezischt. Er sah sich zur Auswanderung gezwungen. Nicht philosophisch nahm der verwöhnte Lord diese Strafe hin, sondern mit Empörung. Er glaubte, daß Hunderte mehr gesündigt hätten als er und daß er nur als Prügelknabe für sie dienen müsse. Er war sich bewußt, durch eine löbliche Absicht ins Verhängnis geraten zu sein. Aber er mußte weichen, wandte der Heimatsinsel im April 1816 den Rücken und kehrte nie wieder zurück. Das Erlebnis hat ihn gegen sein Vaterland noch kritischer gestimmt als seine erste Reise.

Natürlich fuhr er zuerst nach Waterloo. Milder als früher äußert er sich jetzt über den „gefallenen Tyrannen"; er nennt ihn „den größten, nicht den schlimwsten aller Menschen" (the greatest, not the worst of men). Dann fuhr er weiter nach Deutschland, für das man sich

in England während des Befreiungskriegs erwärmt hatte, wie denn überhaupt politische Kraft und Einheit uns immer im Ausland am meisten Achtung verschafft, Schwäche und Zerrissenheit aber am meisten geschadet haben. Er besuchte den Rhein und war angenehm berührt, hier unter den alten Schlössern nicht, wie in Cintra, verwahrloste Hütten und elende Sklaven zu finden, sondern glückliche Menschen (happy faces) und schöne Neubauten und eine wohlgepflegte, fruchtbare Landschaft. Mit offener Anerkennung hat er dies geschildert. Byron war der erste englische Dichter, der für unser Land warme Worte des Lobes fand. Wir wollen ihm dies nicht vergessen.

Halb getröstet reiste er stromaufwärts in die Schweiz, die damals neben den Hansestädten die einzige Republik in Europa war, und weilte dort gerne. Als der Winter nahte, übersiedelte er nach Venedig, wo er sich unter dem heiteren, leichtlebigen Völkchen des Südens erst recht wohlfühlte. Aber gerade hier wurde alsbald ein Einfluß auf ihn wirksam, der dann seiner politischen Dichtung erst den großen Stil gab. Das war die Bekanntschaft mit den italienischen Patrioten.

Italien war unter Napoleons Herrschaft geeinigt gewesen und wurde durch den Wiener Kongreß wieder zerrissen. Der heimische Adel empfand dies auf das bitterste und äußerte die Entrüstung mit südlichem Temperament. Auf diese Freiheitsfreunde fiel überdies ein Strahl vom Genius Dantes. Auch die Erinnerung an das Römerreich des Altertums gab ihren Plänen einen bedeutsamen Hintergrund. Der Dichtergeist Byrons fühlte sich von der Bewegung mächtig angezogen, um so mehr, als die Familie der Gräfin Guiccioli, die jetzt an die Stelle seiner Frau trat, sich ihr leidenschaftlich in die Arme geworfen hatte. Den Einheitsdrang der

Deutschen hat er ebenfalls begriffen, obwohl ihm unsere bedächtige Geduld (somewhat tardy millions) weniger zusagte. Wie kam es, daß solche unnatürliche Staatenbildungen nach einem Siege seines England aus dem Wiener Kongreß hervorgegangen waren? Da war ja nicht für die Freiheit, nicht für die Menschenrechte der Völker gesorgt, sondern für ihre gegenseitige Hemmung, für ihre dauernde Unzufriedenheit, für neue Kriege. Wer, fragte sich Byron, hat als Vertreter Englands auf jenem Kongreß geamtet?

Hiemit kam er auf eine Persönlichkeit, von der freilich nicht viel Gutes zu sagen war, auf den Viscount Castlereagh, der von Haus aus Robert Stewart hieß. Dieser Mann hatte sich zuerst in Irland die Sporen verdient, als mit Drohungen, Dragonaden und Bestechungen das irische Parlament veranlaßt wurde, sich selber aufzuheben. Er hatte dann 1807 als Kriegsminister hauptsächlich veranlaßt, daß mitten im Frieden Kopenhagen überfallen, bombardiert und seiner Flotte beraubt wurde, wozu er später den Raub Helgolands fügte. Er hatte auf dem Wiener Kongreß, dem er als Englands Minister des Äußern und rangältester Bevollmächtigter angehörte, wesentlich die neue Teilung Italiens geregelt. Gegen ihn richtete jetzt Byron die schwersten Angriffe. Er muß von seiner persönlichen Erscheinung gewußt haben, denn er nennt ihn kalt an Empfindung und glatt von Gesicht, gefällig und schmeichlerisch im Benehmen und dabei doch schurkenhaft (cold-hearted, smooth-faced, placid recreant). Er bezeichnet ihn als ein Gemisch von Kesselflicker und Sklavenhändler (a tinkering slavemaker), der alte Ketten ausbessert und sich dafür die Verachtung von Gott und Menschheit zuzieht. In solchen Farben ist dies auserlesene Werkzeug britischer Staatskunst gleich zu Anfang des „Don Juan" porträtiert,

unvergeßlich vernichtend, wie mit dem Griffel des Tacitus.

Aber Lord Caſtlereagh, dieſer Eunuch gegen den Geiſt (intellectual eunuch), wie Byron ihn nennt, war doch nicht geſcheit genug, um ſelber alle Schlechtigkeit, die er anſtellte, zu erfinden; ſein eigenes Denken langte nur zum Helfershelfer und Handlanger. Wer ſtand hinter ihm? Naturgemäß dachte Byron zunächſt an den engliſchen Herrſcher. Das war damals der Prinzregent, ſpäter Georg IV. genannt. Aber auch dieſer ſah nicht wie ein Mann von Originalgedanken aus. Er war nur für's Wohlleben; je mehr der Ire hungert, ſpottet Byron, deſto weiter wird der Leibesumfang des engliſchen Monarchen. Eifer verriet er nur im Beſtreben, ſeine unglückliche Frau mit öffentlichem Skandal zu verfolgen; dabei war ſein eigenes Privatleben höchſt anſtößig. Nach Byrons Auffaſſung war es die Aufgabe eines Königs, Vater zu ſein für die Vaterloſen; aber den Ehrgeiz dieſer Königspuppe ſah er nur darauf gerichtet, für den feinſten Gentleman des Landes zu gelten. Mit Verachtung wandte ſich Byron von ihm ab. Wo waren die eigentlichen Drahtzieher?

Mit Recht legte Byron die Hand auf die engliſche Parlamentsmehrheit. Im Unter- und Oberhaus herrſchte damals die Plutokratie mit einer ungeheuren, durch Jahrzehnte unerſchütterten Mehrheit. Ein hoher Wahlzenſus verwehrte allen mittleren und ärmeren Schichten die Anteilnahme an der Regierung. Die meiſten Sitze des Unterhauſes wurden überhaupt nicht durch Wahl, ſondern von Landbeſitzern oder landwirtſchaftlichen Körperſchaften vergeben. Im Oberhaus waltete eine Kameradſchaft, deren Mitglieder es ausnehmend verſtanden, den Strom der Steuergelder in ihre Taſchen zu leiten. Ein Bruder von Lord Caſtlereagh, auch ein

Diplomat, ließ sich für seine Tätigkeit vom Staate jährlich 320 000 Mark bezahlen. Für die englischen Bischöfe standen insgesamt 3 Millionen Mark im Staatshaushalt; von diesen floß mehr als die Hälfte in die Taschen weniger hochgebürtiger Herren. Die Offiziersstellen wurden gekauft; es war nichts Unerhörtes, einen siebzehnjährigen Major, einen neunzehnjährigen Oberstleutnant zu sehen. Wir haben in unserem Lande keine Parallelen, um uns jene Verhältnisse vollauf zu vergegenwärtigen. Viele der großen Grundbesitzer und Fabriksherren waren so erpichte Wucherer, daß ihnen jeder Krieg willkommen war, der die Produktion anderer Länder störte; je mehr auf dem Festland die Kriegsfurie wütete und auf den Meeren jede andere Flagge vor der englischen verschwand, desto ausschließlicher blühte ja ihr Erwerb. Dies waren die Kreise, die der äußeren Politik Englands die Richtung gaben. Die Plutokraten sorgten dafür, daß die englischen Diplomaten den Völkern Europas die Grenzen in einer Weise zurechtschnitten, die keine Ruhe auf die Dauer aufkommen ließ und es dem Kabinett von St. James immer wieder ermöglichte, für britische Interessen die Staaten gegeneinander zu hetzen.

Gegen diese Plutokraten wendete nun Byron seine Hauptsatiren. Er nannte sie the landed and the monied — nicht aristocracy, wie man erwarten möchte, sondern — speculation. Er warf ihnen vor, sie hätten die halbe Welt zur Schlachtbank geführt und die andere Hälfte drangsaliert (butchered half the world and bullied the other). Sie hätten das englische Volk, das sonst die Anlagen gehabt hätte, das edelste der Welt zu sein, des alten Wertes beraubt und zu einem Haufen von eingebildeten Krämern verderbt (haughty shopkeepers). Als ihre Hauptwerkzeuge bezichtigte Byron die gewissenlosen Schriftsteller. Von

Tagesblättern griff er besonders die „Morning-Post“ an, in deren Spalten sich Sensation und Skandal breit machten, so daß die Leser ganz nach dem Willen der Machthaber verwirrt wurden. Unter den Rundschau- und Versschreibern schien ihm der gefährlichste und zugleich verächtlichste der damalige Hofdichter Robert Southey, der in seiner Jugend Kommunist gewesen war, dann aber sich gemausert hatte, die Potentaten wahllos verhimmelte und sogar verlangte, daß die Männer des freien Wortes transportiert würden. Gegen ihn schrieb er die „Vision des jüngsten Gerichts“; ihn ließ er an der Pforte des Himmels vor dem Erzengel Michael, Satan und dem Apostel Petrus sich selber als einen charakterlosen Vielschreiber schildern: in der Jugend habe er einen Königsmörder verherrlicht und gegen alle Schlachten gesungen, später alle Könige und alle Schlachten gepriesen, immer den Rock nach dem Winde gehängt, und die Haut hätte er ebenso gewechselt, wenn es ginge. Einen frommen Geistlichen, Wesley, habe er schon biographiert, und jetzt sei er — mit einer Verbeugung vor Satan — bereit, auch seine höllische Majestät zu biographieren, in zwei Bänden, hübsch gebunden, mit Anmerkungen und Vorrede, wie es sich gehört; der Erfolg sei unzweifelhaft, denn die Rezensenten dürfe er sich bei den verschiedenen Zeitschriften selber aussuchen. — So verspottete Byron den Mißbrauch des Schriftstellerstandes im Hofdichter, der zwar jährlich nur 75 Pfund samt einem Faß Kanarierwein bekam, aber doch auf Kosten der Wahrheit sein Brot auf beiden Seiten zu buttern wußte.

Was für Volkserziehung mit solchen Mitteln erreicht wird, hat Byron gegen Ende des „Don Juan“ gezeigt, wo der Held nach England kommt. Kaum betritt er dies Land, das sich selber ein moralisches nennt, wo „keusch die Frauen, rein die Sitten“ sind und sogar eine Laster-

Bekämpfungs-Gesellschaft blüht, so suchen ihn einige Wegelagerer auszurauben. Die Herren, die den Staaten Europas das Tun vorschreiben und „die Welt in Wage halten", entpuppen sich als Börsenspieler, so daß Buonaparte im Vergleich mit ihnen als vornehmer Abenteurer erscheint. Über die Damen aber regiert Gott Amor wie anderswo. Nach außen ist alles fein und kühl und aristokratisch; das Kleid ist das vom Gentleman — nicht das Wesen.

Hätte ein Deutscher diese Satiren ersonnen, so wäre es leicht, sie als made in Germany beiseite zu schieben. Sie sind aber von einem Engländer verfaßt, der die Verhältnisse kannte und vom Standpunkt der Menschenrechte aus beurteilte. Manches hat Byron nach Art der Satiriker übertrieben; aber seine Heimat lediglich herabsetzen zu wollen, aus Leichtfertigkeit oder Rachsucht, lag ihm ferne. Er war keineswegs ein vaterlandsloser Geselle geworden. Im Herzen ist er immer Brite geblieben. „England", ruft er einmal im „Beppo" aus, „mit allen deinen Fehlern lieb' ich dich" (England, with all thy faults I love thee still). Warnen wollte er seine tonangebenden Mitbürger, denn er fürchtete, sie seien auf demselben Wege wie Venedig, dessen Adel ja unter Erscheinungen innerer Charakterschwäche in den Untergang gesunken war. Darum seine Mahnung an Albion im „Childe Harold", wo er die verfallende Lagunenstadt schildert:

Denk bei ihrem Fall,
Wie du einst fallen wirst trotz deinem Flutenwall.

Was hat Byron mit seinen Warnungen ausgerichtet? Daß Völker nicht leicht belehrbar sind, daß die des Festlandes nicht zu bewahren sein würden vor wahnwitziger Selbstzerfleischung, war ihm ohne weiteres klar. There

is no hope for nations, klagt er einmal im „Childe Harold“. Wohl aber hat hie und da ein einzelner Volksfreund aus seinen Versen Erleuchtung geschöpft. Unser Treitschke war mit ihnen vertraut und hat eine eingehende Studie über sie veröffentlicht, die in seinen „Gesammelten Aufsätzen“ nachzulesen ist. Daß England sich durch ihn nicht bekehren lassen würde, sah er erst recht voraus. Verletzter Britenstolz saadte ihm scharfe Angriffe asu der Heimat in den Süden nach. Er hat es noch erlebt, daß Lord Castlereagh, obwohl er durch Selbstmord endete, ein Grab in der Westminster Abtei erhielt. „Dennoch will ich es versuchen“, ruft er zu Anfang der Londoner Satire im „Don Juan“ seinen Landsleuten zu, „Wahrheiten euch zu sagen, die ihr nicht als Wahrheit gelten laßt, weil sie es sind“. Er tat, was er nach Überzeugung und innerem Zorn nicht lassen konnte. Mit Millon war er der Ansicht, daß, wer die Wahrheit kennt, auch die Pflicht hat, sie zu bekennen, oder wie es im Studentenlied heißt:

Wer die Wahrheit weiß und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein elender Wicht!

Wie sehr es ihm mit diesen Versen ernst war, das hat er durch den Rest seines Lebens bezeugt. Als es ihm mißlang, den Freiheitsbestrebungen der Italiener zu einem Erfolg zu verhelfen — der Aufstand der Carbonari 1821 scheiterte an der Wachsamkeit der österreichischen Polizei —, ging er nach Griechenland und wendete die Reste seines väterlichen Erbes daran, eine Truppe auszurüsten und zur Befreiung von Hellas zu führen. Dort, zu Missolunghi, fand er den Heldentod im Alter von 36 Jahren. Er fiel beim Versuch, die Lehre von den equal rights der kulturfähigen Völker durchzuführen. Mag ihn England heutzutage in die dritte oder vierte

Reihe seiner Dichter schieben, der Deutsche ist dankbar und wird ihn als glänzenden Gestalter und auch als gerecht denkenden Mann hochhalten.

* * *

Werfen wir vergleichsweise einen Blick auf die englische Kriegslyrik, die während des letzten Halbjahrs erschienen ist. London hat eine Menge solcher Versbüchlein auf den Markt gebracht; Dutzende liegen mir vor und verraten, wie sehr die dortigen Intellektuellen mit Eifer beim Feldzug sind, während in Paris die literarische Ausbeute mager ausfiel. Mit fliegenden Fahnen sind die britischen Jünger des Apoll, die berufenen Pfleger der Schönheitsgüter, ins Lager des Mars übergegangen; wohlbekannte und unbekannte Autoren, auch Frauen, nur — soweit ich sehe — keine Iren, erheben gegen uns einen Chor, der alles eher als schön klingt. Rote und gelbe Umschläge schreien nach Abnehmern. Der Preis beträgt einen Penny bis einen Schilling. In den Versen selbst ist der populäre Marschrhythmus von Kiplings Soldatenliedern die beliebteste Form. Weiteste Verbreitung wurde offenbar angestrebt, um Soldaten zu werben, Begeisterung für Soldatentum zu wecken und nebenbei auch Beiträge für Soldatenhilfe zu sammeln.

Inhaltlich tönt es uns überall und mit größtem Nachdruck entgegen: England hat Recht, dies ist für uns ein gerechter Krieg! Bei uns fand man es gar nicht nötig, diese Frage aufzuwerfen; den Briten aber scheint sie auf dem Gewissen zu liegen. „Britannia steht für Ehre, beschütze Gott ihr Recht“: so hebt der Poet Laureate Bridges seine Ode an, die an der Spitze der Sammlung „Herr Gott der Schlachten“ steht, und so beschließt er sie; der Monarch Ehrgeiz habe „seine Sklaven eingespannt“, aber das „Volk des Ozeans“ sei frei und

kämpfe voll Vertrauen „für den Frieden“[1]). — Dem Hofdichter sekundiert Maurice Hewlett, dessen Novellen und Lustspiele auch auf deutschem Boden freundlich aufgenommen wurden. Nach seiner Versicherung waren die Engländer die schlichtesten Schäfer; nur der Kriegs-Lord habe sie gezwungen, die Sichel mit der Flinte zu vertauschen; dafür wollen sie aber auch uns frei machen[2]). (Lieber nicht!) — Gertrude Ford, die es bereits auf zwei Bändchen zarter Lyrik gebracht hat, ruft empört: „Nicht für lange sitzt das Mal der Sklaverei auf Britenstirnen“[3]). Weitere Beispiele in Fülle. Man greift sich an den Kopf: war nicht der Deutsche vom Russen mit Knechtschaft bedroht, mit Krieg überzogen worden? Sind wir nicht zur Verteidigung Österreich-Ungarns und unseres eigenen Herdes gegen die furchtbarste Despotie der Welt ins Feld gezogen, wobei uns die beiden Großmächte des Westens aus eigenstem Willen in den Rücken fielen? Freiheit für England, um die Welt nach seinem Urteil ungehemmt zu modeln, das können wir als Ziel seines Tuns begreifen, Pax Britannica mit dem Ton auf dem zweiten Wort als seinen Zweck verstehen; aber uns zu Freiheitsbedrückern zu stempeln, noch dazu gegenüber England, dazu gehört kühne Verdrehungskunst.

Nächst der Selbstberuhigung kommt das Lob für die Belgier am häufigsten vor. Ihnen wird das Verdienst

[1]) The monarch Ambition hath harnassed his slaves;
But the folk of the Ocean are free as the waves.
For Peace thou art armed thy Freedom to hold:
Thy courage as iron, thy good-faith as gold.
Lord God of Battles. London, Cope and Fenwick, 1914, S. 7.

[2]) And Englishmen are now at war, all for this, they say,
That they are free, and other men must be as free as they.
Singsongs of the War. London, Poetry Bookshop, 1914, S. 8.

[3]) Not for long, on British foreheads, is the badge of serfdom set.
Poems of War and Peace. London, Macdonald, S. 16.

zugeschrieben, durch ihren Widerstand die Verteidigung Frankreichs ermöglicht zu haben. Ihre Leiden können diese Dichter nicht genug bemitleiden. (Sie haben Grund dazu!) Dabei haben sie jede Tartarennachricht der uns feindlichen Zeitungen mit kritikloser Freude als bare Münze genommen. Ein schottischer Geistlicher, Laughlan Maclean Watt, ist fest überzeugt, daß unsere Regierung der britischen eine Bestechung anbot, um freie Hand über Belgien zu erhalten; aber in London habe man geantwortet: „England läßt sich nicht kaufen“[1]). Dagegen scheint von den Dokumenten, die unsere Behörden über die einseitigen Abmachungen der belgischen Regierung mit der französischen und englischen veröffentlichten, keine Kunde nach Schottland gelangt zu sein. Beim Einmarsch in Belgien sollen unsere Truppen die haarsträubendsten Greuel begangen haben; nach den vielen Schilderungen dieser Art dürfte man sich nicht wundern, wenn in der Stadt Löwen kein Stein mehr auf dem anderen wäre und wenn es im ganzen Lande keine unentehrte Frau und kein ungespießtes Kind mehr gäbe. Nach dem romantischheiteren Hewlett hätte der Kaiser sogar befohlen, belgische Zivilisten vor die Feuerlinie zu stellen[2]). Gerühmt aber wird, daß die Fabrikarbeiterinnen von Herstal, nachdem sie die letzte Patrone auf unsere Soldaten verschossen, 2000 von diesen (!) mit siedendem Wasser so begossen haben sollen, daß die Stadt sofort wieder aufgegeben wurde: also versichert uns, offenbar auf Grund einer Zeitungsnotiz, eine geborene Schottin, Madame Henri

[1]) (Britannia) heard the traitor's tale.
The promised lie, the proffered fee,
If she'd stand by and let things be;
She flashed her answer, firm and free —
"Britannia's not for sale".
Britannia's Answer. London, Sampson Low, 1914, S. 9.

[2]) "Set them forward upon the line of fire,"
Singsongs, S. 5.

Curchod[1]). Das mögen kindliche Vorstellungen sein, aber sie sind nicht bloß zum Lachen; sie zeigen, wie sehr es unseren Feinden gelang, mit den belgischen Lügenmärchen das englische Volk gegen uns zu sinnloser Wut aufzustacheln.

Den Franzosen wird allerlei Freundschaftliches gesagt, da sie jetzt keinen Napoleon mehr hätten und nicht mehr auf Weltherrschaft abzielten. Taktvoll erinnert den Bundesgenossen an den Streit vor hundert Jahren ein Anonymus, der seine sehr aufrichtigen Lieder als „Warte des Krieges" herausgab. Er bedauert, daß jetzt in der zerstörten Kathedrale von Rheims keine Verehrer der Jungfrau von Orleans — England hat sie seltsam verehrt! — mehr beten können[2]). Derselbe Dichter ohne Namen beschäftigt sich mit den farbigen Hilfstruppen aus Indien, die der blinde Haß Englands gegen die weiße Rasse aufgeboten hat. Er hat gar nichts einzuwenden gegen ihre Loslassung auf uns Deutsche; denn diese Gurkhas und Sikhs seien uns an Ehre überlegen: sie töten nur die Kämpfer und plündern nicht, während durch uns „Loewen zerstört ist mit all seinen Kunstschätzen"![3])

[1]) Oh! well might the enemy loud blaspheme,
As the women poured water with horrid scream
From the height of their ambuscade.
They waited them there, they fêted them there
With blister and scald and burn;
And rivers of vapour spread out and ran
In molten streams over horse and man,
While, with Imprecation and Curse and Ban,
The German tried to turn.
The Union Jack. Paisley, A. Gardner, 1915, S. 38.

[2]) Now, the Cathedral, a ruin dark . . lies all despoiled, and open, and bare . .
And never again, o Joan of Arc, will those who loved you stand here in preyer.
Watching the War. I. London, Allenson, S. 79.

[3]) Our Gourkhas and our Sikhs will for honour shame them well,
They will kill the fighting men but will not ravage . . .
. . . . Louvain is destroyed with all its treasure.
Watching the War, S. 54.

— Die Serben werden wenigstens von Madame Curchod gerühmt als „kleine Brüder", aber große Idealisten, die niemals Schmach oder Tadel auf sich geladen hätten[1]). Alle serbischen Attentate sind offenbar in England entweder nicht geglaubt oder rasch vergessen worden; nur was gegen uns spricht, fliegt an; politische Leidenschaft verschiebt alle Grundlagen des Urteils.

Merkwürdig geht es den Russen. Sie erscheinen als der „wilde Bär", den die Engländer zusammen mit den Franzosen im Krimkrieg knurrend zurückjagten in seine Wildnis[2]) — was für den Bundesgenossen nicht gerade schmeichelhaft klingt. Wenn sie anmarschieren, so kommen sie „in Horden", eng an Geist und plump an Hand, voll dumpfen Aberglaubens und sogar — im stark betonten Unterschied gegenüber den englischen Truppen — ungeschoren. Aber es sind ihrer acht Millionen, die gegen uns Deutsche ziehen; darum „Ehre sei euch, Ehre"![3]) Wenn die Kosacken vorgehen, verwandeln sie sich aus Menschen in Bestien; aber sie mähen ja nur die stolzen Deutschen nieder (wenn es wahr ist); da gilt es nicht als Kannibalentum. Es fehlt nur noch, daß die Zerstörung Ostpreußens verherrlicht würde; aber mit dieser sind die Nerven der Engländer offenbar nicht behelligt worden. — Bemerkenswert ist es, wie

[1]) Who have, 'neath the yoke of tyrants, never known reproach nor blame,
But have held unto your ideal great and grand.
Union Jack, S. 58.

[2]) Side by side with France's might we chased the furious Russian bear,
And the Crimea's wintry night sent him back growling to his lair.
Watching the War. S. 11.

[3]) In hordes they come, ... unshorn ... with ignorant, dim superstitions, ... narrow of mind and clumsy of hand, ... and yet, ... eight millions are ready for war ... honour, honour to you! Watching the War, S. 45.

[4]) The Cossacks rode boldly — man welded to beast, etc.
Union Jack, S. 66.

Le Gallienne, der Sänger von „Paolo and Francesca", den Russen wenigstens durch die Blume andeutet, daß sie eigentlich gerade so schlecht seien wie die Deutschen. In einem fast elegischen Gedicht „Das Weinen der kleinen Völker" läßt er die Finnen und Polen mit den Tschechen und Schleswig-Dänen zu Gott klagen:

Wir möchten nur ein kleines Stück vom grünen, ehrgeizigen Land,
Nur um zu säen, singen und ernten, wo unsere Wiege stand.
Wir fordern keine Kohlenstationen, noch Häfen an Chinas Rand;
Es mögen sich die Großkindvölker befehden um solchen Tand.
Gewarnt durch die Zeit, ist unser Sehnen auf Dreierlei nur gewandt:
Wir möchten säen, singen und ernten, wo unsere Wiege stand.[1])

Aber „mit törichter, starker Hand" (foolish mighty hand) habe der Russe, der Deutsche ihr Land zu dem seinen geschlagen, usw. Das nimmt sich doch aus, als stünde der Dichter eigentlich ebenso gegen russische wie gegen deutsche Politik. Ob die Finnen nicht froh wären, wenn es ihnen so gut ginge wie den Tschechen? Auch hat Le Gallienne ein paar blutig unterjochte Völkchen vergessen, obwohl sie ihm recht nahe gelegen hätten: die Buren und die Iren.

Über Japan herrscht eisiges Schweigen.

[1]) We ask but a little portion of the green, ambitious earth;
Only to sow and sing and reap in the land of our birth.
We ask not coaling-stations, nor ports in the China seas,
We leave to the big-child nations such rivalries as these.
We have learned the lesson of time, and we know three things of worth:
Only to sow and sing and reap in the land of our birth.
The Silk-Hat Soldier. London, John Lane, 1915, S. 17f.

Wir Deutsche werden als brav bezeichnet, solange wir fleißig zu Hause blieben, Bücher schrieben und uns Märchen erzählten: „Es gibt nicht schön're Elfenmärchen als die alten deutschen!“ Dann aber haben wir uns durch „einen barbarischen Mann“ davon abbringen lassen[1]). Wir sind aufs Meer hinausgefahren, zu einem Volke des Handelns und Handels geworden und dabei durch unsern Fleiß den englischen Kaufleuten und Imperialisten sehr lästig gefallen. Am deutlichsten sagt uns das ein Dichter mit deutschem Namen, Herbert Kaufmann, der in möglichst populären Bänkelsängerstrophen und Dialektwendungen schreibt:

Wir sind friedlich gute Leute, die nicht sich, noch andre plagen;
O wir haben gar so gerne das Behagen! . . .
Schont gefälligst uns're Ruh, stört nicht unser Wohlergehen,
Sonst setzen wir euch Spitz' und Knopf zusammen — o, ihr werdet sehen![2])

Auf dieselbe Auffassung läuft hinaus, was z. B. R. H. Forster, ein Rechtsanwalt aus Northumberland, über den Materialismus der modernen Deutschen ausführt. Nur macht Forster mehr die deutschen Pro-

[1]) No-fairy stories are so child-like sweet
As those we tell from ancient German lore . . .
Why is this wealth of gifts all cast away
By one barbaric man —.
Watching the War, S. 25, 24.

[2]) We're are a peaceful sort of people, and we quite dislike to scrap;
We're so very fond of our tranquillity . . .
Teach them not to interfere with our comfort and our cheer;
And once we do start on the job we make the point quite clear,
Oh, dear!
The Song of the Guns. London, Fisher Unwin, S. 8.

fessoren dafür verantwortlich. Er redet den „Herr Professors" ins Gewissen:

Ihr schmäht das Gute mit geringstem Lobe
Und kleidet das, was schwarz, in andre Robe ...
Ihr predigt Lehren materieller Macht ...
Ihr habt die Hassessaat ins Volk gebracht ...
Ihr lehrt es nach dem deutschen Adler krächzen ...
Dafür sollt ihr in schweren Strafen ächzen![1])

Gibt es Wirtschaftslehrer und vaterländische Geschichtschreiber nicht auch in England? Aber was bei dem einen Volke selbstverständlich ist, daß es an den Gütern dieser Erde teilhaben will, das scheint bei dem andern als Verbrechen zu gelten, das blutig geahndet werden muß. So unlogisch diese Dichtergeständnisse sind, gewähren sie uns doch Einblick in die englische Denkweise.

Derart gefährlich soll unsere gottlose Kultur sein, daß sie, wenn wir siegen, die Welt verderben würde: das befürchtet der gelehrte Verfasser einer Versabhandlung „1914", der in Cambridge druckt, verhältnismäßig den weitesten Umblick hat und sogar mancherlei für uns zu sagen wagt, so daß er es vorzog, seinen Namen hinter den Anfangsbuchstaben C. W. zu verbergen. Er begreift ausnahmsweise, daß wir uns vor Rußland zu wehren haben, das nicht bloß die Vormacht der Slawen, sondern aller Despotie sei[2]). Er würde es begreifen, wenn wir,

[1]) You that the good with faintest praise defame ...
You that give black another colour's name ...
And preach the gospel of material might ...
Only to grow the noxious weeds of hate ...
And tune them to the German eagle's screech. ..
If such the crop, shall not the world demand
A stern account of you who tilled the land?
War Poems of a Northumbrian. Newcastle-on-Tyne, E. Noble, 1914, S. 28.

[2]) Russia, the Slav, the champion of Slavonic slaves,
Russia the branded front of all autocracies,
The marked and hated foe of all the hungering poor,
That cried for bread and for the trampled rights of man.
1914. Cambridge, W. Heffer, S. 5.

als ein zahlreiches und starkes Volk in kleinem Lande, uns so ausdehnen wollten, daß unsere Kolonisten uns nicht, wie bisher, verloren gehen. Er ist sich der Stammesgemeinschaft bewußt, läßt unsere Musiker, Naturforscher und Philosophen gelten und hält es nicht für unmöglich, daß unser systematisches Denken und Handeln schon im gegenwärtigen Kriege schließlich zum Siege führen[1]). Dennoch spricht er von uns als von gänzlich materialisierten „Vandalenhorden" und ruft Wehe über die Welt, wenn wir uns durchsetzen:

Berauscht von Macht, unhemmbar wird der Deutsche
Nach mehr Macht über alle Welt dann greifen,
Und edle Kunst und Geistesart wird sterben[2]).

Da bleibt kein Zweifel: wir hätten bekriegt werden müssen, auch wenn sich niemals ein deutscher Soldat auf belgischen Boden gewagt hätte. So redet selbst ein besserer Engländer, der, nach seinen Anspielungen zu schließen, durch die humane Schulung des 18. und durch die künstlerische des 19. Jahrhunderts hindurchgegangen ist, der sich an dramatic Wagner und lyric Brahms gelabt, aus Behrens, Koch und Gauß belehrt hat. Auch er mutet uns kein anderes Ziel zu, als Machtsucht (lust of power, destroying all). Ja, hätten wir Elsaß-Lothringen den Franzosen überlassen — daß die Bewohner wesentlich deutsch sind, bringt er nicht in Anschlag —, dann wäre alles gut und der Friede für die Kulturländer des Westens auf immer herrlich gesichert. Da wir solches aber nicht getan, sei nicht einmal das

[1]) And when this thoroughness of thought and work
Are turned to art and craft and warlike needs,
It is through this that victory may come.
S. 20.

[2]) Woe to the world if Germans win the day!
With power drunken, nought will stop the rush
For greater power o'er the world at large;
And gentle arts and spirits kind will die.
S. 22.

Land des Washington mehr vor unsern Fängen sicher. Obwohl er theoretisch einmal von Menschenrechten spricht, kann er sich doch praktisch vom englischen Anspruch auf Weltherrschaft nicht losmachen. Wir kommen eben etwas spät mit dem Ansuchen, neben den großen Völkern, die schon im 18. Jahrhundert aufgestanden sind, unsern Platz auf den Meeren einzunehmen; man war über die zersplitterten Deutschen schon zur Tagesordnung übergegangen; durch schöne Worte und Kulturarbeit allein vermögen wir das verstockte und eingerostete Vorurteil gegen uns nicht zu überwinden.

Mit herzensfrischer Derbheit poltern verschiedene minder gebildete Reimer jetzt einen faustdicken, echt insularen Deutschenkoller heraus, der sonst in friedlichen Tagen selbst in den niedrigsten Zeitungen aus Anstandsgründen unterdrückt wurde. Ein Pröbchen darf hier nicht fehlen. Harold Begbie, anscheinend ein frommer Mann, denn er hat schon einen „Beweis Gottes" in Dialogform veröffentlicht, erklärt gleich auf der ersten Seite seiner „Kampfesverse" im Straßenjargon:

So oft ein Deutscher in den Weg mir kam geschaßt,
Hat ihn mein Hausverstand mehr als den Kain gehaßt.
Es juckt mir in der Hand, seh ich das Bettlerpack!
Der stolze Nacken — meine Faust ballt sich im Sack.
Ihr Schwätzen ist für mich ein Mittel zum Erbrechen;
Und erst ihr „Deutschland über alles"[1] — o, die Frechen![2]

[1]) Unser Nationallied wird von Ausländern in der Regel nicht als unbegrenzte Hingebung an das Vaterland gefaßt, wie es gemeint ist, sondern als Anspruch auf Herrschaft über alle andern Völker.

[2]) Whenever I have knocked against a German, common sense has made me hate him worse than Cain.

There is something knock-you-down about the beggars, and the wey they stick their chests out makes you creak;

But their lingo! — it's an insult to creation; and their „Germans Over All" is — well, it's cheek.

Fighting Lines. London, Constable, 1914, S. 3f.

Nicht wiederzugeben sind die Schmähungen auf den Kaiser. Man muß sich nur wundern, daß Verleger, die früher auf Anstand hielten, sie druckten. Nirgends sehe ich auch nur einen Ansatz oder halben Willen zu Verständnis. Als Zeichen, was Engländer in dieser Hinsicht zu glauben vermögen, sei auf ein Gedicht in der „Warte des Krieges" hingewiesen, wonach sich Wilhelm II. am 4. September zum „Kaiser von Europa" ausrufen ließ[1]).

Über die Vorbereitungen zum Kriege gegen uns deutet Forster in einem Gedicht „To the English Press" Dinge an, die für das tatsächliche Verhältnis weiter englischer Kreise zu der laut bekundeten Friedensliebe lehrreich sind. Er dankt den englischen Zeitungsleuten im Namen der Nation, daß sie

Das wichtige Geheimnis trefflich wahrten:
Sie ließen fein die Welt im Wahn, wir schliefen
Oder wir seien langsam, wie gewöhnlich.
Ihr wußtet: großes Rüsten war im Zuge;
Doch goldnes Schweigen lag auf euren Lippen[2]).

Das stimmt zur Angabe von Bernard Shaw, wonach sich der britische Löwe schlafend gestellt habe, um Deutschland in den ungleichen Kampf zu locken. Wenigstens ein Gerücht dieser Art war offenbar sehr verbreitet und wurde verständnisinnig hingenommen.

Die Ziele des Krieges, wie diese Dichter vom Grunde des Herzens sie ersehnen, schwanken zwischen Deutschlands Entwaffnung und völliger Vernichtung. Die

[1]) „Emperour of Europe", is that to be the Kaiser's name? . . .
He will drive us to the grave.
Watching the War, S. 62.

[2]) Men of the Press, a nation's thanks to you,
Who the great secret have so grandly kept,
And let the world imagine that we slept,
Or moved as slowly as we used to do.
Great movements were in progress, this you knew,
Yet o'er your lips a golden silence crept, etc.
War Poems, S. 18.

Humanität dieser Idealisten steht noch ganz auf der Stufe des alten Spenser, der in der „Feenkönigin" in den schönsten Versen für Nächstenliebe und Gnade schwärmte, in einer ernsthaften Prosaschrift über Irland jedoch empfahl, die Bewohner dieser Insel, da man das Land leider nicht für eine Weile unter das Meer versenken könne, derart zu quälen, daß sie aus Verzweiflung sich selber auffräßen. In der „Warte des Krieges" wird angekündigt: der Kaiser muß sich gefangen geben — o weh; den Hunnen muß man erschlagen — halbe Maßregeln taugen nichts; die Verbündeten müssen Berlin den Frieden diktieren; und dann, wenn der Wilde umgebracht ist, dann wird der Deutsche „in dem Geiste, den wir pflegten", frei und herrlich auferstehen![1] (Unseren Schutz gegen Rußland übernimmt dann wohl der gütige Verfasser.) — Selbst der Cambridger C. W., der von der Unausrottbarkeit des deutschen Geistes überzeugt ist, verkündet:

Der wilde Adler muß zu Falle kommen.
Wir wollen ihm die Schwingen zausen, daß er
Nie mehr als Räuber durch den Äther fliegt.[2])

Eine gewisse Ausnahme von der allgemeinen Selbstumnebelung und Siegeszuversicht macht nur Rudyard Kipling, der begabteste und gefährlichste der englischen Imperialisten, der seit Jahrzehnten seinen Landsleuten im Bibelstil alle Meere als ihr gottgespendetes Erbteil zugesprochen hat. Er schlägt Töne der Salbung, ja

[1]) The Kaiser — oh, pity! — must give up his sword . . .
No use for half-measures, the Hun must be slain . . .
The allies must dictate to Berlin.
When the savage has perished, the German we see
In the spirit we cherished rise glorious and free.
Watching the War, S. 65 f.

[2]) The savage eagle must be brought to fall.
We 'll pluck his wings so that he soar no more
As bird of prey throughout the limpid skies.
1914, S. 26.

der Zerknirschung an, um allen seinen Landsleuten die Flinte in die Hand und die äußerste Opferwilligkeit in den Sinn zu legen. Er liebt uns nicht; sein Ruf lautet: Der Hunne vor den Toren! Er ahnt, daß die lebende Generation nicht mehr zum ruhigen Genuß ihres Daseins kommen wird, und drängt um so mehr auf erneute und immer wieder erneute Streitbegier. Doch warnt er vor

bequemen Hoffnungen und Lügen:
Sie würden uns ums Ziel betrügen.
Zu Eisenopfern stähle
Sich Leib und Will' und Seele![1])

Angenehm ist es nicht, diese „schöne Literatur" zu durchblättern. Sie mindert die Achtung vor dem Menschen. Aber manches ist daraus zu lernen, und sorgsamer als bisher müssen wir die öffentliche Meinung unserer Nachbarn studieren. Ein Meer von Gift flutet zurzeit zwischen Briten und Deutschen. Tennyson hatte Recht, als er einmal an die Königin Viktoria schrieb: „Die beiden Völker können nur brüderliche Freunde sein oder tödliche Feinde!" Durch die Offenherzigkeit der Dichter erfahren wir am deutlichsten die Gründe und Abgründe der Feindschaft. Die Feder unserer Gegner teilt sich mit dem Schwert in den Kampf und wird ihn noch viel länger als das Schwert fortsetzen. Aber eines Tages wird sich eine gewitzigte Generation Engländer einer menschlich so tiefstehenden Poesiebewegung schämen.

In einer Blütensammlung zu Kriegszwecken, herausgegeben von H. J. Bulkeley, fand ich unter anderen Sonetten des edlen Volkserziehers Wordsworth auch das berühmte „Milton, thou shouldst be living at this time"

[1]) No easy hopes or lies
Shall being us to our goal,
But iron sacrifice
Of body, will and soul.
For all we have and are. London, Methuen, S. 3.

abgedruckt. Ja, Milton, lebtest du zu dieser Zeit! Du warst ein echter Knechtschafthasser und hättest dich nicht mit dem Zaren verbündet unter dem elenden Vorwande, uns zur Erlösung von der eigenen Wehrmacht zu verhelfen. Du warst ein Freund der Freiheit nicht bloß für England, wie dein schönes Wort von the mountain nymph, sweet liberty, bezeugt. Du hast die Verführungskünste gewissenloser Forumsredner gekannt und deine Landsleute — leider bereits vergeblich — vor ihren Schmeicheltönen gewarnt. Du hast mit deinen Schreckensbildern von Kriegen und Lazaretten ehrlich dem Blutvergießen zu steuern getrachtet und zugleich für Staatslenker, die aus Herrsch- und Habsucht das Schwert schärfen, das richtige Wort „Tyrann" gefunden, das dann Klopstock und Schiller von dir übernahmen. O lebtest du heute; du würdest deutsche Freiheitsverteidigung und Rechtsempfindung und Wahrheitsliebe verstehen!

Aber auch Byron, der selbstentzweite, weltschmerzliche Sohn einer weicheren Zeit, steht noch hoch über Englands heutigen Kriegssängern. Er hatte doch Augen, um zu sehen, was für dunkle Kräfte damals wie heute hinter dem Tun der Diplomaten und dem Gerede der Literaten walteten. Er hatte die Aufrichtigkeit, den eigenen Regierenden ihre wirklichen Absichten vor aller Welt ins Gesicht zu sagen. Er vermochte sich in die Lebensnotwendigkeiten anderer Völker hineinzudenken und eine Freiheit auch vom nichtenglischen Standpunkt aus zu begreifen. Es stärkt unsere Zuversicht, von diesem britenkundigen Geiste das sittliche Grundelement gegen britische Mitbürger vertreten zu sehen, das uns in diesem Kampfe beseelt und das der alte Arndt in den mannhaften Vers kleidete:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

Dr. Josef Kohler, Berlin:

Der heilige Krieg

Rede am 19. Februar 1915

Die Araber hatten sich in der Zeit vor Mohammed, in der Zeit der Djahilija, der Finsternis, schon mehrfach mit Kulturvölkern berührt, und in Südarabien hatte sich sogar zur Zeit der Nabatäer und Himjariten eine hervorragende Bildung entwickelt. Doch das himjaritische Reich zerfiel, und im 6. Jahrhundert finden wir die arabischen Stämme wieder im Stande des Nomadentums mit einem festen Geschlechterwesen von ritterlichem Stolz, feudal gesinnt, mit stark entwickelter Blutrache und gefeiertem Heldentum. Schon damals hatte sich eine üppige Poesie gebildet und man besang dabei die Liebe ebenso wie die Helden der Fehde- und der Blutrache. Die Ehe war polygam, die Familie stark patriarchalisch, der Mann hatte ein freies Scheidungsrecht; doch war bereits der Brauch herrschend geworden, daß der Ehemann der Frau bei der Ehe ein Wittum versprach und dadurch ihre Stellung sicherte. Der Kultus war ein Naturkultus, teils astronomischer Art, teils ein Kultus heiliger Steine. Noch im Islam deutet der Halbmond und das Steinheiligtum, die Kaaba in Mekka, auf die ehemalige Naturreligion zurück. In Mekka waltete ein starkes Patrizierwesen, und unter diesem spielte die Familie der Koreischiten eine besondere Rolle.

Da geschah um das Jahr 570 das ungeheure, es wurde im Geschlecht der Koreischiten Mohammed geboren, — ein ganz einzigartiges Ereignis in der Geschichte; denn wenn auch sonst die Religionsstifter ihren Religionen ein bestimmtes Gepräge aufdrückten, so ist doch dies beim Islam, bei der Religion Mohammeds, am stärksten. Jesus ebenso wie Buddha gingen aus gewissen philosophischen Systemen ihrer Zeit hervor, nur bei Zarathustra läßt sich, weil hier alles dunkel ist, eine tiefere Beziehung zwischen Personen und Zeitalter nicht nachweisen. Die Religion Mohammeds aber ist speziell die Religion ihres Heros. Wie bei anderen Religionsstiftern hat die Legende einen üppigen Kranz um seine Geburt gewunden; sofort soll er gesprochen haben: Ich bin der Prophet; und die Tierwelt habe sich vor ihm verneigt. Doch erst in gereiften Jahren trat er hervor. Lange Zeit hatte der Geist in ihm gewirkt, seine epileptische Natur zeigte sich in starken Ausbrüchen seines exzentrischen Wesens. Vieles hatte er von der Welt gesehen, als Handelsherr hatte er die Länder durchstreift, das Judentum und Christentum ziemlich genau kennen gelernt, und so hatte er sich ein System der Religion zurechtgelegt, das sich nicht etwa durch metaphysische Tiefe auszeichnete, wie z. B. der Buddhismus, auch nicht durch ethische Größe wie das Christentum, aber in seiner Klarheit und Verständlichkeit bestimmt war, eine gewaltige Rolle in der Geschichte zu spielen. Dem Judentum hatte er den scharfen Monotheismus entnommen und trat auf solche Weise seinen Landsleuten entgegen. Der Vielgötterei rief er zu: es gibt nur einen Gott, es gibt nur Allah den Gewaltigen. Immer und immer kehrt dieser Ausspruch bei ihm wieder. Sodann hatte sich bei ihm die Idee festgesetzt, daß er der erleuchtete Prophet, zur Verkündung der

göttlichen Wahrheit berufen sei. Gewiß war dies seine Überzeugung, und nur eine historische Verkehrtheit kann annehmen, daß bei ihm etwa eine absichtliche Täuschung obwaltete, wenn es auch gerade bei solchen Naturen nicht selten vorkommt, daß voreingenommene Ideen, Selbsttäuschung und bewußte Fantastik zusammenwirken. Dem Christentum entnahm er die Lehre von der jenseitigen Vergeltung, Paradies und Hölle spielen bei ihm die allergrößte Rolle; auch das jüngste Gericht fügte er seinem System ein, denn seine Phantasie war mit diesem Gedanken einer großen Rechenschaftsablegung am Ende der Tage ganz besonders beschäftigt. Mit diesen Elementen wußte er scharf auf die Völker einzuwirken: das Paradies gebührt dem Tapferen und dem Gläubigen; der Feigling und der Götzendiener verfallen dem höllischen Feuer unter ewigen Qualen. Andererseits spricht er auch von der Barmherzigkeit Gottes und schildert das höchste Wesen in einer Weise, welche es der Seele des Gläubigen naheführt. Wie bei allen Orientalen aber ist bei ihm die Religion zugleich der Inbegriff alles Wissens und Könnens, und seine Religionslehre zeigt eine ständige Überleitung auf Rechtsfragen und Rechtsinstitute; Ehe-, Erbrecht, Kriminalität, aber auch Verkehrsrecht, Wucherwesen, alles wird von ihm berührt. So gibt er ein ganzes System für die Regelung des Lebens, ein System einfach und schlicht, wenn auch ohne große Vertiefung; und wenn einige wenige Partien, wie z. B. das Erbrecht später in Spitzfindigkeiten übergingen, so war das die Schuld späterer Zeiten. Im großen und ganzen schloß er sich aber im Leben an die arabischen Bräuche an. Die Vielweiberei nahm er an in Gestalt der Vier-Frauenehe. Aber es ist ein hervorstechender Zug, daß er keine Haupt- und Nebenfrau kennt: die Frauen sollen alle einander gleichstehen und alle eine gleich gute

Behandlung finden. Wittum und Ehescheidung hat er dem damaligen Recht entlehnt. Noch heute kann die Ehe beliebig geschieden werden durch den Ausspruch des Mannes, durch den Talag. Auch die Blutrache behielt er bei, jedoch in verbesserter Form: die Vendetta solle nur gegen den Täter, nicht gegen die Familie des Täters gehen, man solle nicht nach der Seite schlagen. Andererseits war es ein weitschauender Gedanke, daß er den damals üblichen Kindsmord verpönte.

Seine Lehre fand in Mekka wenig Anklang; das vornehme Patriziertum wollte nicht viel von ihm wissen, und sein ganzes System wäre wohl untergegangen oder seine Wirksamkeit hätte einen ganz anderen Ausgang genommen, wenn nicht ein wichtiges Ereignis eingetreten wäre. Im Jahre 622 folgte er der Einladung verschiedener Familien von Medina, auf welche er durch seine Eigenart und Originalität Eindruck gemacht hatte, und man berief ihn, um dortige Streitigkeiten zu schlichten und Ordnung und Ruhe zu schaffen. Mit Recht hat der Islam diesen Zeitpunkt als den Wendepunkt der ganzen mohammedanischen Geschichte angenommen; es war die sogenannte Hedschra, von der die Mohammedaner die Zeitrechnung zählen: mit ihr begann für Mohammed ein neuer Wirkungskreis, und die ganze Art der von ihm ausgehenden Bewegung ist von ihr bestimmt worden. Ein Religionsstifter, der er war, wurde er nun zum Staatsmann und Politiker. Er wußte in Medina die Geschlechterstämme zu beruhigen, gab der Stadt eine neue Verfassung; noch mehr, er drang von da aus offensiv gegen Mekka vor. Man hätte annehmen können, daß er dem ganzen bisherigen mekkanischen Kult den Rücken kehrte und namentlich auch die Wallfahrt nach Mekka und den Besuch der Kaaba aus dem Kreise seines Wirkens verdrängte; aber dieser Kult war zu sehr eingebürgert,

als daß er sich von ihm lossagen konnte, und so kam es, daß er die Wallfahrt nach Mekka auch gegen den Willen der Mekkaner erzwingen wollte. Dies führte ihn zu den Kämpfen gegen Mekka, welche dann weitere Kämpfe gegen die benachbarten syrischen Gebiete mit sich führten. 624 machte er die Expedition, welche mit dem Siege bei Bedr endete, der mehrfach im Koran erwähnt wird. Nicht immer waren seine Anschläge vom gleichen Glück begünstigt, es kam sogar einmal zu einer Belagerung Medinas, aber im Jahre 630 gelang es ihm, Mekka zu erobern und 632 war ein großer Feldzug nach Syrien geplant. Da erkrankte der Prophet und starb am 8. Juni 632, schon im 52. Lebensjahre. Aber sein Wirken hatte der Welt ihre Richte gegeben; es war nicht mehr ein stillschweigendes proselytisches Vordringen, sondern es war ein kriegerisches Beginnen, ein ständiger Kreuzzug gegen die Götzendiener, und diese Bestrebungen wurden von seinen zwei gewaltigen Nachfolgern mit Kraft fortgesetzt; Abu Bekr eroberte Palästina, und der Feuergeist Omar gewann in den Jahren 636—644 die Herrschaft über Syrien, über Irak und Ägypten, bis er dem Meuchelmord unterlag. Jetzt war das größte der Arbeit geschehen: der Islam war weit über sein Gebiet hinaus zur Herrschaft gelangt, und der Kalif galt als geistlicher und weltlicher Herrscher; Omar kann als der zweite Begründer des Islam gelten. Allerdings zeigte sich auch jetzt die politische Inferiorität der sonst so begabten semitischen Rasse: Neid, Mißgunst, Eigendünkel vergifteten die weiteren Bestrebungen. Der nachfolgende Kalif, der schwache Othman wurde ebenfalls ermordet, sein Wirken war nicht sehr erfolgreich gewesen; das größte, was er tat, war die Zusammenstellung des Koran.

Der Koran ist das heilige Buch des Islam, welcher zum Unterschied von den heiligen Büchern anderer

Religionen vollständig auf den Propheten und dessen Offenbarungen zurückgeht. Man darf in ihm keine tiefsinnige Weisheit erwarten, auch kein geordnetes System; in wildem Durcheinander folgen sich die Ideen wie in einem Fiebertraum und wiederholen sich in endloser Reihe. Die Lehre vom einen Gott, von der Prophetie Mohammeds kehrt fast auf jeder Seite wieder, die Schilderungen des Paradieses und der Hölle geben dem Ganzen das Relief. Das Buch wirkt auf uns ermüdend, auf die Gläubigen aber eindringlich durch die ständige Suggestion, es ist kein belehrendes, aber ein eminent suggestives Werk. Allerdings in vielem unvollkommen, wurde es durch die mündliche Tradition ergänzt, durch die Sunna, welche namentlich in Rechtssachen schöpferisch wirkte und neben dem Koran zur Quelle des Islamrechtes wurde.

Die weiteren Ereignisse zeigen nicht immer sehr erfreuliche Seiten. Der Nachfolger Ali wurde ebenfalls ermordet, und es entstand unter dem syrischen Statthalter Moawija (661) das Kalifat der Omajjaden, das bis zum Jahre 749 unter einer Reihe teils bedeutender, teils unwürdiger Herrscher wirkte, bis sich die Abbassiden gegen Merwan II. erhoben und fast die ganze Familie der Omajjaden ausrotteten; nur wenige entkamen, darunter Abd ur Rahman, der nach Spanien floh und dort das Kalifat von Cordova gründete. Die Abbassidendynastie in Bagdad brachte das Kalifat zur höchsten Höhe, Almansor und Harun Al Raschid waren die Hauptgewaltigen jener Zeit, und unter ihnen erlebte das religiöse Recht seine Hauptblüte. Allerdings auch hier zeigte sich ein rascher Niedergang, und lange Zeit vegetierte das Kalifat machtlos, bis im Jahre 1258 der Mongole Hulagukhan, Dschingiskhans Enkel, dem Kalifat ein Ende machte. Furchtbar wütete er in Bagdad,

200000 Menschen sollen erschlagen worden sein. Unterdessen hatten in Ägypten die Fatimiden und die Ejubiden die Herrschaft an sich gerissen, und unter den letzteren ragte Saladin, jener ritterliche Held aus der Zeit der Kreuzzüge hervor, ein Gewaltiger seiner Tage; aber dem Kalifat waren andere Schicksale beschieden.

Ein neues Herrschergeschlecht trat auf den Schauplatz und verlieh dem Islam eine ungeheure Tragweite. Der mongolische Stamm der Türken, der eine Zeitlang unter den Seldschuken gedient hatte, war eine selbständige Staatsmacht geworden; er entwickelte große kriegerische Talente, schuf in den Janitscharen ein ständiges Heer, und Männer wie Ertogrul und Osman stürmten mächtig aus Asien hervor. Wie die mongolischen Stämme überhaupt, so hatten die Türken ausgeprägte gewaltige Herrschernaturen; sie siegten über Adrianopel und machten es zur Hauptstadt ihres Reiches; sie schlugen die Westländer auf dem Amselfelde, und Mohammed II. bezwang im Jahre 1453 Konstantinopel; er brach die theodosische Mauer bei Top Kapu und drang in die schönste Stadt der Welt ein; in der Hagia Sophia tauchte er die Hand in das Blut der Griechen und bezeichnete damit die Wand des Heiligtums! Es folgte Selim I., der Ägypten eroberte und Soliman der Prächtige, und unter Selim war es, daß bei der Eroberung von Ägypten das Kalifat dem dortigen letzten Vertreter abgenommen und auf die türkischen Sultane übertragen wurde. Seit 1517 ist daher der türkische Sultan zugleich der Kalif und damit der Herrscher der Gläubigen; so besteht eine Art von Realunion der geistlichen und weltlichen Macht. Die weltliche Macht ist beschränkt auf das türkische Reich, die geistliche Macht aber herrscht über die ganze Islamwelt, wo immer der Name Mohammeds erklingt. Nur in Persien besteht die schiitische Richtung, welche den

Kalifen nicht anerkennt, sondern annimmt, daß das Oberhaupt, der Imam, nicht im Diesseits, sondern im Jenseits lebt. Man kann sie mit den Protestanten vergleichen, die nicht an den Papst, sondern an ein himmlisches Oberhaupt der Kirche glauben. Lange Zeit waren sie mit den Orthodoxen, mit den sogenannten Sunniten, im Zwiespalt; der Zwiespalt ist heutzutage beseitigt, sie wirken und kämpfen jetzt an der Seite des islamischen Papstes.

Und nun der heilige Krieg. Der heilige Krieg war ursprünglich der Religionskrieg, den Mohammed gegen Mekka und dann gegen die Abgötterei überhaupt führte. Er war das Merkzeichen der Islamreligion, und in ihm erhob sich der Cäsaropapismus des Kalifats. Der Kalif als Herrscher der Gläubigen und als Herrscher der Islamvölker, ganz ähnlich wie man sich etwa denken könnte den deutschen Kaiser des alten Reichs und den Papst in einer Person! Und wie das Kaisertum die christliche Welt gegen die Ungläubigen vertreten sollte, so der Kalif die Islamvölker gegen ihre Gegner. Von diesem heiligen Kriege ist auch in den Rechtsbüchern viel die Rede, beispielsweise bei dem Staatsrechtslehrer Mawerdi aus dem 11. Jahrhundert, und ausführlich spricht von ihm auch der Fath-al-Quarib. Allerdings sind die Grundsätze, die sich hier finden, teilweise veraltet, so die Bestimmung über die Gefangenen, die getötet oder ausgelöst werden sollten, die Bestimmungen über Verteilung der Beute und über Kontributionen. Von Bedeutung ist aber namentlich folgendes: Es wird ein wesentlicher Unterschied gemacht zwischen den Juden und Christen einerseits und den Götzendienern anderseits. Den Juden und Christen trat Mohammed nicht gerade feindlich entgegen, er spricht mit der größten Hochachtung von den Propheten des alten Testaments,

von Abraham, Moses, Elias und auch Jesus, den Sohn der Maria, behandelt er mit großer Verehrung und erzählt von ihm manche Legende, die wir vor ihm aus den Evangelien nicht kennen, er tadelt nur, daß man Jesus später zum Gott gemacht und dadurch gegen das Prinzip des Monotheismus verstoßen habe. Die Christen ließ man auf ihren Gebieten sitzen und legte ihnen nur eine Personalsteuer auf. Außerdem unterschieden schon die alten Staatslehrer des Islams wesentlich zwischen dem heiligen Krieg als Angriffs- und als Verteidigungskrieg. Als Verteidigungskrieg soll er nicht neue Gläubige heranführen, sondern er soll die Gläubigen gegen die Bedrückung schützen, und es wird ausdrücklich davon gesprochen, daß ein solcher Krieg nur begonnen werden soll, wenn man den Versuch der Versöhnung gemacht hat.

Betrachten wir nun den heutigen Krieg des Islams, so ist er ein Verteidigungskrieg. Mit Recht klagt der Orient, daß nicht nur die Türkei, sondern überhaupt die Islamwelt mehr als ein Jahrhundert lang von den Engländern, Franzosen und Russen bedrängt und in ihrer Entwicklung gehindert worden sei. Gegen diese Bedrängnis will man sich wehren; Ägypten ist der lebendige Zeuge der englischen Übergriffe, Persien wurde von Rußland und England geteilt, wie wenn es ein staatenloser Körper wäre, und auch sonst ging das Bestreben unserer Feinde auf die Dezimierung der Islamstaaten hinaus. Was Wunder, daß sie sich nun regen, daß sie vom erstarrten Schlaf aufleben und daß der Islam wieder die Rolle spielen will, die ihm nach seiner Bedeutung in der Weltkultur beschieden ist. Der heilige Krieg des Islams ist also kein Eroberungskrieg, sondern ein konservativer Krieg im höchsten Sinne; die Expansionsgelüste in Rußland und England, auch in Frankreich, gingen nicht etwa dahin, dem Islam kulturell

aufzuhelfen, sondern ihn zu knebeln und in Banden zu schlagen. So ist auch das Fetwa des Scheich ül Islam gefaßt, welches den heiligen Krieg verkündet hat. Er ist daher nicht ein Religionskrieg zur Bedrängung des Christentums, sondern ein Befreiungskrieg des Islams gegen seine Unterdrücker. Er hat keine antichristliche Tendenz, man könnte ihm eine solche nur dann unterlegen, wenn etwa das Bestreben der Christen wäre, gewaltsam den Islam auszurotten und das Christentum an seine Stelle zu setzen, wenn wir etwa dächten, wie der törichte Schwätzer Gladstone, der erklärte, man könne nicht ruhig sein, bis das schreckliche Buch, der Koran, vertilgt wäre. Das wollen wir nicht, die Islamgläubigen sollen sich freistaatlich entwickeln.

Dazu kommt aber noch folgendes: der Islam ist nicht nur eine Religion, sondern er ist eine Kulturwelt mit eignem Rechte, eigner Jurisprudenz, eigner Gerichtsverfassung, eigner Philosophie und eignen künstlerischen Bestrebungen. Unsere Sache ist es nicht, dieser Islamkultur feindselig entgegenzutreten, sondern sie zu heben und mitzuwirken, daß sie in unserer Welt dasjenige leistet, was sie zu wirken vermag. Und in der Tat hat eine Kulturwelt, die das vermocht hat, was der Islam tat, alles Recht, fortzubestehen. Man wende nicht ein, daß ihm Einrichtungen eigen sind, welche uns abstoßen, wie z. B. die Polygamie; müssen wir doch sagen, daß auch das Judentum noch bis in spätere Zeiten die Polygamie als statthaft erklärte, und daß erst im 11. Jahrhundert die Wormser Synode die Polygamie im Judentum völlig verdrängt hat. In der Tat spielt sie jetzt auch in der Islamwelt so viel wie keine Rolle. Auf meine Nachfrage erhielt ich in Bosnien die Mitteilung, daß dort nur ein Fall von Polygamie bestehe, und in der Herzegowina wurde mir ein Theologe ge-

nannt, der mit zwei Frauen hause. Allerdings besteht noch die Möglichkeit des Verkehrs mit Sklavinnen, aber auch dies ist eine Ausnahmeerscheinung, und schließlich steht er nicht so tief wie die europäische Prostitution, jene Einrichtung von hervorragendster Verwerflichkeit. Daß ferner der Ehemann ohne weiteres sich von der Frau scheiden kann, ist natürlich unserem Empfinden widersprechend; allein man muß erwägen, daß auch bei den Juden die beliebige Scheidung durch den Mann kraft des Scheidebriefes (get) noch bis in das 11. Jahrhundert bestanden hat, bis die Rabbiner hier ein neues Recht einführten, wonach die Scheidung auf Antrag des Mannes oder der Frau nach Erwägung des Falles gerichtlich erkannt werden müsse. Derartige Strömungen müssen auch im Islam mit der Zeit herrschend werden; wesentlich ist nur, daß man ihm seine ruhige Entwicklung beläßt. Die Handelsbestimmungen mit dem Verbote des Zinsennehmens haben schon an und für sich nicht mehr eine große Bedeutung, sie werden immer umgangen. Auch sonst läßt das Islamrecht nach allen Richtungen eine weitere Entwicklung zu. Neulich erschien ein Werk eines ägyptischen Juristen über die Lehre des Islams vom Rechtsmißbrauch, aus dem man mit Staunen ersehen kann, wie im Islam sich das Verhältnis zwischen Moral und Recht gestaltet und wie man das Recht moralisiert durch die Lehre, daß der Mißbrauch des Rechts, auch des besten Rechts, zum Unrecht wird; es ist erstaunlich, welche Menge von Rechtserscheinungen der modernen Zeit hier von diesem Gesichtspunkt aus beleuchtet wird.

Was aber die sonstigen Leistungen des Islams betrifft, so wissen wir ja, was die Mathematik, die Astronomie, die Chemie und vor allem auch die Philosophie den Arabern verdanken. Sie haben den

Aristoteles wieder aus der Vergessenheit heraufgeholt, und erst durch sie ist die ganze scholastische Richtung ermöglicht worden, die eben auf einer Verbindung des Aristoteles mit dem Christentum beruht. Man möchte vielleicht annehmen, daß der strenge Monotheismus des Islam dem Pantheismus und den modernen philosophischen Gedanken keinen Einlaß bieten möchte; doch dies wäre unrichtig. Längst hat sich in Persien der Sufismus entwickelt, ein pantheistisches Glaubenssystem, und der größte pantheistische Dichter der Welt ist dem Islam entstammt, Dschellal Eddin Rumi. Ich führe von seinen Dichtungen nur nachfolgende Verse auf, welche von erstaunlicher Tiefe des Gedankens zeugen:

Erscheinung bist du, bist die Nichterscheinung,
Und nur im Bilde kann ich nennen dich.
Erscheinung bist du, bist die Nichterscheinung,
Als Kern nur, nicht als Schale kenn' ich dich.
Der Seele Denken ist dein Lichtgedanke,
Sieht sie ihr Eigenbild, so sieht sie dich.
Der Staub von deinen Füßen ist das Weltall,
Ich schaue auf, und so umgibst du mich.

Und Philosophen wie Avicenna und vor allem Averroës haben auf die Gedankenwelt des Occidents mächtig eingewirkt. Averroës war es, dessen pantheistisches System von der Weltseele bei den christlichen Theologen eine Zeitlang Eingang fand, bis die Kirche ihm mit Feuer und Schwert entgegentrat.

In der gestaltenden Kultur aber hat der Islam die Kunst der Arabeske, die Kunst des bildlosen Scheins, die Kunst der reinen Gestalt zum höchsten entwickelt; der orientalische Teppich, die orientalische Alhambraphantasie hat unsern öden Wänden Schmuck und Leben verliehen und wird uns von den Irrsalen eines neuen Rokoko befreien.

Das ist die Ideenwelt, für welche der Islam kämpft, also auch ein heiliger Krieg in dem Sinne, daß der Islam eben für seine Kultur kämpft gegenüber der Unterdrückung und Ausbeutung.

Es ist keine Frage, daß wir uns diesem heiligen Kriege des Islam als freundschaftlich Beteiligte zugesellen müssen. Mögen es immerhin manche als seltsam betrachten, daß Christentum und Islam Seite an Seite kämpfen! aber wer dies seltsam findet, kennt den Islam nicht. Nicht nur hat er von jeher Verbindungen mit dem Christentum gesucht und Verbindungsfäden gesponnen, sondern es entspricht seinem innersten Wesen, die Christen als Freunde zu betrachten. Von jeher war es Islamgrundsatz, daß, wer sich freundschaftlich naht, unter seinem Schutze stehe: er ist der Aman, der Schützling, der beschützte Freund, es ist dasselbe Wort wie das aramäische Wort Amen im Gebete Jesu. Und wenn wir dem für seine Existenz kämpfenden Islam hilfreiche Hand bieten, so vollziehen wir damit auch eine patriotische Tat. Wir wirken mit, um England, Frankreich und Rußland aus den Angeln zu heben, denn die Bedränger der Türkei sind zu gleicher Zeit unsere Bedränger. In Ägypten, in Indien, in Marokko, im Kaukasus und in Persien ist die schwache Seite, wo alle unsere Feinde in der Wurzel angegriffen werden können. Werden namentlich die Engländer hier überwältigt, so ist es um ihre Weltmacht geschehen; ist Frankreich aus den Barbareskenstaaten verdrängt, so ist seine Kolonisationskraft gebrochen, und der Albdruck Rußlands schwindet, wenn ihm die Dardanellen für immer versperrt sind. Anderseits wollen wir nicht, wie diese Völker es taten, in die Türkei hineinwüten, sondern wir wollen ihr unsere Kulturunterstützung gewähren, um nach allen Seiten hin die Islamstaaten zu heben und ihnen das zu geben, was ihnen noch fehlt:

Eisenbahnen, Kanäle, rationelle Landwirtschaft, Handel, Wissenschaft, Technik, Volkswohlstand und gesegnetes Städteleben. In allen diesen Beziehungen wollen wir wirken, und so werden wir dem Menschen- und Kapitalstrom Deutschlands die beste und fruchtbringendste Expansion gewähren, wir werden nach der Verdrängung unserer Feinde in der Freundschaft der Türkei eine neue Stätte unseres Kulturlebens finden. Darum auf! Unterstützen wir den heiligen Krieg, er ist zugleich unser heiliger Krieg!

Dr. Heinrich Herkner, Berlin:

Krieg und Volkswirtschaft

Rede am 26. Februar 1915

Sehr verehrte Anwesende!

Pflug und Schwert oder, modern gesprochen, Kanonen und Maschinen, Krieg und Volkswirtschaft, das alles scheint die größten Gegensätze zu bilden, scheint sich zu widersprechen wie Leben und Tod. Der Krieg gilt als die furchtbarste Macht der Zerstörung und Vernichtung. Unendlich viele blühende, liebe junge Menschenleben sinken in ein vorzeitiges Grab oder werden durch schwere Verwundung ihrer Lebenslust und Erwerbsfähigkeit auf immerdar beraubt. Gehöfte und Dörfer, Fabriken und ganze Stadtteile gehen in Flammen auf. Kunstreiche und kostbare Brücken fliegen in die Luft. Schiffe mit wertvollen Ladungen werden in die Tiefen des Ozeans versenkt. So erscheint die Kriegsfurie der Phantasie unserer Dichter, unserer bildenden Künstler. So hat ein großer Münchener Meister, Stuck, einst den Krieg gemalt. Über Leichen und nackte Menschenleiber, die sich in Schmerzen winden und zucken, schreitet mühsam das schwarze Roß des Kriegers hinweg, während das Firmament, zum Teil von dunklen Wolken verhüllt, in blutigem Rot aufleuchtet.

Und nicht nur der Krieg selbst, auch schon die ganze Vorbereitung zum Kriege gilt als eine schwere Bürde der Volkswirtschaft. Hunderttausende im lebenskräftigsten Alter stehende Männer werden durch den Militärdienst

der friedlichen produktiven Arbeit entzogen. Ungeheure Summen müssen durch die Steuern der Bevölkerung abgenommen werden, um Kriegsschiffe und Festungen zu bauen, um Geschütze und Kriegsmaterial aller Art zu erzeugen. Wie gewaltig und staunenswert die Fortschritte von Volkswirtschaft und Welthandel sein mögen, es sei, so klagte man nur zu oft, alles vergeblich, der wahnsinnige Wettbewerb in den Rüstungen zu Wasser und zu Lande vernichte schließlich doch allen Wohlstand und treibe selbst die reichsten und mächtigsten Völker einem schmählichen Bankrotte zu. Ja, mancher Anhänger der Friedensbewegung war sogar tief davon durchdrungen, daß ohne Heer und Flotte überhaupt gar keine soziale Frage, gar keine Notlage der arbeitenden Klassen bestünde; die Wurzel dieser Schwierigkeiten sei einzig und allein darin zu finden, daß viel zu wenig produziert werde, daß die produktiven Kräfte zum großen Teil nur wirtschaftlich unbrauchbares Kriegsmaterial hervorbrächten, daß viele Millionen Soldaten in den Kulturstaaten aller produktiven Arbeit entzogen würden.

In schroffen Gegensatz zu dieser männermordenden und gütervernichtenden Wirksamkeit des Krieges wird dann die friedliche Volkswirtschaft gestellt. Ihr allein danken wir alle Kultur und allen Wohlstand; sie erzeugt die äußeren Mittel für die Erhaltung und für die Zunahme der Bevölkerung, also für die Vermehrung des Lebens.

Diese in weiten Kreisen verbreiteten Auffassungen und Kennzeichnungen sind gewiß nicht durchweg falsch; aber sie sind sehr unvollständig und demzufolge auch höchst ungerecht. Die Beziehungen zwischen Krieg und Volkswirtschaft sind lange nicht so einfach, wie dabei angenommen wird. Der Krieg ist, wie in sittlicher, so auch in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht nicht nur eine Macht des Todes und der Vernichtung. Gerade dieser

„Beweger des Menschengeschicks", dieser „Vater aller Dinge", wie ihn bereits ein alter griechischer Weiser genannt hat, gehört auch zu den wirkungsvollsten Hebeln unserer ganzen volkswirtschaftlichen Entwicklung, und der Volkswirt müßte mit Blindheit geschlagen sein, der in dem Krieg nicht auch die schöpferischen, die aufbauenden Kräfte erkennen möchte.

Zahllose Kriege in alter und neuer Zeit sind sogar unmittelbar im volkswirtschaftlichen Interesse geführt worden, sind Handels- und Geschäftskriege gewesen. England hat schon seit Jahrhunderten eigentlich immer nur im Interesse seines Welthandels zum Schwert gegriffen. Die größten Geschichtschreiber Englands geben ohne Umschweife zu, daß Spanien, daß Holland und schließlich Frankreich nur aus volkswirtschaftlichen Gründen von England bekriegt worden sind. Die Rivalitäten im Kolonialhandel führten zum Kriege, und die Kriege selbst hatten wieder den Handel zu fördern. Der Krieg wurde, wie der berühmte Geschichtschreiber Seeley ausdrücklich erklärt, für England nur ein Weg zum Reichtum, das am meisten blühende Geschäft, die am meisten vorteilhafte Kapitalanlage jener Zeiten. Und diesen Überlieferungen ist England, wie F. Tönnies eben nachweist, auch bis in die neueren Zeiten, bis auf die Gegenwart herab durchaus treu geblieben!

China hatte die Einführung des Opiums aus Britisch-Indien verboten, um Gesundheit und Moral, Leib und Seele der Bevölkerung vor diesem entsetzlichen Gifte zu bewahren. Auf Schleichwegen suchten englische Händler trotzdem Opium nach China zu bringen. Sie wurden ertappt, und der chinesische Gouverneur ließ 20 000 Kisten Opium verbrennen. Da erklärte England, man habe sich an britischem Eigentum vergriffen. Kriegsschiffe gingen nach China und überwanden rasch den

chinesischen Widerstand. China mußte fünf Häfen dem Verkehr öffnen, Hongkong abtreten, 90 Millionen Mark Kriegsentschädigung und 25 Millionen Mark Entschädigung an die Opiumschmuggler zahlen. Der Abgott des englischen Liberalismus, Gladstone, erklärte damals im Parlament: „Einen ungerechteren Krieg, einen Krieg, der mehr darauf angelegt ist, unser Land mit Schande zu bedecken, kenne ich nicht, und habe nie davon gelesen."

Dieser selbe Gladstone hat aber im Jahre 1882 unter nichtigen Vorwänden Alexandria bombardieren lassen und dadurch die Besitzergreifung Ägyptens durch England eingeleitet. Ein naher Freund Gladstones, John Bright, der Mitglied der Regierung war, trat damals aus dem Kabinett aus, da das Vorgehen Englands gegen das Völkerrecht und die moralischen Grundsätze verstoße. Und als sich in den Burenstaaten die reichsten Goldlager gefunden hatten, da wurden diese unglücklichen Republiken durch einen dreijährigen Krieg aufs Knie gezwungen und dem englischen Weltreiche einverleibt.

Heute haben wir Deutschen die Ehre, von den Engländern als die gefährlichsten Rivalen angesehen zu werden. So hat sich in weiten Kreisen des englischen Volkes schon seit langem die Überzeugung festgesetzt, Deutschland müsse im Interesse des englischen Handels vernichtet werden, wie Karthago einst durch Rom vernichtet wurde.

Aber auch Frankreich und Rußland verfolgen volkswirtschaftliche Zwecke, wenn sie uns bekriegen. Der Verlust von Elsaß-Lothringen wird von Frankreich nicht nur aus sentimentalen Gründen beklagt. Mit Lothringen hatte es, wie sich später herausstellte, auch einen großen Teil des wichtigsten mitteleuropäischen Eisenerzlagers verloren. Mit Lothringen würde Frank-

reich heute eine mächtige Gruppe unserer Montanindustrie gewinnen. Und wenn Rußland sich den Weg nach Konstantinopel über Berlin und Wien erstreiten will, so sucht es nicht nur das Kreuz auf der ehemaligen Sophienkirche an Stelle des Halbmondes wieder aufzupflanzen, sondern es will die Herrschaft über das Schwarze Meer, über die Meerengen erringen, über die wichtigste Ausfuhrstraße für den Getreidesegen Südrußlands.

So sind die größten Wirtschaftsreiche des Erdballs durch Krieg und immer wieder durch Krieg aufgebaut worden, und, wenigstens für England und für Rußland, sind die Ausgaben für Heer und Flotte bis jetzt in der Tat Kapitalanlagen gewesen, die reichste Gewinne abgeworfen haben. Wir können deshalb unmöglich in dem Krieg nur den Todfeind der Volkswirtschaft erblicken.

Aber ebenso falsch wäre es, wenn wir glauben wollten, die Entwicklung der Volkswirtschaft ihrerseits bedeute immer und überall nur Lebensförderung, nur sittlichen und geistigen Fortschritt. Nein, auch in den harten Daseinskämpfen um das tägliche Brot, in den erbitterten, zähen wirtschaftlichen Vernichtungs- und Verdrängungsschlachten der freien Konkurrenz fallen Opfer unerhört, führt der Weg des Fortschritts nur zu oft über Leichen dahin, blühende Leben werden vernichtet und die höchsten sittlichen Güter des Menschenlebens aufs Spiel gesetzt.

Seit 1886, also seit wenig mehr als einem Vierteljahrhundert, sind in unserm Wirtschaftsleben 200 000 Menschen getötet worden. Allein im Jahre 1912 haben bei uns 742 000 Betriebsunfälle stattgefunden. In 136 000 Fällen handelte es sich um schwere Verletzungen, deren Heilung mehr als 13 Wochen in Anspruch nahm. Mehr als 10 000 Personen wurden in diesem einzigen Jahre getötet, 1000 Personen völlig und 46 000 Per-

sonen teilweise erwerbsunfähig gemacht. Was diese furchtbaren Ziffern bedeuten, brauche ich im einzelnen wohl nicht auszumalen. Sie erinnern sich gewiß mancher traurigen Schilderung, die Sie in den Zeitungen gelesen haben über große Schlagwetterexplosionen in unseren Kohlenbergwerken, über Grubenkatastrophen, in denen Hunderte braver Soldaten der „schwarzen Armeekorps", wie unser Kaiser die Arbeiter der Kohlenbergwerke genannt hat, unter furchtbaren Umständen ihr Leben ausgehaucht haben.

Aber auch in vielen andern Bezirken unseres Erwerbslebens, in den großen Stahlwerken, in der Holzverarbeitung, in manchem andern Gewerbe ist die Gefährdung nicht geringer, und die Verwundungen sind vielleicht noch schrecklicher als diejenigen, die der Krieg erzeugt. Da lesen wir in den Zeitungen: „Explosionskatastrophe auf der Zeche „Phönix". In Ruhrort auf der Hütte Phönix explodierte heute morgen mit lautem Knall ein Hochofen, an dem zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren. Zwölf Arbeiter wurden von den hervorbrechenden glühenden Schlacken verschüttet. Die Aufräumungsarbeiten wurden sofort aufgenommen. Bis jetzt konnten acht Leichen und vier Schwerverletzte unter den Schlackenmassen hervorgezogen werden. Die Toten sind fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, so daß es schwer halten wird, ihre Identität festzustellen." Oder: „In der Martin-Schmelze des Bochumer Vereins wurde heute der Verschluß einer Gießkanne herausgedrückt, wodurch das flüssige Metall herauslief und sieben Arbeiter mehr oder weniger schwer verletzt wurden." Oder aus Diedenhofen: „In der Nacht zum Sonntag lösten sich auf dem hiesigen Hüttenwerk drei mit glühendem Metall gefüllte Gußpfannen von der Lokomotive los, liefen die steilen Gleise hinab und stießen mit einer andern Lokomotive

zusammen. Bei dem Zusammenstoß wurde der Maschinenführer, der Heizer, der Zugführer, sowie ein italienischer Arbeiter getötet."

Von diesen Opfern der sogenannten friedlichen Arbeit wird nicht allzuviel Aufhebens gemacht. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet uns die Namen dieser Leute, die Tag für Tag ihr Leben eingesetzt und dieses Leben oder ihre gesunden Gliedmaßen schließlich als Märtyrer des industriellen Fortschritts verloren haben.

Und wie im Kriege nicht nur feindliche Geschosse unsere tapferen Soldaten bedrohen, wie ihnen der Würgengel auch in Gestalt bösartiger Krankheiten, Cholera, Typhus, Ruhr usw. auflauert, so auch im Erwerbsleben. Mit den Unfällen wetteifert in der Vernichtung menschlichen Lebens eine Schaar heimtückischer Gewerbekrankheiten. Es handelt sich um Vergiftungen durch Phosphor, Arsenik, Quecksilber, Blei, durch Schwefelkohlenstoff, durch Stickstoff enthaltende Gase, um Infektionen aller Art, um Lungenerkrankungen infolge schroffen Temperaturwechsels oder infolge schädlichen Staubes oder gefährlicher Gase, um Nervenerkrankungen, herbeigeführt durch die rasende Schnelligkeit und den Lärm der Maschinen.

Schon seit langer Zeit haben wir den Kampf gegen diese Gefahren aufgenommen durch unsere reichsgesetzliche Arbeiterversicherung und durch unsere Arbeiterschutzgesetzgebung. Wir dürfen uns jetzt in der Zeit des Krieges aus vollem Herzen darüber freuen, daß wir diese Sozialpolitik getrieben haben. In dem letzten Jahrzehnt konnte man sich in der öffentlichen Meinung oft gar nicht genug tun in den Klagen über diese unerträglichen „sozialen Lasten", über die „unerwünschten Folgen der Sozialpolitik"; sie habe ein hysterisches, ein unmännliches, verweichlichtes Geschlecht großgezogen.

Wie in so vielen andern Dingen hat aber auch hier der Krieg der Wahrheit rasch die Ehre gegeben. Ein berühmter deutscher Nervenarzt, Binswanger, hat erklärt: „Schwache wirft die seelische Erschütterung des Krieges nieder, Starke reißt sie empor!“ Wenn dieser Ausspruch richtig ist, so dürfen wir unser Volk als stark, als sehr stark ansehen. Unsere jüngsten Kriegsfreiwilligen so gut, wie die ältesten Landsturmmänner haben sich nach dem Zeugnis unseres wortkargen Hauptquartiers glänzend bewährt, in den Gewaltmärschen der glühenden Augusttage wie in den eisigen Schneestürmen der masurischen Winterschlacht, in den unendlich schwierigen, ungewohnten Gebirgskämpfen der Vogesen und Karpathen wie in dem entsagungsreichen Dienst der Schützengräben. Die Bemühungen unserer Sozialpolitik, die Schädlichkeiten unseres Erwerbslebens einzudämmen und jedem einzelnen die Erwerbsfähigkeit auf möglichst lange Zeit hinaus zu erhalten, diese Bemühungen haben uns zugleich auch die Wehrfähigkeit unserer Industriearbeiter bewahrt. Wenn wir jetzt in einer unseren Feinden ganz unerwarteten Weise Millionen auf Millionen ins Feld stellen können, so doch nur deshalb, weil unsere im wehrpflichtigen Alter stehenden Männer auch körperlich und seelisch wehrfähig geblieben sind.

So hat die beispiellose Ausdehnung unserer industriellen Betätigung unserer Wehrfähigkeit keinen Abbruch getan. Ja, man kann vielleicht sogar sagen: Gerade dadurch, daß viele unserer Industriearbeiter gewöhnt worden sind, im Erwerbsleben täglich dem Tode kaltblütig ins Auge zu blicken, haben sie sich eine Todesverachtung angeeignet, die sie im Kampfe für die höchsten Güter des Vaterlandes unüberwindlich macht.

Ich glaube also, daß sich unsere Sozialpolitik in jeder Hinsicht bewährt hat, auch in politischer. Ich zweifle

nicht daran, daß unsere Arbeiter auch dann dem Rufe des Kaisers zur Verteidigung des Vaterlandes gefolgt wären, wenn unsere Sozialpolitik weniger geleistet hätte. Zu mächtig ist der Trieb des Vaterlandes, als daß in der Stunde der Gefahr ein seelisch und sittlich gesunder Mensch eine nüchterne Rechnung darüber aufstellen könnte, was dieses Vaterland ihm gewährt und was dieses Vaterland ihm vielleicht schuldig geblieben ist. Kein Staat hat weniger auf sozialpolitischem Gebiete geleistet als Belgien, und trotzdem haben auch die belgischen Arbeiter ihrem Vaterlande sich keineswegs versagt. Aber während eines langandauernden Krieges bleibt das Blut nicht immer in höchster patriotischer Wallung, und da ist es doch gut, wenn man sich in ruhigen Stunden sagen kann: der Staat, für den du kämpfst, ist ein Staat, der sich seiner Bürger nicht nur beim Steuerzahlen und Rekrutenstellen erinnert, sondern der auch an die Besitzlosen denkt, wenn es gilt, wie Bismarck einst gesagt hat, „sie zu stützen, damit sie mit ihren schwachen Kräften auf der großen Heerstraße des Lebens nicht überrannt und niedergetreten werden".

Ich habe bis jetzt, der Hauptsache nach, nur von den großen Gefahren gesprochen, mit welchen das sogenannte friedliche Erwerbsleben Tag für Tag Leib und Leben unserer Arbeiter bedroht. Weit schlimmer sind vielleicht noch die Gefährdungen sittlicher Art, die unsere hochentwickelte Volkswirtschaft für alle Klassen der Gesellschaft erzeugt. Denken Sie an die Verheerungen, welche die Entfesselung des Erwerbstriebes, der Gewinnsucht, welche rohe Genußsucht und protzenhafter Luxus verschulden. Die Fabrikarbeit reißt die Familien auseinander. Die Wohnungsnot behindert ihre normale Entfaltung. Das ungeheure, unheimliche Wachstum der großen Städte entfremdet große Massen des Volkes

der segenspendenden Natur. Ich will davon aber nicht sprechen. Wir als Bewohner einer Riesenstadt kennen alle aus eigenster Erfahrung diese Abscheulichkeiten genau genug.

Was ich gesagt habe, glaube ich, reicht hin, um uns zum Bewußtsein zu bringen, daß auch die Volkswirtschaft, daß auch der Friede Leib und Seele von Männern, Frauen und Kindern morden kann, daß er unschätzbare Güter bedroht und vernichtet. Der Friede ist durchaus nicht immer jener liebliche Knabe, der, am ruhigen Bache gelagert, süße Töne der Flöte entlockt, „während die hüpfenden Lämmer grasen lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen".

Ich habe mich mit diesen Ausführungen gewissermaßen von meinem eigentlichen Ziel entfernt, und ich kehre nun zum Ausgangspunkte zurück. Es kommt mir weit weniger darauf an, die Mächte der Zerstörung zu schildern, die in unserem Erwerbsleben wüten, als zu zeigen, *was diese Volkswirtschaft eigentlich dem Krieg und der Vorbereitung für den Krieg zu verdanken hat.*

Staat und Volkswirtschaft haben sich miteinander und durcheinander entwickelt. Als der Warenaustausch über die kleinen, engen Herrschaftsbezirke des Mittelalters, über die Grund- und Gutsherrschaften, über die Dörfer und Städte hinaus zu dringen begonnen hatte, wurde eine höhere, weitere Gebiete einheitlich ordnende, den friedlichen Verkehr sicherstellende Gewalt als dringlichstes Bedürfnis der Zeit empfunden. In Westeuropa haben die Königsgeschlechter der Tudors, der Valois, der Bourbonen und der spanischen Habsburger diese hohe Aufgabe gelöst. Bei uns haben, da die Reichsgewalt in tiefen Verfall geraten war, die großen Landesherren, die Hohenzollern, die deutschen Habsburger, die Wittels-

bacher, die Wettiner und die Welfen staatliche Organisation und Volkswirtschaft gegründet.

Das Wesen des Staates hat allezeit in seiner Macht gelegen. Nur sie vermag das Erwerbsleben vor den Angriffen auswärtiger Feinde sicherzustellen und zu verhindern, daß die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze im Innern in offenen Bürgerkrieg ausarten. Deshalb kam es den großen Baumeistern der modernen Staaten vor allem darauf an, durch eine stehende Armee überall unbedingten Gehorsam für ihre Befehle zu erzwingen. Die Aufstellung und Erhaltung einer großen Armee verlangte aber eine beträchtliche Steigerung der Staatseinnahmen. Damit die Untertanen die höheren Steuern zahlen konnten, mußte ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit gehoben werden, und deshalb haben sich viele große Feldherren und Soldatenfürsten, haben sich Männer wie Vauban, der berühmte Festungsbaumeister Ludwigs XIV., Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Friedrich der Große, Peter der Große in Rußland, Napoleon I. dem Studium volkswirtschaftlicher Angelegenheiten gewidmet. So wenig sonst der rauhen Soldatennatur Friedrich Wilhelms I. die Pflege der Wissenschaft am Herzen lag — um die Einführung der wirtschaftlichen Staatswissenschaften in den Unterricht unserer Universitäten hat er sich bleibende Verdienste erworben.

Es kam immer viel darauf an, den Kriegsbedarf in möglichst großem Umfange durch die heimische Produktion zu decken, einmal aus wirtschaftlichen Gründen: die Menge lohnender Arbeit, welche die Heereslieferungen gewährten, sollte den eignen Untertanen zustatten kommen; das schöne Geld sollte, wie man sich ausdrückte, nicht ins Ausland abfließen; dann aber auch aus zwingenden Gründen der militärischen, der nationalen Un-

abhängigkeit. Man darf nicht Kriegsmaterial aus Staaten beziehen müssen, gegen welche dieses Material vielleicht in erster Linie zu verwenden sein wird. Man darf sich nicht der Gefahr aussetzen, zum Frieden gezwungen zu werden, weil man das Kriegsmaterial nicht selbst erzeugen oder weil man es vom Auslande wegen des Krieges nicht mehr beziehen kann. In welcher Lage wären wir heute, wenn wir etwa unsere Unterseeboote aus England bezogen hätten!

Diesem Rüstungsbedarf vermochte die heimische Volkswirtschaft zunächst nicht überall zu genügen. So konnten die Gegenstände entweder überhaupt nicht hergestellt werden oder wenigstens nicht in der gewünschten Qualität und Quantität und zu erträglichen Preisen. Also mußte die heimische Volkswirtschaft zu diesen Leistungen erst durch den Heeres- und Marinebedarf erzogen werden. Die Erziehung setzte aber mit so großem Erfolge ein, daß sich im ganzen weiten Bereiche der Technik und Volkswirtschaft der größte Fortschritt fühlbar gemacht hat. Die Geschützfabrikation entwickelte zunächst den Kupferbergbau, dann die Eisengewinnung und -verarbeitung. Die Einbürgerung des Hochofenprozesses und der Koksverwendung sind durch die Kanonen wesentlich beschleunigt worden. Wie eng selbst im 19. Jahrhundert die Vervollkommnung des Tiegelgußstahls mit der Geschützfabrikation zusammenhängt, ist ja auch weiteren Kreisen bekannt. Die Firma Krupp hat dadurch erst ihre Weltstellung erworben.

Die fortschrittliche, fördernde Wirkung des Heeresbedarfs beruht einmal darauf, daß er einheitlicher Massenbedarf ist. Ein Stück muß genau dem andern gleichen, die Munition muß in allen Waffen der gleichen Art verwendbar sein. Diese Präzisionsleistungen machten eine andere Organisation der Arbeit notwendig. Großbetriebe

mit weitgehender Arbeitsteilung und Maschinenverwendung traten ins Leben. Mit dieser Produktionsweise wurden aber auch wichtige Kostenverminderungen erzielt, und so kamen, wie neuerdings W. Sombart dargetan, zuerst bei der Waffenfabrikation die Grundsätze zur Geltung, auf denen das ganze neuzeitliche Industrieleben eigentlich beruht. Als es im 17. Jahrhundert üblich geworden war, die Truppen einheitlich zu uniformieren, hat der Massenbedarf an durchaus einheitlich gewebten und gefärbten Tuchen auch die Textilindustrie modernen Betriebsformen zugeführt. Beim Bau der Kriegsschiffe scheint zuerst die für den modernen Großbetrieb charakteristische Vereinigung vieler verschiedener Handwerke in einem einzigen Unternehmen stattgefunden zu haben. Im übrigen hat aber wegen des Bedarfs an vorzüglichen Hölzern auch die Forstwirtschaft in früheren Jahrhunderten gerade durch die Entwicklung der Kriegsmarine eine wesentliche Verbesserung erfahren. Für die Verpflegung der Armee und der Marine bedurfte man großer Massen von Lebensmitteln. Dadurch wurden dem Getreidehandel und dem Transportwesen neue anregende Aufgaben zuteil.

Nicht immer konnte der Heeresbedarf aus den regelmäßigen Einkünften des Staates gedeckt werden, man mußte oft zur Aufnahme von Staatsschulden schreiten, und so steht auch die Entwicklung des Handels mit Wertpapieren, die Entwicklung der Effektenbörse, zum Heereswesen in nahen Beziehungen.

Die militärischen Interessen wirken aber nicht nur als Pioniere der modernen Technik, als Pioniere des sogenannten Kapitalismus. Die militärischen Interessen stellen auch — und das erscheint, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, noch weit erfreulicher — vielfach einen Bahnbrecher des sozialpolitischen Fortschritts dar.

So hängt die ganze Politik Preußens zum Schutze des Bauernstandes und Bauernlandes im 18. Jahrhundert mit militärischen Erwägungen eng zusammen. Das Bauernland mußte vor dem Aufgehen in den Rittergütern staatlich geschützt werden, der Bauernstand mußte erhalten werden im Interesse der Rekrutierung, im Interesse der Bevölkerungszunahme. Und im 19. Jahrhundert wurden in Preußen die ersten Maßregeln zur Bekämpfung der Kinderarbeit in den Fabriken ergriffen, nachdem der Generalleutnant von Horn an den König berichtet hatte, in gewissen rheinischen Industriebezirken hätte sich die körperliche Beschaffenheit der Bevölkerung unter dem Einfluß der Fabrikarbeit so verschlechtert, daß die Zahl der militärtauglichen jungen Leute in bedrohlichem Maße abnehme.

Ich habe bis jetzt die Beispiele, welche den vorteilhaften Einfluß des Kriegswesens auf Wirtschaft und soziales Leben veranschaulichen sollten, älteren Zeiten entnommen. Diese Einflüsse kommen aber bis in die neueste Zeit hinein immer und immer wieder zur Geltung, wenn sie auch bei den gigantischen Dimensionen, die Wirtschaft und Technik jetzt angenommen haben, nicht immer so deutlich erkennbar sein mögen wie für frühere Zeiten. Heer und Marine stellen eben die allerhöchsten Anforderungen an die Qualität der Produkte. Wer ihren überaus strengen Abnahmevorschriften genügt, erwirbt dadurch in den Fachkreisen das allergrößte Ansehen, das dann auch andern Leistungen der betreffenden Firma zustatten kommt. Der Weltruf, den sich Krupp mit seinem Kriegsmaterial erworben, ist seinem Friedensmaterial so förderlich gewesen, daß dessen Produktion heute für die Firma wirtschaftlich größere Bedeutung besitzt als der Rüstungsbedarf. So haben ferner die deutsche Sprengstoffindustrie, die Feinmechanik (die

Herstellung von Fernrohren und Feldstechern), vor allem aber der Schiffbau die wertvollsten Anregungen durch unser Kriegswesen erhalten; ja, man könnte den deutschen Schiffbau geradezu als eine Schöpfung des Reichsmarineamts bezeichnen. Aus Gründen der nationalen Unabhängigkeit mußte hier der Grundsatz durchgeführt werden, daß deutsche Kriegsschiffe auf deutschen Werften ausschließlich aus deutschem Material herzustellen seien. Nachdem die Werften die Fähigkeit erworben hatten, den strengen Anforderungen des Kriegsschiffbaues zu genügen, vermochten sie auch schließlich im Bau schnellfahrender Passagierdampfer die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit zu erklimmen. Schiffe der „Imperator"-Klasse, wie „Vaterland" und „Deutschland" sind erst möglich geworden auf Grund der konstruktionstechnischen Erfahrungen, welche die Firma Blohm & Voß in Hamburg beim Bau der Kriegsschiffe „von der Tann", „Moltke", „Goeben" und „Seydlitz" gewonnen hatte.

Auch die Fabrikation der Kraftwagen hat der Heeresverwaltung viel zu danken, nicht nur in technischer Hinsicht, sondern auch dadurch, daß Privatpersonen Beihilfen zur Anschaffung von Lastautomobilen erhielten, damit im Falle der Mobilmachung Kraftfahrzeuge in genügender Anzahl der Heeresverwaltung zu Gebote stünden.

In älterer Zeit hat sich das Telegraphenwesen, in den letzten Jahren haben sich die Flugzeuge und die Luftschiffe ja fast ganz unter militärischen Impulsen ausgebildet. Immer waren die Straßen vor allem Heerstraßen gewesen, und in dem Eisenbahnnetz ist für manche Linie, die volkswirtschaftlich großen Nutzen gebracht hat, ursprünglich nur das militärische Interesse in Betracht gekommen. Ihm verdanken wir zum Beispiel auch den Bau der Berliner Ringbahn. Für die unendlich segens-

reiche Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen ist die militärische Autorität Moltkes entscheidend in die Wagschale gefallen. Durch die großen Kanalbauten, durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal und durch den Panama-Kanal in Amerika, sollen die Kriegsflotten der betreffenden Länder verdoppelt werden. Wir bedauern jetzt im Kriege, daß der große Mittellandkanal, die Verbindung von Rhein und Elbe, noch nicht ganz ausgebaut worden ist. Damit würde eine sehr willkommene Entlastung für unsere Eisenbahnen eingetreten sein, die seit der Mobilmachung bis an die äußerste Grenze ihrer Leistungsfähigkeit durch Militärtransporte in Anspruch genommen werden.

So wichtig nun auch die Förderungen sein mögen, welche große Zweige unseres Wirtschaftslebens dem Armee- und dem Marinebedarf zu danken haben — noch wertvoller ist auch in wirtschaftlich-technischer Hinsicht die Erziehung, die unser Volk im Heere erhält. Gewiß, durch den Heeresdienst wird ein Teil unserer kräftigsten jungen Leute für zwei bis drei Jahre der wirtschaftlichen Arbeit entzogen. Insofern liegt ein volkswirtschaftlicher Verlust vor. Dieser Verlust wird aber weit mehr als ausgeglichen dadurch, daß diese jungen Leute im Heere körperliche und seelische Eigenschaften erwerben, die sie für das ganze spätere Leben zu nützlicheren und erfolgreicheren Gliedern unserer Gemeinschaft, zu nützlicheren und erfolgreicheren Arbeitern auch in der Volkswirtschaft machen. Gerade für die Industriearbeiter mit ihrer weniger gesunden Berufsarbeit ist es von ganz unschätzbarem Vorteile, daß sie einige Jahre hindurch das der körperlichen Ausbildung weit zuträglichere Leben eines Soldaten führen können. Es ist nur zu beklagen, daß die militärisch untauglichen jungen Leute diese Körperkultur, die gerade sie am allernötigsten hätten, entbehren müssen.

Neben der Förderung der körperlichen Entwicklung tritt die Gewöhnung an Reinlichkeit, an Ordnung, an Pünktlichkeit, unbedingten Gehorsam, Pflichttreue, genaue Beobachtung, rasche Entschlossenheit, Gemeinsinn und Opfermut. Das alles sind aber auch genau die Eigenschaften, die unsere vorgeschrittensten Riesenbetriebe von ihren Arbeitern fordern müssen. Man zweifelt im Auslande nicht daran, daß unsere Industrie aus der militärischen Erziehung, welche ein großer Teil ihrer Arbeiter durchgemacht hat, entscheidende Vorteile zieht.

In den neunziger Jahren unternahmen englische Stahlindustrielle eine Studienreise nach Deutschland, um die Ursachen zu erforschen, welche die wachsende Überlegenheit der deutschen Eisenindustrie herbeigeführt hätten. Sie gewannen den Eindruck, daß die unvergleichliche Disziplin der Arbeiterschaft den größten Vorzug der deutschen Werke bilde. Jeder Arbeiter betätige sich so, als ob er nur ein Maschinenbestandteil wäre, der gerade dieser besondern Arbeit angepaßt worden. Alle Leistungen gingen mit der unbedingten Genauigkeit eines Uhrwerkes vor sich. Die Arbeiter, von vorzüglicher Körperkraft, seien nüchtern, stetig und bereit, jeden Befehl auf das sorgsamste auszuführen. Die Engländer sprachen die Überzeugung aus, daß alle diese für den Betrieb großer Werke unendlich wichtigen Eigenschaften durch den militärischen Dienst der deutschen Arbeiter großgezogen worden seien.

Man wird auch annehmen müssen, daß die staunenswerten Leistungen unserer Verkehrsanstalten, unserer Eisenbahnen, unserer Marine, unseres Post- und Telegraphenwesens eng mit der Tatsache zusammenhängen, daß ein großer Teil ihrer Angestellten aus ehemaligen Unteroffizieren besteht.

Nach alledem, sehr verehrte Anwesende, glaube ich, kann nichts verkehrter sein, als die Riesensummen, welche Heer und Flotte kosten, mit einem Krebsschaden am Körper der Volkswirtschaft zu vergleichen, sie als Opfer zu betrachten, die dem Moloch des Militarismus und Marinismus, zum Ruin des Volkswohlstandes dargebracht werden. Nein, mit diesen Summen errichten wir auch volkswirtschaftlich unendlich segensreiche Deichbauten, die uns vor den Überflutungen und Verwüstungen durch feindliche Heere schützen sollen und bis jetzt, Gott sei Dank, ja auch der Hauptsache nach geschützt haben.

Es sind aber auch Ausgaben, welche, indem sie der heimischen Produktion, dem inneren Markte zufließen, teils mittelbar, teils unmittelbar unschätzbare wirtschaftliche und soziale Früchte tragen. Nur so ist es erklärlich, daß der deutsche Volkswohlstand trotz hoher Rüstungsausgaben unaufhörlich gewachsen ist. Ja, gerade innerhalb des Zeitraums von 1896 bis 1912, in dem Zeitraum, in welchen der kostspielige Ausbau unserer Kriegsflotte fällt, hat unser Volkseinkommen wie nie zuvor zugenommen. Es ist gewachsen von 23 Milliarden Mark auf 42 Milliarden Mark. So werden heute die größeren Ausgaben leichter getragen als in früheren Zeiten die bescheidenen Aufwendungen.

Je nun, sagen manche, die Summen, welche für Heer und Flotte verausgabt werden, würden ja doch auch dann, wenn sie in den Taschen der Steuerzahler verblieben wären, nutzbringende Anlage gesucht und gefunden, würden zur Herstellung wertvoller Produktions- und Verkehrsmittel gedient haben; dagegen könne man mit Kanonen und Kriegsschiffen keine Waren produzieren. Die Ausgaben für Heer und Flotte bedeuteten also doch eine Steigerung des unproduktiven Verbrauchs, der die Vermehrung des Kapitalreichtums schädigt.

Was mit den Geldern gemacht worden wäre, die bei Wegfall der Rüstungsausgaben den Steuerzahlern verblieben wären, ist natürlich schwer zu sagen. Wahrscheinlich würde ein nicht gerade geringer Teil zur Steigerung unseres an und für sich schon höchst bedenklichen und ungesunden Luxus gedient haben. Die Ausgaben für Alkohol und Tabak, die schon jetzt doppelt so hoch sind als alle unsere Militärausgaben, würden dann vielleicht noch weit beträchtlicher ausgefallen sein. Und wenn diese Geldsummen auch produktiv angelegt worden wären, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob die Anlagen gerade im Inland erfolgt wären, ob sie heimische Arbeitskräfte und Betriebe gefördert und sie in so nützlicher Weise beschäftigt hätten, wie das bei unseren Militärausgaben tatsächlich der Fall gewesen ist.

Wirken also die sogenannten Militärlasten schon im Frieden durchaus nicht so nachteilig auf die Volkswirtschaft ein, wie in der Leidenschaft der politischen Parteikämpfe oft behauptet worden ist, so bilden die Arbeiten für den Heeresbedarf im Kriege selbst geradezu den zentralen Motor, der unsere ganze Volkswirtschaft im Gange erhält. Die Voraussetzung ist allerdings die, daß eine sehr leistungsfähige Volkswirtschaft vorhanden ist, welche den ganzen Heeresbedarf selbst zu decken vermag; daß diese Volkswirtschaft im wesentlichen vor der Zerstörung durch feindliche Invasionen bewahrt bleibt. Muß das Kriegsmaterial aus dem Ausland bezogen werden, so können die Ausgaben der Heeresverwaltung natürlich nicht belebend und befruchtend auf die eigne Produktion einwirken, dann kann der Krieg die volkswirtschaftlichen Wunden, die er geschlagen, nicht selbst einigermaßen heilen.

In dieser ungünstigen Situation befinden sich heute Rußland und Frankreich. In Rußland sind die vor-

handenen Betriebe nicht entfernt imstande, den Massenverbrauch an Kriegsmaterial rasch zu ersetzen, und in Frankreich sind bereits mehr als zwei Fünftel der Dampfpferdestärken der Industrie ausgeschaltet worden, zum Teil dadurch, daß die betreffenden Gebiete in deutschen Besitz gelangt sind, zum Teil deswegen, weil die Industriebetriebe sich durch ihre Lage in der kriegerischen Operationszone zum Stillstande verurteilt sehen. Ja gerade die Industrien, die in erster Linie dem Heeresbedarf zu dienen hätten, zeigen noch ungünstigere Verhältniszahlen auf. Von der Textilindustrie hat Frankreich nahezu 69%, also mehr als zwei Drittel verloren. Die Zentren der französischen Woll- und Baumwollindustrie, Lille, Fourmies, Roubaix, Tourcoing, Sedan, St. Quentin sind bekanntlich in deutschem Besitze. Von der Eisen- und Metallindustrie, deren wichtigste Anlagen nahe der deutschen Grenze in Lothringen sich befinden, kommt mehr als die Hälfte außer Betracht, von den Kohlengruben über 60%.

Im Gegensatz dazu steht unsere Industrie, abgesehen von einigen Industriebezirken des Elsaß, in unverminderter Leistungsfähigkeit da. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, daß man nicht immer soviel Rohstoffe und Arbeitskräfte beschaffen kann, als im Interesse der raschen Erledigung der Heeresaufträge wünschenswert erscheinen möchte. Ja, wir haben sogar unsere sozialen und wirtschaftlichen Organisationen unter dem Druck der Kriegsnot noch erheblich verbessert.

Schon lange war die Zentralisation der deutschen Arbeitsvermittlung, war eine rasche Übersicht über die Verhältnisse des ganzen deutschen Arbeitsmarkts als notwendig erkannt worden, ohne daß die Angelegenheit vorwärts gekommen wäre. Wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges war die Aufgabe bereits gelöst. Seit

Jahren ist die Kultivierung unseres Heide- und Moorlandes mit allen möglichen volkswirtschaftlichen und sozialen Beweisgründen gefordert worden. Es handelt sich um Bodenflächen, welche eine Ausdehnung von 20 000 qkm besitzen, also etwa die Hälfte der ganzen Provinz Brandenburg darstellen würden. Nun, wo es gilt, den Aushungerungsplan der Engländer zuschanden zu machen und der heimischen Scholle soviel Nährfrüchte als irgend möglich abzugewinnen, ist die Kultivierung der Ödländereien zum Teil unter ausgiebiger Verwendung der Kriegsgefangenen in Angriff genommen worden. In der Provinz Hannover sollen demnächst, wie es heißt, 53 000 Kriegsgefangene in dieser Weise beschäftigt werden.

Immer und immer wieder ist der gewaltige Verlust dargelegt worden, der uns Jahr für Jahr daraus erwächst, daß etwa 4 Millionen Tonnen Kartoffeln durch Fäulnis zugrunde gehen. Dieser Verlust ist keineswegs unvermeidlich, da jetzt geeignete Vorkehrungen zur Trocknung der Kartoffeln erfunden worden sind. Unter dem Einflusse der Kriegsnot hat nun endlich die Kartoffeltrocknung mit Unterstützung der Regierung einen großen Aufschwung genommen.

Seit langer Zeit hat man sich bemüht, den unerschöpflichen Stickstoffvorrat unserer Luft für wirtschaftliche Zwecke nutzbar zu machen. Jetzt, wo uns die Zufuhr von Chilesalpeter abgeschnitten worden ist, müssen wir den Salpeterbedarf unserer Pulverfabriken und unserer Landwirtschaft durch Gewinnung von Luftsalpeter decken. Große Fabriken verarbeiten bereits in der Tat den Stickstoff unserer Luft für diese Zwecke.

Nachdem die Zufuhr von Benzin für den Betrieb der Automobile nicht mehr ausreichte, sind wir dazu übergegangen, aus der heimischen Kohle Benzol zu gewinnen

und mit diesem Brennstoff die Kraftwagen auszustatten. Ja es winkt uns jetzt sogar die Möglichkeit, die wichtigen Nährstoffe, welche das Splintholz gewisser einheimischer Baumarten im Frühjahr enthält, für menschliche und tierische Ernährung verfügbar zu machen!

Aus alledem sehen Sie, verehrte Anwesende, welche erfolgreichen Bahnbrecher und unvergleichlichen Zuchtmeister auch heute noch Kriegswesen und Kriegsnot für Produktionstechnik und volkswirtschaftlichen Fortschritt bedeuten.

Wir dürfen dabei aber auch die sozialen Wirkungen nicht außer acht lassen. Der Krieg gegen die auswärtigen Feinde hat uns eines der höchsten Güter, den Frieden im Innern, beschert. Es gibt keine Parteien mehr, nur Deutsche. Ohne Unterschied von Konfession, Klasse und Beruf rücken alle Volksgenossen einander näher, reichen sich die Hände im Dienste des Vaterlandes. Es ist eine Einheit und Tiefe des vaterländischen Gefühls entstanden, für die kein Ding mehr unmöglich erscheint.

So sind uns neue, ungeahnte Kräfte, hoffentlich für alle Zukunft, zugewachsen. Wir sind im Kriege stärker geworden, als wir im Frieden waren.

Nun kommen freilich Schwarzseher und Nörgler und belehren uns darüber, daß wir eine enorme Schuldenlast aufhäufen. Sie gestatte uns zwar jetzt, die Volkswirtschaft notdürftig im Gange zu halten, bürde uns aber für später eine drückende Erhöhung der Steuern, vielleicht um 600, 700 Millionen Mark im Jahre, auf.

Wie sich die Zukunft in finanzieller Beziehung gestalten wird, das hängt von dem endgültigen Erfolge unserer Waffen zu Wasser und zu Lande ab. Zu unseren Gegnern gehören sehr zahlungsfähige Staaten, wie England, Frankreich und Belgien. Nehmen unsere militärischen Unternehmungen noch weiterhin einen so glücklichen

Verlauf wie bisher — und niemand zweifelt daran —, so dürfen wir damit rechnen, daß uns ein nicht unerheblicher Teil unserer Kriegsausgaben vom besiegten Feind ersetzt werden muß und daß damit natürlich auch die befürchtete drückende Erhöhung der Steuern wegfällt. Es könnte aber auch sein, daß beim Friedensschluß andere Dinge, über die man jetzt freilich nicht öffentlich sprechen darf, wichtiger erscheinen als ein vollständiger Ersatz der Kriegskosten. Auch dann würden wir nach dem Kriege voraussichtlich immer noch nicht soviele Staatsschulden haben, wie unsere Gegner bereits vor dem Kriege aufzuweisen hatten. Mittlerweile sind ihre Schulden durch den Krieg wohl um zirka 40 Milliarden Mark gewachsen. Dabei haben wir den großen Vorteil, daß wir noch große Steuerreserven in unseren wenig entwickelten Vermögens- und Erbschaftssteuern besitzen und daß sich unsere Staatsschuldverschreibungen im Eigentum unserer Volksgenossen befinden. So fließt das erhöhte Renteneinkommen unserer Volkswirtschaft und die Steuer aus diesem Einkommen unseren Staatskassen wieder zu.

Wenn nun Krieg und Kriegswesen, wie ich mich zu zeigen bemüht habe, die Entwicklung der Volkswirtschaft vielfach geradezu begünstigen, so liegt die Befürchtung nahe, daß anderseits nach dem Friedensschluß vielleicht nicht sofort ein neuer großer Aufschwung unseres Erwerbslebens eintreten wird. Auch der Übergang vom Kriege zum Frieden schließt eine Wirtschaftskrise ein. Unsere industrielle Wirksamkeit, die jetzt ganz auf den Kriegsbedarf eingestellt ist, muß sich dann einem neuen Anpassungsprozesse an den friedlichen Zustand unterwerfen, und es ist fraglich, ob der Friedensbedarf sofort groß genug sein wird, um eine glatte Erledigung dieser Aufgabe sicherzustellen. Millionen von Arbeitern und

Angestellten kehren dann aus dem Felde zurück und müssen sich vielleicht erst wieder neue Arbeitsgelegenheiten suchen. Die Kriegsunterstützungen kommen in Wegfall. Die Aufträge der Heeres- und Marineverwaltung nehmen ab. Vielen Fabriken wird es an industriellen Rohstoffen fehlen und vielleicht noch mehr an ausreichenden Absatzgelegenheiten im Auslande. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die gegenseitige Verbitterung, die zwischen den kriegführenden Nationen und selbst im Verkehr mit manchen neutralen Staaten entstanden ist, auch nach dem Friedensschluß weiter wirkt und den Warenaustausch beeinträchtigt. Wir dürfen nicht vergessen, daß unser auswärtiger Handel mit dem britischen Weltreiche, mit Frankreich und seinen Kolonien, mit Rußland und Nordamerika $10^1/_4$ Milliarden, also beinahe die Hälfte unseres ganzen auswärtigen Handels darstellt. Nachdem wir während der Friedenszeit volkswirtschaftlich auf den Krieg nicht in allen Beziehungen so gut vorbereitet waren, wie es von Volkswirten angeraten worden war, wie es möglich und wünschenswert gewesen wäre, wollen wir nicht nochmals in denselben Fehler verfallen, wollen wir es nicht unterlassen, uns auch im Kriege schon für die Zeiten des Friedens vorzubereiten und zu rüsten. Wir müssen uns bewußt werden, daß unsere Beziehungen zur Weltwirtschaft nach dem Kriege wahrscheinlich einschneidende Veränderungen zu erfahren haben. In dieser Hinsicht hat sich aber anscheinend schon eine ziemlich weitgehende erfreuliche Übereinstimmung der Ansichten unter praktischen und gelehrten Volkswirten herausgebildet.

Es kommt darauf an, nach dem Kriege die wirtschaftlichen Beziehungen zu den uns durch den Krieg und die Waffenbrüderschaft nähergerückten Staaten besser zu entwickeln. Wir führen den Krieg, um eine Zertrümme-

rung der Türkei, um eine Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verhüten. Wir wollen nicht zugeben, daß das Königreich Böhmen, das gleich einer Bastion weit in deutsche Lande hineinragt, dem Moskowitertum anheimfällt und schließlich Kosakengarnisonen nur wenige Bahnstunden vom Herzen Deutschlands errichtet werden können. Wir wollen die wirtschaftliche und politische Zukunft der Balkanstaaten nicht den russischen Herrschafts- und Unterdrückungsgelüsten preisgeben. Der Balkan bildet weder vom nationalen noch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet eine natürliche Domäne des russischen Einflusses. Die Mehrheit der Balkanbewohner wird durch Rumänen, Albanier, Griechen und Türken gebildet, die keine Slawen sind. Die Balkanstaaten sind durchaus Agrarländer, welche zum Teil dieselben Produkte wie Rußland liefern, also mit Rußland unmittelbar konkurrieren, deren wirtschaftlicher Verkehr mit Rußland daher bis jetzt ganz geringfügig geblieben ist. So hat Bulgarien, das Rußland früher ja besonders nahestand, von 1886 bis 1910 nur 0,2% seiner gesamten Ausfuhr nach Rußland senden können und nur 4% seiner Einfuhr aus Rußland bezogen. Dagegen hat es über 17% an Deutschland und Österreich-Ungarn abgesetzt und von diesen Mächten 43% seiner Einfuhr erhalten. Nicht Rußland, wohl aber Deutschland und Österreich sind imstande, die Rohstoffe der Balkanstaaten abzunehmen und ihnen die notwendigen Industrieprodukte zu angemessenen Preisen in vortrefflicher Qualität zu liefern.

So weist die Natur der Dinge selbst diese Staaten auf den Warenaustausch mit den Zentralmächten hin. Wir können mancherlei Rohstoffe, Futtermittel und auch menschliche Nahrungsmittel nicht in vollem Umfange bei uns erzeugen. Vieles aber, was wir brauchen,

können uns Ungarn, die Balkanländer und eine wirtschaftlich gehobene, entwickelte Türkei liefern. Schon hat die größtenteils mit deutschem Kapital gebaute Bagdadbahn für die militärische und volkswirtschaftliche Wiedergeburt der Türkei unschätzbare Dienste geleistet. In dieser Richtung muß auch weiterhin zielbewußt und tatkräftig gearbeitet werden, dann wird aus einem gut bewässerten Mesopotamien ein zweites Ägypten werden, ein Land, das uns im Verein mit Anatolien Baumwolle, Schafwolle, Getreide, Kupfer und Rohöl liefern kann, und zwar auf Straßen, die auch die englische Flotte niemals abzusperren vermag.

So erhebt sich vor unserem geistigen Auge das lockende Bild eines mächtigen Wirtschaftsreiches, das von der Ostsee bis an die Gestade des Persischen Meerbusens reicht. Wie im einzelnen die Verkehrsbeziehungen zwischen diesen Ländern zu ordnen sein werden, ob wir zum Beispiel eine volle Zollunion mit Österreich-Ungarn anzustreben haben oder ob wir uns besser mit weitgehenden gegenseitigen Zollbegünstigungen begnügen, das will ich hier nicht weiter untersuchen. Darüber haben noch die Sachverständigen der Handels- und Zollpolitik zu beraten, und auch diesen wird es nicht immer leicht fallen, das Richtige zu treffen, und, wenn sie es getroffen haben, an den entscheidenden Stellen des Staatslebens durchzusetzen.

Aber wir brauchen vor den Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken, wie ich schon früher betont habe. Wir haben durch den Krieg, durch den inneren Frieden, den uns der Krieg gebracht hat und den wir uns auch in friedliche Zeiten um jeden Preis hinüberretten wollen, neue, jugendfrische Kräfte erworben. Auch in weiten Kreisen unserer Arbeiterbevölkerung bricht sich jetzt die Einsicht Bahn, daß wir gegenüber den uns feindlich

gesinnten Weltreichen ebenfalls eine größere Wirtschaftsgemeinschaft begründen müssen, welche die Erfolge unserer friedlichen fleißigen Arbeit sicherstellen kann. Der Krieg hat unser ganzes Volk von der Notwendigkeit der Weltpolitik überzeugt, und dadurch wird die Wirksamkeit unserer Staatsmänner eine ganz andere Schwungkraft erhalten, als ihr bis jetzt innewohnen konnte.

Gewiß, nach dem Kriege wird es wieder soziale und politische Parteien geben, und diese werden um ihre Geltung in Staat, in Wirtschaft und Gesellschaft miteinander streiten. Wenn sie sich dabei immer „den sittlichen Untergrund des vaterländischen Gemeinschaftsgefühles" bewahren, ist dieser Kampf durchaus kein Unglück. Erst aus dem Aufeinanderprallen der Meinungen geht siegreich das Licht der Wahrheit hervor. Ich rechne darauf, daß diese Gemeinschaftsgefühle sich erhalten werden, daß es auch in aller Zukunft nur deutsche Parteien geben wird. Das sind wir unseren Helden schuldig, die für Deutschlands größere Zukunft ihr Blut vergossen, ihr Leben geopfert haben. Wie sie kameradschaftlich ohne Unterschied von Rang und Stand in fremder Erde nebeneinander gebettet liegen, so sollen wir Überlebenden ein einig Volk von Brüdern bleiben, denn „in der Eintracht liegt die Macht; mit vereinter Kräfte Walten wird das Schwerste leicht vollbracht."

Der Krieg von 1870/71 hat uns Kaiser und Reich und damit einen glänzenden Aufstieg unseres Staatslebens gebracht. Der Krieg von 1914/15 soll uns die Stellung in der Weltpolitik und in der Weltwirtschaft endgültig sichern, auf die uns unsere militärischen, unsere kulturellen, unsere organisatorischen, wirtschaftlichen, technischen und sozialen Leistungen fürwahr ein heiliges

Anrecht verliehen haben. Das englisch-russisch-französische Länderverteilungssyndikat, das sich bereits die Hälfte des Erdballs angeeignet hat und zwei Fünftel der Menschheit beherrscht, muß einsehen lernen, daß Gott das Meer nicht nur für England, den Erdball nicht nur für Angelsachsen und Russen geschaffen hat. Nein, Raum für alle hat die Erde, auch für uns Deutsche!

Alexander Brückner, Berlin:

Der Weltkrieg und die Slawen

Rede am 5. März 1915

Hochgeehrte Damen und Herren!

Wir stehen heute schon im achten Kriegsmonate, und noch ist ein eigentliches Ende nicht abzusehen. Noch können uns unerwartete Wendungen jeder Art bevorstehen, und es wäre daher vermessen, heute schon etwas über die Zukunft sagen, prophezeien zu wollen. Eines aber scheint schon gesagt werden zu können: daß diejenigen geirrt haben, die da glaubten, daß nach diesem Kriege wie nach einem Sommergewitter alles sich neu erfrischen, beleben werde. Wir wissen, oder, richtiger gesagt, wir ahnen etwas anderes: daß vor unsern Augen eine alte Welt in Trümmer geht, daß förmlich ein dicker Strich gezogen ist unter die bisherige Entwicklung der Menschheit, daß auf einem neuen Blatt Klio einträgt, was noch niemand ahnt. Denn wie soll alles wieder in die alten Bahnen einlenken, nach dem, was vorgefallen ist und vorfällt? Wie ist es möglich, zu denken an eine englisch-deutsche Verbrüderung, wie sie noch im vorigen Frühling solche Blüten zu treiben schien? Wie kann überhaupt geflickt werden die turmhohe Freundschaft zwischen Preußen und Rußland, der Eckstein der preußischen konservativen Politik? usw.

Wenn es daher unmöglich ist, etwas über die Zukunft zu sagen, so können wir dafür wenigstens das Material vorbereiten, nicht um die Zukunft selbst zu bestimmen

oder zu erraten, sondern um die bloßen Möglichkeiten, das ist unsere Konstruktionen einer Zukunft irgend wie zu rechtfertigen. Dieses Material, das ist ein Blick um uns herum und Rückblick zugleich, wird uns die Augen klären und stählen für das Ausschauen nach dem Vorwärts; vor allem müssen wir dabei trachten, Dichtung und Wahrheit auseinander zu halten, die Erdichtungen, Entstellungen zu sondern von dem Tatsächlichen.

Was auch immer für Beiwörter die spätere Geschichte den Jahren 1914 und 1915 beilegen wird — ein Beiwort gehört ihnen schon heute, daß sie die verlogensten sind, die die Weltgeschichte bisher erlebt hat. Dieses Gelüge in Presse, Versammlungen usw. hat eine technische Vollkommenheit errungen, daß keine andere, geistige wie materielle Waffe an sie heranreicht. Nehmen Sie irgendeine fremde Zeitung in die Hand — die Übereinstimmung zwischen ihren und unseren Berichten hört auf bei den Eigennamen; alles andere geht vollständig auseinander. Die westlichen Völker scheinen überhaupt jedes Wahrheitsgefühl verloren zu haben, sowie es sich um eine Wahrheit handelt, die ihnen unbequem sein könnte. Ihnen etwas ausreden zu wollen, in sie hineinreden, heißt einfach nur, an ihnen vorbeireden. Sie haben kein Gehör mehr dafür, und nicht anders liegt die Sache im Osten.

Daher ist es kein undankbares Unterfangen, zu versuchen, nach bestem Wissen und Gewissen einen Teil der Sachlage zu überprüfen. Ich glaube, daß ein deutsches Publikum empfänglicher sein wird für eine objektive Darstellung, die auf alle Schmeicheleien, die auf alle Illusionen verzichtet, und in diesem Sinne sei denn auch meine Rede eine deutsche Rede.

Ich habe zu sprechen über die Slawen, das ist über diejenige Völkergruppe, die in diesen Krieg hinein-

gezogen ist in einem Umfange und in einem Schrecken, wie keine andere Gruppe. Bei der germanischen gibt es ja eine Reihe von Völkern, die überhaupt außerhalb des Kampfes stehen: die nordischen Völker, Holland, Schweiz, die Vereinigten Staaten. Von den romanischen kämpfen überhaupt nur Wallonen und Franzosen, eventuell auch Portugiesen. Die Spanier sind ja vollkommen neutral. Neutral sind auch in Italien und Rumänien, diejenigen, die jeden Krieg bekriegen: die Sozialdemokraten. Sonst allerdings scheinen alle Italiener und Rumänen unter der Neutralität nur zu verstehen das rechtzeitige Losschlagen auf der richtigen Seite. Nur mit den Slawen verhält es sich anders. Von ihren fast 150 Millionen sind nur die wenigen sechs Millionen Bulgaren wirklich neutral. Alle anderen stehen im Felde, und zwar oft in brudermörderischem Kampfe Polen gegen Polen, Ruthenen gegen Kleinrussen, Serben und Serbokroaten gegen Serben.

Unsere Übersicht beginnen wir natürlich mit denjenigen, die schon durch ihre Masse, reichlich zwei Drittel des gesamten Slawentums, den Vorrang erstreben und die vor allem diesen Krieg angezettelt haben: den Russen.

In was für einer Erwartung, worauf vertrauend haben die Russen diesen Krieg begonnen? Sie vertrauten, abgesehen von der militärischen und materiellen Hilfe ihrer Bundesgenossen, auf ihre eigene riesige Kraft und die unerschöpflichen Menschenmengen. Vor etlichen Tagen fand man in Südpolen in einem Schützengraben, den die Russen geräumt hatten, allerlei deutsch, allerdings sehr unorthographisch und ungrammatikalisch Geschriebenes, neben Sätzen wie zum Beispiel: „Wir Russen haben besiegt Napoleon den Großen; wir werden besiegen Wilhelm den Kleinen", auch den Satz:

„Ist X. russische Armee vernichtet, schad't nichts, kommen zwei neue dafür". Und wirklich, was wir vor Przasnysz oder Stanislau sehen, zeigt uns die Wahrheit dieses Satzes.

Neben dem Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit ihrer Menschenreserven waren die Russen von der Überzeugung geleitet, daß ihnen im Innern auch bei einem ungünstigen Ausgang des Krieges nichts zu drohen scheint. Bei uns dachte man anders. Man erwartete, daß die Revolutionäre die ersten Niederlagen des russischen Heeres benutzen würden. Man glaubte, daß 1915 sich wiederholen könnte, was 1905 geschehen war, und vergaß nur, daß die Verhältnisse sich von Grund aus geändert haben. 1905 war der gehaßteste, verachtetste Feldzug, den Rußland je in allen seinen unzählbaren Kriegen geführt hat; 1915 ist die ganze russische Nation einmütig förmlich in einen „heiligen Krieg" gezogen. 1905 war die Unzufriedenheit, von den Revolutionären angefangen bis in die weitesten Spitzen der Intelligenz hinein so verbreitet, daß die Staatsmaschine einem überheizten Kessel ohne alle Ventile zu gleichen schien; 1915 funktionieren tadellos alle möglichen Ventile; Rußland hat eine Druckfreiheit, die in Petersburg größer war als in Berlin; eine Duma, in welcher die Gegensätze aufeinander losplatzen können; die Intelligenz hat daher jeden Pakt mit der Revolution, den sie 1905 ohne weiteres einzugehen bereit war, für immer abgeschworen. 1905 waren vor allem die Bauern unzufrieden, bei ihrem ungestillten Landhunger, wie bei gleich mißlichen anderen Verhältnissen. Heute hat die Regierung die großartigste Agrarreform mit einer erstaunlichen Kraft und Schnelligkeit eingeleitet und damit jeder Agitation den Wind aus den Segeln für immer genommen.

Leute, die das Gras wachsen hören, behaupteten sogar, die russische Regierung hätte den Krieg angezettelt, um eben für diese innere Unzufriedenheit eine Ablenkung nach außen zu schaffen. Das ist ein Irrtum. Ablenkung für die Unzufriedenheit schafft die russische Regierung mit dem probaten Mittel, das sich auch 1905 bewährt hat und noch auf Dezennien hinaus bewähren wird, mit den Nagaiken der Kosaken, die eventuell von einem Garderegiment und ein paar Maschinengewehren unterstützt werden. Dazu braucht somit die Regierung nicht das Ausland zu überfallen.

Wie ist nun die Stimmung in Rußland? Ich habe schon erwähnt, daß eine Einmütigkeit durch die ganze Nation geht. Um eine ihr gleiche in der ganzen Vergangenheit wiederzufinden, müßte man zurückgreifen auf die Jahre 1612 und 1613, wo die Russen die fremden Polen und Schweden und die eigenen Kosaken besiegten, auf 1812, wo die Russen Napoleon und die zwanzig Völkerschaften aus ihrem Lande hinauswarfen, auf 1858 und 1859 etwa, auf die Flitterwochen der Reformaera. Heute ist womöglich die einmütige Einstimmigkeit noch größer. Sie hat Unglaubliches zutage gefördert. Revolutionäre wie Burzew, der unter ihnen der bekannteste, aber nicht der einzige ist, haben ihren sichern Zufluchtsort in Paris oder sonstwo verlassen, um in den zarischen Reihen für den Zaren zu kämpfen, der aber ohne Umstände sie hat einstecken lassen.

Diese Einmütigkeit sehen wir vor allem auch bei den russischen Nationalitäten. Es wurde hier das Märchen verbreitet, daß Rußland kein einheitlicher, kein nationaler Staat, nur ein Nationalitätenstaat (etwa wie Österreich) wäre, daß unter seinen unterdrückten Nationalitäten förmlich das Feuer der Empörung unter der Asche glimme und bei dem ersten Luftzuge in hellen

Flammen auflodern würde. Die Wahrheit lehrt uns dagegen, daß die berufenen Vertreter aller russischen Nationalitäten, sogar der mohammedanischen Tataren in Kasan, trotz des „Heiligen Krieges" der Moslems, sich einmütig auf den Boden der russischen Staatsidee gestellt haben und daß sie alle ihre Kraft dem russischen Staate leihen werden. Was sonst für Tugenden in Rußland zutage getreten sind, die Opferfreudigkeit, Aufopferungsfähigkeit usw., hat ja überall der Krieg in der ganzen Welt, sogar bei den Neutralen entfesselt. Wir brauchen nicht bei ihnen zu verweilen.

Aber eins muß hervorgehoben werden: der gewaltige Schritt, den Rußland, der Menschheit voran, getan hat, indem es endlich diese Menschheit von einer Pest befreit hat, die sie seit mehreren Jahrhunderten dem Untergang, weil der Degeneration, zutreibt. Rußland hat es gewagt, in dem Momente der schwersten finanziellen Anspannung auf einen Posten von 400 Millionen Rubel in dem diesjährigen Voranschlag zu verzichten und das Alkoholverbot durchzuführen; und damit hat Rußland der Menschheit die Wege gewiesen, die diese Menschheit betreten muß, mögen alle Finanzminister und alle Schnapsbrenner die betrübtesten Gesichter dazu machen. Über andere Einzelheiten kann ich mich hier nicht mehr verbreiten.

Wir müssen nun fragen: Was für Absichten hat sich Rußland in diesem Kriege gesteckt? Die Antwort liegt klar zutage: Eine Zertrümmerung Österreichs, um Galizien besetzen und auf dem Balkan freie Hand haben zu können; die Meerengen, das Umwandeln des Schwarzen Meeres in eine russische Binnensee mit der freien Ausfahrt, die Rußland sofort zu einer dominierenden Macht im Mittelmeer erheben würde; endlich die Aussicht, bei den Handelsverträgen selbst die Bedingungen

diktieren zu können, um aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Deutschland loszukommen, in die Rußland hineinzugeraten glaubte. Das sind die faktischen Motive und Ziele. Ihnen ist ein Mäntelchen umgehängt worden, als ob Rußland, wie die übrigen Entente-Mächte, auch noch an die Befreiung von Völkern dächte. Befreiung von Völkern, wahrlich ein Siegespreis, der nicht teuer genug erkauft werden kann. Aber um diesen Siegespreis zu erringen, um Finnländer, Polen, Kleinrussen, Rumänen, Armenier, Juden usw. zu befreien, dazu brauchte Rußland nur sich selbst den Krieg zu erklären, seiner eigenen Staatsidee. Diese Staatsidee hat vor ein paar Jahren ein hoher Geistlicher im Reichsrate dahin formuliert: Historische Aufgabe des russischen Staates ist, alles, was nicht russisch ist, zu russifizieren, alles, was nicht zur orthodoxen Kirche gehört, ihr zuzuführen. Die Worte waren neu, die Losung so alt wie Rußland selbst, wenigstens das moderne. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hieß es kürzer: ein Gott, ein Zar, ein Volk, alles gestützt auf die unverrückbare Basis der Leibeigenschaft. Diese Basis ist ja längst verrückt, die „Dreifaltigkeit" über ihr dagegen stehen geblieben. Wie nun Rußland seine Rolle als Befreier unterdrückter Völker auffaßt, darüber soll uns im Folgenden sofort belehren, wie es nämlich in Galizien unter den Kleinrussen auftritt.

Über die Kleinrussen Rußlands ist ja nichts zu sagen. Wie sie sich gebettet haben, so schlafen sie wahrscheinlich den Todesschlaf für alle Ewigkeit. Das kleinrussische Volk, durch den orthodoxen Glauben, der ja früher mit der Nationalität selbst sich deckte, mit dem russischen Volke vereint, neigte immer, auch gegen seine eigenen Führer, zum Bunde mit Rußland, ist diesen Bund eingegangen und kostet nun bis zur Neige seine Süßigkeiten aus.

Es existiert einfach nicht in den Augen der Russen. Noch vor einem halben Jahrhundert präzisierte Minister Valujev die Sache dahin: Eine kleinrussische Frage hat nie existiert, gibt es nicht und wird nie existieren, und auf diesem Standpunkt stehen alle Russen; höchstens, daß die liberalsten in einer Anwandlung von Scham den Kleinrussen etwa für den Anfangsunterricht den Gebrauch ihrer Sprache gewähren würden, aber darüber hinaus nichts weiter, am allerwenigsten irgendeine Autonomie, denn von Autonomie ist ja der Übergang zum Separatismus möglich, und der würde allerdings den russischen nationalen Staat aufs schwerste gefährden.

Anders liegt nun die Sache mit den Kleinrussen oder Ruthenen in Galizien. Diese Ruthenen, seit Jahrhunderten abgesplittert von jedem Zusammenhange mit den weiteren Kleinrussen, lebten, ein armes Bauernvolk, für sich dahin, bis die nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts auch sie ergriff, bis sie, nicht ohne Förderung der österreichischen Regierung, ein nationales Bewußtsein in sich entdeckten, entwickelten und im Gegensatze zu den Polen ein Volkstum sich schufen, das sich immer rascher, immer weiter zu entwickeln begann. Dieses ruthenische Volkstum war den Russen seit jeher ein Dorn im Auge, denn sie mußten fürchten das dort Begonnene, daß von diesen selbständig gewordenen autonomen Ruthenen in Galizien hinüberspringen würde der elektrische Funke des nationalen Bewußtseins auf ihre eigenen Kleinrussen. Daher mußte durch die Besetzung Galiziens dem Ruthenentum und damit jeder kleinrussischen Autonomie das Rückgrat für immer gebrochen werden, und sie haben es erreicht. Daher erklärt sich, daß die Russen ihren wohlvorbereiteten ersten Hauptstoß nicht gegen Königsberg, nicht gegen Posen oder Breslau, sondern gegen Lemberg geführt haben, daß der Zar nach der Besetzung

Lembergs sofort an die Stadt telegraphieren ließ, er gratuliere ihr zu der Befreiung vom 600jährigen Joche, nicht achtend, daß das russische Joch tausendmal schlimmer und schändlicher ist als jedes andere.

Was haben die Russen in Lemberg getan? Als sie einrückten, störte sie sofort, daß dieses Lemberg so viel Schulen habe. Sie erklärten: Ihr habt ja mehr Schulen in einer Stadt als wir in einem ganzen Gouvernement, das darf nicht so fortgehen. Sie schlossen sofort alle öffentlichen Schulen, die polnischen wie die ruthenischen, sie hoben auf die ruthenische Presse, sie plünderten aus die ruthenischen Museen, sie schlossen überhaupt alle ruthenischen Vereinigungen jeder Art, ökonomische, wissenschaftliche usw., und als sich die Ruthenen beim Stadtoberhaupt, Grafen Scheremetjev, darüber beschwerten, bemerkte dieser ganz treuherzig: Wozu dieses Ruthenentum? Wir verstehen uns ja auch so. Warum diese Isolierung? und damit sprach er das Todesurteil aus über das Ruthenentum Galiziens.

Und noch viel schlimmer liegt die Sache nach der kirchlichen Seite. Statthalter Graf Bobrinskij erklärte, er kenne nur drei Religionen im Lande: die orthodoxe, die katholische und die jüdische. Aber in Galizien bekennen über drei Millionen Ruthenen den unierten Glauben, das ist die Anerkennung Roms, seines Primats und seiner Dogmen, neben der Beibehaltung ihres alten griechisch-slawischen Ritus. Dieser römischen Religion in Galizien hat nun ebenfalls die Todesstunde geschlagen. Das geistliche Haupt der Ruthenen, ihr Erzbischof-Metropolit, ist nach Rußland in Gefangenschaft abgeführt worden, weil er sich weigerte, einen Dankgottesdienst für die Unterdrückung seines Volkes zu halten, und er geht diesen Weg als erster voran, dem nachfolgen werden hunderte und tausende von Ruthenen, denselben Weg,

den vor ihnen ihre Todfeinde, die Polen, so oft gegangen sind, nach den Zentralgefängnissen von Moskau, nach den Bergwerken von Sibirien, um da zu Ende zu träumen ihren Traum von einer nationalen Selbständigkeit.

Weiter: Die Russen entführten hunderte ruthenischer Waisen nach Rußland, um sie dort zu unterrichten, auszubilden und dann auf ihr eigenes Volkstum als dessen Angeber und Spione zu werfen, die modernen Janitscharen des 20. Jahrhunderts. Der heutige Jesuitengeneral, der Pole Ledochowski, wird mit eigenen Augen zusehen müssen, wie das Werk, das seine polnischen Ordensgenossen vor über drei Jahrhunderten begonnen haben, zu Grabe getragen wird; und das gegen Rußland immer machtlose, verängstigte, eingeschüchterte Rom wagt nicht ein Wort des Protestes, sieht nur ruhig zu diesen Rissen in seinem Petersdom, die viel gefährlicher sind als alle, die von einem Erdbeben herrühren könnten; ihm muß genügen, daß der Zar durch Herrn von Sumarokov dem Papst Benedikt XV. erklären ließ, wie gut bei ihm die Rechte der katholischen Kirche aufgehoben wären. So wird sich in Galizien nur wiederholen, was im 18. Jahrhundert Katharina, im 19. Jahrhundert Nikolaus und Alexander an den unierten Kleinrussen verbrochen haben; die von Christenliebe übertriefende orthodoxe Kirche wird ihr heiliges Bekehrungswerk nur mit den Nagaiken der Kosaken vollenden. Das ist die wahre, ungeschminkte Darstellung, wie Rußland seine Befreierrolle aufgefaßt hat und durchführt.

Von den Kleinrussen gehen wir unmittelbar über zu den an sie im Süden anstoßenden Balkanslawen. Sie wissen, wie es den Russen gelungen ist, die Balkanvölker vor ein paar Jahren zu einem Balkanbund zu

vereinigen. Alle Welt in Petersburg lachte laut auf, als es hieß, daß Fürst Trubetzkoi, damals Direktor der Angelegenheiten des nahen Ostens, heute Gesandter in Belgrad oder Nisch, daran gehe, den Balkanbund zu gründen. Man lachte, denn vier Staaten, deren Interessen einander strikt entgegenlaufen, in einen Bund zu vereinigen, schien menschliche Kunst, menschliches Können übertreffen zu sollen. Aber russischer Diplomatie ist nichts auf dieser Welt unmöglich, und Herr Tscharikoff mit seinen Agenten hat wirklich das Bündnis zustande gebracht. Die überraschten Diplomaten des Dreibundes protestierten lebhaft und Rußland desavouierte Herrn Tscharikoff, aber erst, nachdem sein Werk vollendet war.

Sie wissen, was der Balkanbund erzielt hat: die Niederwerfung, Zerschmetterung der europäischen Türkei. Aber er war noch zu etwas anderem ausersehen: zur Zerschmetterung Österreichs, und wäre er bestehen geblieben, so stünde heute gewiß ein serbisches und rumänisches Heer in den Straßen von Budapest. Es war nun die Kunst und das Verdienst des Grafen Berchtold, daß er den Balkanbund gesprengt hat. Man lachte in der ganzen Welt über die späte Liebe, die Österreich auf einmal zu Albanien in sich entdeckt hatte. Aber dieses österreichisch-italienische Albanien war der Erisapfel, durch den der Balkanbund zur Balkanfeindschaft wurde, denn als die Serben sahen, daß für sie nichts an der Adria zu erreichen war, mußten sie Kompensationen im Osten suchen und verlangten sie von den Bulgaren. Diese, sich stützend auf die Petersburger Abmachungen, die sie unter Rußlands Schutz gesichert wähnten, weigerten sich, von dem ihnen Zugesagten, wofür sie gerade die größten Opfer und Lasten zu tragen gehabt hatten, abzuweichen, und die Folge davon war,

daß die Verbündeten von gestern den Verbündeten heute überfielen und zerrissen. Bulgarien verlor nicht nur alles, was es erobert hatte mit Einsetzung all seiner Kraft, sondern wurde auch noch von Rumänien beraubt, und noch dazu mit der Cholera beschenkt, die Tausende von Bulgaren dahingerafft hat, und heute noch gibt es Gegenden in Bulgarien, wo es keine Männer gibt, nur Krüppel, Greise oder Knaben.

Das anständigste Volk der Balkanhalbinsel, wie es gerade das Bauernvolk der Bulgaren ist, wird trotz aller Enttäuschungen niemals einen Krieg den Russen erklären, in diesen sich hineinziehen lassen. Dazu ist bei diesen Bauern allzu fest verankert das Gefühl der Pflicht der Dankbarkeit den Russen gegenüber, die, wenn auch in ihrem eigensten Interesse, Freiheit und Selbständigkeit diesen Bulgaren geschaffen haben. Aber ebensowenig wird sich Bulgarien von den Serben abspeisen lassen mit einigen Fetzen Landes, und es wird daher neutral bleiben, neutral bleiben schon wegen seiner Erschöpfung.

Nur eines bleibt unklar: wie sich die Bulgaren vorstellen, daß sie doch noch zu ihrem Rechte kommen werden, zu ihrem Mazedonien und namentlich zu dem ersehnten Saloniki, ohne welches sie gar nicht existieren zu können glauben. Doch das mag ihre Sorge sein.

Die Serben haben durch die Bluttat von Serajewo, in die sie verwickelt sind, den Krieg nicht heraufbeschworen. Der Krieg war längst früher beschlossen, denn schon im Juni vor der Bluttat wußte man in Rußland, daß es auf Österreich losgehen werde. Serajewo und was damit zusammenhing, war nur der äußerliche Anlaß, der letzte Tropfen förmlich, der diesen Becher überlaufen ließ.

In diesem Kriege haben bisher die Serben am günstigsten abgeschnitten. Sie haben den Feind vollstän-

dig aus ihrem Lande hinausgeworfen. Einmütig, zuversichtlich blicken sie in die Zukunft.

Was für Märchen sind über sie verbreitet worden: Hunger in ihrem Lande, alle möglichen Seuchen, Meutereien im Heere, Verschwörungen unter den Regierenden. Sie würden nur lachen, wenn sie das alles von sich hätten lesen können.

Wir wissen noch nicht, was die Zukunft bringen wird. Ein endgültiger Sieg der Serben, eine Annexion von Bosnien und der Herzegowina würde sie, die heutigen Schützlinge der Russen, ihre Lieblinge, die die frühere Stelle der Bulgaren eingenommen haben, zu dem dominierenden Staate auf dem Balkan machen und würde vor allem alle Hoffnungen und Erwartungen der Kroaten für immer vernichten.

Die beiden anderen Mitglieder des gesprengten Balkanbundes sind nun keine Slawen mehr und entfallen daher aus unserer Betrachtung. Aber es lohnt sich doch, ein Wort über die Rumänen zu äußern. Zwei Seelen wohnen in der Brust der Rumänen, ebenso wie in der der Italiener. Aber während die Italiener die Macht haben, ihre Neutralität, ihre Unparteilichkeit so auszuführen, daß sie sowohl Österreich um sein Trentino, wie Frankreich um sein Tunis zu erleichtern gedenken, fehlt den Rumänen die Kraft, nach zwei Hasen auf einmal zu haschen. Sie sind vor eine Wahl gestellt, die ihnen schwierig fallen muß. Auf der einen Seite lockt Bessarabien, das fruchtbare Land, im Grunde genommen nicht einmal Bessarabien allein, sondern auch Cherson bis an den Bug, mit dem reichen Odessa, denn in Bessarabien und in Cherson gibt es keine kompakten Nationalitäten; da sind wie auf einem Schachbrett an 50 nationale Gruppen durcheinander gewürfelt, und bei einer Eroberung oder Besetzung von Bessarabien

und Cherson würde der zähe Stamm der Rumänen, der wenigstens in Bessarabien die absolute Majorität hinter sich hat, Aussicht haben, das fruchtbare Land schließlich vollständig zu rumänisieren. Es ist ja ein zähes Volk, vor welchem die Slawen zurückweichen, sogar die Serben in Serbien, um von den Slawen zum Beispiel in Ungarn zu schweigen.

Eins erwärmt verhältnismäßig wenig die Rumänen für Bessarabien: das Bewußtsein, daß die bessarabischen Rumänen vollständig unterdrückt sind, gar kein nationales Bewußtsein besitzen. Sie haben nicht einmal unter der „milden" russischen Regierung in rumänischer Sprache lesen dürfen, außer wenn es nicht mit lateinischen, sondern mit cyrillischen Buchstaben gedruckt ist. Ein bessarabischer Rumäne muß erst durch das Königreich Rumänien hindurchgehen, ehe er nationales Bewußtsein erlangt.

Die Straße verlangte anderes: den Krieg gegen Österreich, den Erwerb, die Angliederung der Rumänen in der Bukowina, in Siebenbürgen, in Ungarn, an Zahl ein ungleich größeres Quantum als das in Bessarabien und Cherson, freilich wiederum vielfach keine kompakte Volksmasse, sondern mit kulturell höherstehenden Deutschen, Magyaren, durchsetzt. Aber die Zähigkeit der Rumänen würde vielleicht auch hier hoffen können, bei der bekannten Anwendung von Gewaltmaßregeln, über die jeder Staat leider Gottes verfügt, alles zu Rumänen zu machen, wenn nicht weiter sehende rumänische Patrioten die Ahnung einer größeren Gefahr beschleichen würde. Sie wissen: wenn sie helfen, Österreich zu zerschmettern, wenn Rußland das Schwarze Meer zur russischen Binnensee wandelt, wenn es auf dem Balkan den Zaren der Bulgaren und den Kral der Serben zu russischen Generalgouverneuren herab-

gedrückt haben wird — dasselbe hat es ja doch schon in Bulgarien unternommen gehabt —, also wenn Rußland dieses durchführen wird — und es ist kein Zweifel, daß es das siegreiche Rußland durchsetzt, — dann wird auch der rumänische König nur ein russischer Generalgouverneur werden, aber ohne die Vollmachten eines solchen, denn nur der russische Gesandte in Bukarest wird über alles in Rumänien zu entscheiden haben. Und wenn sich darüber rumänische Patrioten erhitzen werden, dann wird Sibirien immer noch Schnee und Eis zur Genüge haben, um auch die heißesten Rumänen kalt zu machen. Das ist es, was die Rumänen befürchten, was sie neutral sein läßt. Im Grunde genommen freilich sind Hindenburgs Siege die beste Gewähr für rumänische Neutralität bis heute gewesen.

Von den Südslawen gehen wir über zu den Westslawen, den Böhmen und Polen.

Über die Böhmen ist nicht viel zu sagen. Sie sind verhältnismäßig am wenigsten unmittelbar an dem Ausgang des Krieges beteiligt, wenn ich davon absehe, daß sie österreichische Staatsbürger sind. Was ist ihnen schließlich Rußland? Es gibt keinen größeren Gegensatz als zwischen Böhmen und Russen. Dem unendlich tätigen, ökonomischen, gebildeten, nüchternen Böhmen ist des Russen weite Natur mit allen ihren extremen Schwankungen und Inkonsequenzen ein unentwirrbares Rätsel. Dem Russen wiederum ist der Böhme nur ein slawisch sprechender Deutscher, daher doppelt ungenießbar. Also im Grunde genommen könnten die Böhmen als rein nationale Einheit für sich betrachtet diesem Kriege förmlich nur wie Zuschauer beiwohnen. Sie haben nähere Sorgen. Vor dem Kriege ist von Männern, die außerhalb der politischen Parteien, ihrer Programme und ihres Gezänkes stehen, eine neue,

eine letzte Verständigungsaktion zwischen beiden Nationalitäten in dem Kronlande Böhmen unternommen, die aussichtsvoll weiter geführt wurde, bis der Krieg dazwischen trat und alles unterbrach. Wir hoffen und wünschen, daß nach dem Kriege diese Unterhandlungen endlich den für alle gleich nötigen, gleich erwünschten Abschluß erreichen möchten.

Aber ich will nicht Böhmen verlassen, ehe ich ein Wort gesagt habe über ein Kapitel der modernen Dichtung, das allerdings zu den widerwärtigsten gehört, und das hier doch gestreift werden muß, wo wir gerade nach Kräften bestrebt sind, mit Dichtungen aufzuräumen. Sie erinnern sich, wie zu Anfang des Krieges eine Automobiljagd und eine Spionenfurcht die Menschen halb verrückt machen zu sollen schien. In Österreich gesellte sich dazu die Jagd nach dem Verrate. Nichts blieb davon unberührt. Alte verdiente Generale sollten Verräter für Rußland gewesen sein, sollten füsiliert worden sein. Österreichische ruhmbedeckte Regimenter, böhmische, kleinrussische, serbische, die mutig in den gräßlichsten Tod gingen, sie sollten gemeutert haben, dezimiert worden sein. Von polnischen Regimentern wagte man das ja nicht zu behaupten. Man hielt sich dafür schadlos an polnischen Beamten und behauptete, ihrer 700 hätten Hochverrat begangen. Zum Glück duldete die Kriegszensur nicht, daß diese tollen Ausgeburten krankhafter Phantasie in den Druck gelangten, sie wurden nur von Ohr zu Ohr gezischelt. Das Ministerium verordnete eine Untersuchung, die die Haltlosigkeit dieser Beschuldigungen in bezug auf die polnische Beamtenwelt ergab. Die Ente erfror auf diese Weise in Wien, um nach des Barons Münchhausen Rezept aufzutauen in Berlin und diesmal öffentlich in einer Zeitschrift aufzuflattern, wobei sie freilich an

Wahrheitsgewicht nicht um ein Milligramm gewonnen hat. Wenn wirklich einzelne Fälle von Verrat eingetreten wären, so könnte derjenige eine Gegenrechnung in Ostpreußen zum Beispiel aufstellen, der sich nicht sagen würde, daß er nicht leichtfertiges Gerede in die Welt setzen und sich nicht den Vorwurf selbst zuziehen darf, den er anderen macht. Vergessen Sie bei all diesem Gerede von Verrat eines nicht: daß nichts bequemer und leichter ist als die Schuld für eigene Kopflosigkeit, Unvorbereitetheit, Unfähigkeit auf den Verrat eines Dritten abzuwälzen.

Über Polen muß ich mich am vorsichtigsten und zurückhaltendsten ausdrücken. Wir haben Burgfrieden, den ich nicht verletzen darf. Ich muß mich daher begnügen mit der Bemerkung, daß die preußischen Polen ihre Pflicht gegen den Staat voll erfüllen; daß die österreichischen Polen noch viel mehr machen, daß sie jene Legionen organisiert haben, in denen die polnische Jugend Galiziens und Russisch-Polens, aufnehmend die ruhmvollen Traditionen ihrer Vorfahren, die in dem Rahmen des französischen Heeres für ihr nicht existierendes Vaterland geblutet haben, heute unter der geradezu idealen Führung eines Pilsudski, ebenso auf den Schlachtfeldern Südpolens und des Karpathenlandes ihr junges Leben heldenhaft für das künftige Vaterland lassen.

Was nun Russisch-Polen anlangt, so erwartete die Dichtung, daß sich 1914/15 wiederholen wird, was 1795, 1830, 1863 geschehen war, daß ein polnischer Aufstand im Lande den deutschen und österreichischen Operationen förmlich entgegengreifen werde. Nichts davon ist geschehen und es konnte nicht geschehen, denn 1915 liegen die Verhältnisse von Grund auf anders als in jenen früheren Zeiten. Heute, wo die waffentragende Mann-

schaft Russisch-Polens unter die Hunderte russischer Regimenter zerstreut ist, heute, wo Millionenheere dieses Land zerstampfen — was für einen Sinn hätte eine Auflehnung gegen die russischen Heere? General Puzyrevsky, der frühere Stabschef des Warschauer Militärbezirks, kein prinzipieller Feind der Polen, hatte offen erklärt: Müßten wir einmal das Königreich räumen — wir dürften es nur als Wüste verlassen. Wüste ist es ja schon heute; es stehen ja nur noch die Städte, und auch diese öfters in Grund und Boden zerstört. Wenn es den Polen zum Beispiel heute einfallen würde, falls Deutsche in Warschau einzögen, sie mit Sympathiekundgebungen begrüßen zu wollen — wer bürgt denn den Polen dafür, daß nicht drei Wochen später oder nach dem Friedensschluß die Russen wieder in Warschau einkehren und dann ein Strafgericht halten, wie es nur ein moderner Dschingis Khan ersinnen könnte. Die Deutschen in Lodz haben sich aufs ängstlichste gehütet, mit der einziehenden deutschen Armee selbst in irgendeine Beziehung zu treten, haben lieber ihre Wohnungen verlassen, nur um nicht deutsche Soldaten dort aufnehmen zu müssen, nicht aus dem Grunde, daß sie russophil sind, sondern aus demselben Grunde, aus dem sich die Polen so reserviert verhalten müssen.

Dagegen kann nicht bestritten werden, daß in der Tat in einzelnen polnischen Köpfen, namentlich in der Intelligenz, russophile Tendenzen vorhanden waren, die noch genährt worden sind durch das bekannte Manifest des Einzigen, der in Rußland alles zu sagen hatte, des Generalissimus, dieses Manifest, welches den Polen Wiedervereinigung unter der zarischen Oberherrschaft, ja die Autonomie verhieß. Das Manifest des Großfürsten ist ein bloßer Wisch Papier, genau soviel wert,

wie der andere Wisch, mit dem der Großfürst Österreichs Grund und Boden betreten hat und den österreichischen Völkern die Freiheit ihrer Religion, ihrer Nationalität usw. garantiert hat. Wir haben eben gesehen, was für Formen diese Garantie in Galizien angenommen hat. Es gehört kindische Leichtgläubigkeit dazu, das Manifest des Großfürsten ernst zu nehmen. Keinem Russen träumt es auch nur, irgendwelche Stücke von Deutschland loszutrennen und sie zu Polen zu schlagen. Wohl ist es möglich, daß nach einem siegreichen Kriege irgendeine Erleichterung für die Polen dort gewährt werden wird; nur steht diese Erleichterung, diese Autonomie nicht im geringsten Verhältnis zu dem, was die Polen schon heute durch die Befreier-Russen eingebüßt haben. Die Polen in Galizien sind von dieser Wohltat für immer ausgeschlossen. Über sie, ihr nationales Fortleben, wie über das nationale Fortleben der Polen in den russisch-litauischen Provinzen ist das Todesurteil gesprochen, und was heißt gegen diese Millionen von Polen, daß den übrigen in Warschau etwa ein paar polnische Lehrkanzeln neben den russischen an der Universität eingeräumt werden? An irgendeine autonome Verfassung in Staat oder Gemeinde, d. h. daß die Russen vollständig alles Russische in ihrem Russisch-Polen aufgeben würden, wo sie jeden Zoll Boden mit russischem Blut getränkt haben, das glaube, wer da will. Sie sollten heute ihre treuesten Söhne, ihre russischen Beamten aller Kategorien strafen, sie aus Russisch-Polen entfernen für die Polen? Wenn die russischen Wölfe in der Steppe mildtätige Beschützer und Hirten der Schafe werden, dann ungefähr wird auch dieses Aufgeben des Russentums im Königreich Polen erfolgen. Sie haben vor zwei Jahren die Warschau—Wiener Bahn russifiziert, Tausende von Polen um ihr Brot gebracht.

Werden sie etwa heute den Polen zuliebe diese ihre russischen Beamten vertreiben? Daran ist gar nicht zu denken, es sind dies bloße Illusionen, eine Dichtung, die sich der Generalissimus, weil es nichts kostete, erlaubt hat, womit er einfach auf Gimpelfang ausgegangen ist.

Ich fürchte aber, Ihre Geduld zu sehr in Anspruch zu nehmen. Ich möchte, obwohl ich Sie schon eine volle Stunde aufgehalten habe, Sie bitten, mir zu gestatten, nachdem ich über die einzelnen Slawen gesprochen habe, wenigstens noch einige Worte über die Rolle des Panslawismus in möglichster Kürze hinzuzufügen, was er von diesem Kriege zu erwarten hat.

Vor allem: Gibt es denn überhaupt einen Panslawismus? Hat entferntere Rassenverwandtschaft irgend etwas zu sagen? Die Frage darf nicht generell beantwortet, sie muß von Fall zu Fall erörtert werden. Das sehen wir am besten an der englisch-deutschen Blutsgemeinschaft, die, wie Sie wissen, in einen Haß sich verwandelt hat, als würden Engländer und Deutsche die einen etwa der gelben, die anderen der weißen Rasse angehören. Es hat sich gezeigt, daß stärker als Blut der Haß ist, der Franzosen und Engländer gegen Deutsche vereint, und stärker als Haß und Blut ist das Gold, um auf diesen einfachsten Nenner alle materiellen Interessen zurückzuführen. Daß aber Rassenverwandtschaft nicht ohne weiteres abzuleugnen ist in ihren Folgen, in ihrer Bedeutung, das lehrt uns das Beispiel der Slawen. Das Bewußtsein einer Rassengemeinschaft lebt wirklich unter ihnen und nicht zum mindesten in Polen, wo die Russophilie so alt ist wie polnische Geschichte überhaupt, freilich nicht aus dem Bewußtsein der Rassenverwandtschaft, sondern

infolge des jahrtausende dauernden Zusammenlebens, Durcheinandergewürfeltseins, der Herrschaft der Polen einst über Russen und der Russen heute über Polen. Daher ist auch der Panslawismus zuerst auf polnischem Boden entstanden. Freilich ist der polnische Panslawismus direkt entgegengesetzt dem russischen. Der polnische Panslawismus geht aus von einer Föderation gleichberechtigter slawischer Stämme. Die Leugnung dessen ist der russische Panslawismus, der nur erwartet, daß die slawischen Einzelflüsse in dem großen russischen Meer zusammenlaufen, sich dort verlieren werden. Der polnische Panslawismus ist gerade das Hemmnis, welches immer dem russischen Panslawismus entgegengetreten ist. Der russische Panslawismus will überhaupt nichts wissen von katholischen Slawen. Ihm sind Slawen nur diejenigen, die durch den orthodoxen Glauben geeint sind. Die Böhmen zum Beispiel ist ja dieser russische Panslawismus immer bereit gewesen, den Deutschen aufzuopfern, hat von ihnen höchstens nur die Slowaken etwa für sich behalten wollen.

Dieser Panslawismus ist jedenfalls heute gerichtet. Siegt Rußland, dann ist sein Panrussismus unaufhaltsam vorgedrungen. Die russische Lawine mit der ihr eigenen Logik wird keine slawischen Individualitäten neben sich dulden. Nur wenn Rußland besiegt wird, können die slawischen Nationalitäten ein Fortleben, Entwickeln und Gedeihen erwarten. Diese slawischen Nationalitäten, sie müßten wissen, daß der Kampf, in den sie heute hineingezogen sind, nicht von den Zentralmächten, wie gelogen wird, entfesselt worden ist; sie müßten wissen, daß diesen Kampf freventlich Rußland angezettelt hat; sie müßten wissen, daß in diesem Kampfe die Zentralstaaten nicht um Unrecht, Bedrückung, nur um ihre berechtigte Existenz kämpfen; sie müßten wissen, daß

ein Sieg Rußlands eine Niederlage der Zivilisation, der europäischen Kultur bedeuten würde, und wenn sie nicht von Blindheit geschlagen sind, so müßten sie nur einen Wunsch haben: daß den Zentralmächten der Sieg verliehen werde. Und mit diesem innigen Wunsch schließe ich meine Ausführungen.

Deutsche Reden in schwerer Zeit

Buchausgabe auf starkem Papier in Leinen gebunden Preis 4,— Mark
Feldpostausgabe auf Dünndruckpapier, vorschriftsmäßig verpackt . . . . . Preis 3,20 Mark

Die Reden Berliner Hochschullehrer, die in diesem Sammelbande vereinigt sind, erschließen einen Born, aus dem immer wieder neuer Mut, neue Kraft, neue Zuversicht fließen. Die inneren Werte, die wir in den ersten Wochen des Krieges gewonnen haben, uns als unverlierbares Eigentum zu erwerben, uns immer wieder daran zu erinnern, daß dieser Kampf den höchsten und heiligsten Gütern unseres Volkes gilt, die tiefsten Ursachen dieses Krieges verstehen zu lernen: das sind die Aufgaben, die diese Reden zu erfüllen haben. In verschiedenen Gegenden Berlins gehalten, versammelten sie eine vieltausendköpfige Zuhörerschaft aus allen Kreisen des Volkes. Aber über den naturgemäß beschränkten Teilnehmerkreis einer öffentlichen Veranstaltung mußten sie hinausgetragen werden, um im ganzen deutschen Volke, bei den Daheimgebliebenen und bei den Truppen ihre Wirkungen zu tun. Deshalb erschienen sie für das Bedürfnis des Tages in einzelnen Heften, und gelangen nun in einem Bande gesammelt zur Ausgabe, in der Reihenfolge, in der sie gehalten wurden.

Erster Band:

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff: Krieges Anfang. Rede vom 27. August 1914.

Gustav Roethe: Wir Deutschen und der Krieg. Rede vom 3. September 1914.

Hans Delbrück: Ueber den kriegerischen Charakter des deutschen Volkes. Rede vom 11. September 1914.

Otto v. Gierke: Krieg und Kultur. Rede vom 18. September 1914.

Adolf Lasson: Deutsche Art und deutsche Bildung. Rede vom 25. September 1914.

Adolf v. Harnack: Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen. Rede vom 29. September 1914.

Wilhelm Kahl: Vom Recht zum Kriege und vom Siegespreis. Rede vom 9. Oktober 1914.

Alois Riehl: 1813 — Fichte — 1914. Rede vom 23. Oktober 1914.

Theodor Kipp: Von der Macht des Rechts. Rede vom 30. Oktober 1914.

Max Sering: Die Ursachen und die weltgeschichtliche Bedeutung des Krieges. Rede vom 5. November 1914.

Adolf Deißmann: Krieg und Religion. Rede vom 11. November 1914.

Franz v. Liszt: Von der Nibelungentreue. Rede vom 18. November 1914.

Jede Rede ist einzeln für je 50 Pfennig lieferbar (auf Wunsch im Feldpostumschlag)

Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, Mauerstraße 43/44

75028

Der Kriegsausbruch 1914 (Thronrede, Kanzlerrede, Das deutsche Weißbuch, Kaiser, König und Zar, Deutsch-englischer Telegrammwechsel, Ansprachen und Urkunden). 1 Mark.

Der Kriegsverlauf (Sammlung der amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, Urkunden und amtl. Veröffentlichungen sowie Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier in fortlaufend erscheinenden Heften).
August/September 1 Mark November . . 1 Mark
Oktober . . . . . 1 Mark Dezember . . 1 Mark
Januar/Februar 1 Mark

Reden und Aussprüche Bismarcks zur deutschen Reichsverfassung nach der Legalordnung zusammengestellt von L. Kuhlenbeck. 8°, XIII und 162 Seiten. Geh. 4 Mark, gebd. 5 Mark.

Bismarck und die Reichsverfassung. Ein Vortrag v. Dr. jur. Gerhard Anschütz, Geh. Justizrat, ord. Prof. der Rechte a. d. Univers. Berlin. 1899. 80 Pf.

Die Hohenzollern und die Religionsfreiheit. Von Dr. jur. Philipp Zorn, Geh. Justizrat, ord. Prof. der Rechte an der Univers. Bonn. 1896. 80 Pf.

Die deutsche Staatssprache. Zwei Abhandlgn. Von Dr. jur. Philipp Zorn, Geh. Justizrat, ord. Prof. der Rechte an der Universität Bonn. 1902. 1 Mark.

Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart von Dr. Felix Salomon, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig. 1,60 Mark.

Deutschlands Feind. England und die Vorgeschichte des Weltkrieges. Von Dr. Heinrich Spies, ord. Professor der englischen Sprache an der Universität Greifswald. 2 Mark.

Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 695 701 3